

Basler Stadtbuch
Dossier 2020

Basel in der Corona-Krise (I)
Nathalie Baumann

Basel in der Corona-Krise (I)

Nathalie Baumann

So beginnen Weltuntergangsfilme: Ein Mensch betritt die Szenerie und findet eine Stadt vor, die ausgestorben zu sein scheint. Was hier wohl vorgefallen ist, fragt er sich. Nur langsam erschliesst sich ihm das rätselhafte Geschehen. Es ist wie im Film, aber es passiert gerade wirklich: Wer am frühlingshaften Samstagmorgen des 28. März 2020 am Barfässerplatz vom Fahrrad steigt, findet eine nahezu verlassene Innenstadt vor. Ungewohnte Stille, geschlossene Läden, vereinzelt Menschen, die Tüten mit Lebensmitteln tragen. Vor dem «Chrüterhüsli» steht ein Tisch mit weissen Flaschen, an dem eine Mitarbeiterin die Kundin mit einem Spritzer hausgemachten Desinfektionsmittels empfängt. Vor der Konditorei Gilgen am Spalenberg warten die wenigen Kunden in grossem Abstand zueinander. Ob es noch für einen Butterzopf reicht? Im Untergeschoss des «Coop City» fehlt das Toilettenpapier: ausverkauft. Das Bild mit dem leeren Regal, auf dem es normalerweise gestapelt ist, wird bald zum Sinnbild für das, was sich hier ereignet, und geht viral. Ältere Semester fühlen sich an die Ölkrise 1973 erinnert. Auch damals legte die Bevölkerung Toilettenpapier-Vorräte an.

In 80 Tagen um die Welt

Die Schweiz befindet sich in einer «ausserordentlichen Lage» gemäss Epidemiengesetz. Diese Einstufung nahm der Bundesrat am 16. März 2020 vor. Grund für diese einschneidende Massnahme ist ein neues Virus, das sich rasant verbreitet und zur Erkrankung COVID-19 mit teilweise grippeähnlichen Symptomen führt. Im Vergleich zu den Influenzaviren kommt es jedoch zu deutlich mehr schweren und tödlichen Verläufen.

Das Virus SARS-CoV-2 gehört zur Familie der Coronaviren und wird von Mensch zu Mensch durch Tröpfchen übertragen. Ende 2019 verzeichnet die chinesische Metropole Wuhan ungewöhnlich viele Lungenerkrankungen. Anfang Januar 2020 wird der Erreger gefunden: Ein neues Virus, verwandt mit dem 2002 bis 2004 kursierenden SARS-Virus, deshalb SARS-CoV-2. Innerhalb weniger Wochen tragen es Reisende von China nach Australien, in die USA und nach Europa. Am 11. März 2020 erklärt die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Verbreitung der neuen Krankheit – sie trägt nun offiziell den Namen COVID-19 – zur Pandemie. Die Welt gerät Kontinent für Kontinent in den Ausnahmezustand.

China-Geschäft beeinträchtigt

In der Schweiz häufen sich die Begriffe «Corona» und «Krise» zunächst in der Wirtschaftsberichterstattung in Bezug auf China. Die Krise und die damit verbundenen Schliessungen, Produktions- und Lieferunterbrüche schaffen Unsicherheit und veranlassen die betroffenen Unternehmen dazu, die prognostizierten Umsätze nach unten zu korrigieren. Am 24. Januar wird am Flughafen Basel-Mulhouse eine Sensibilisierungskampagne zum neuen Coronavirus lanciert. Am 25. Januar verbietet China Pauschalreisen ins Ausland. Die Hotellerie blickt besorgt in die Zukunft. Im Februar prognostiziert Schweiz Tourismus für das erste Quartal 2020 einen Rückgang der Hotelübernachtungen von Reisenden aus China um 50 Prozent. Schnell wird klar, dass Corona nicht weit weg stattfindet, wie es noch bei SARS der Fall war, sondern dass es diesmal auch uns trifft. Auch das ist Globalisierung: Eine lokale Krise breitet sich innert Kürze über den ganzen Erdball aus, bringt die Weltwirtschaft zum Stillstand und zeigt Abhängigkeiten, die vorher weitgehend ausgeblendet wurden. Bereits vor Corona fehlten in der Schweiz lebenswichtige Medikamente, deren Wirkstoffe nur noch in China produziert werden. Etliche Branchen – darunter Bau- und Logistikfirmen sowie Modeketten – sehen nun angesichts der Pandemie erhebliche Lieferengpässe auf sich zukommen.

Im Februar rückt Corona näher, die Medienberichte häufen sich. Inzwischen ist die Stadt Wuhan vielen ein Begriff. Auch «Quarantäne», «Social Distancing» und «Übersterblichkeit» werden Teil des Alltagsgesprächs. In den folgenden drei Monaten kommt ein ganzes Bündel an epidemiologischen Vokabeln zusammen, mit deren Hilfe die Menschen einen Umgang mit der unbekannten Erkrankung suchen. Ende Februar sind die Blicke Europas auf Norditalien gerichtet. Dort klettert die Zahl der Corona-Infizierten innerhalb einer Woche von 4 auf 528, 12 Menschen sterben daran. Dies weist die Statistik am 27. Februar aus, jenem Tag, an dem auch das Universitätsspital Basel (USB) den ersten positiven Coronafall vermeldet. Erkrankt ist eine junge Frau, die aus Mailand nach Basel zurückgekehrt ist. Da sie zunächst keine Symptome zeigte, nahm sie nach ihrer Heimreise die Arbeit in einer Riehener Kindertagesstätte wieder auf. Sie befindet sich isoliert in Spitalpflege, schreibt das USB, die von ihr betreuten Kinder seien in Quarantäne. Quarantäne – was bedeutet das? Die Corona-Infoline des Bundesamts für Gesundheit (BAG) nimmt Ende Februar täglich rund 2'000 Anrufe entgegen, 45 Expertinnen und Experten beantworten die Fragen der Bevölkerung.

«Dr Cortège goht dr Bach ab»

Tags darauf folgt der nächste Schlag. Er stellt das Basler Selbstverständnis auf eine harte Probe: Die Fasnacht steht auf der Kippe. An seiner Medienkonferenz vom 28. Februar verbietet der Bundesrat Veranstaltungen mit mehr als 1'000 Personen bis zum 15. März. Dazu ist er nun befugt, denn er hat die Situation in der Schweiz als «besondere Lage» gemäss dem Epidemien-gesetz eingestuft. Während in einer «normalen Lage» die Kantone für dessen gesundheitspoliti-sche Umsetzung zuständig sind, kann der Bundesrat nun per Notverordnung Massnahmen für das ganze Land vorschreiben. Die Zustimmung des Parlaments braucht er dafür nicht. Nach der Konferenz des Bundes obliegt es Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann, die Basler Fasnacht 2020 offiziell abzusagen. Viele sind fassungslos, die Enttäuschung ist gross. Ganz von den «drey scheenschte Dääg» lassen kann Basel dann doch nicht: Auf dem Marktplatz treffen sich einige Aktive zu einem stillen «Morgestraich». Sie zünden Kerzen an und gedenken des Hinschieds der Fasnacht. Eine als Coronavirus verkleidete Gruppe fordert die Anwesenden auf, «braav ins Nastüechli» zu husten. Ein Piccolo-Spieler in Schwimmweste lässt sich den Rhein hinuntertreiben, bläst einen Marsch und bringt die Misere auf den Punkt: «Dr Cortège goht dr Bach ab».

In Basel stirbt am 12. März im USB die erste Patientin an Covid-19. Die 67-Jährige habe unter schweren Vorerkrankungen gelitten, teilt das Spital mit. Nach Definition des BAG eine «Risikopatientin», eine «aufgrund ihres Alters oder bereits bestehender Erkrankungen beson-ders gefährdete Person». Am 13. März kündigt der Basler Regierungsrat an, dass per 16. März sämtliche Schulen, Kindertagesstätten, Kulturbetriebe und Sportanlagen geschlossen werden und fordert die Bevölkerung dringend dazu auf, unnötige Kontakte ab sofort zu meiden, Schutzmasken zu tragen und zu anderen Personen zwei Meter Abstand zu halten. Wie wichtig gründliches Händewaschen ist, wissen insbesondere Kinder frühzeitig. Unmittelbar nach den Schulferien startete Basel-Stadt die Präventionskampagne «#SeifenBoss», die schnell zum Hit in den sozialen Netzwerken wird.

Nach der «Nicht-Fasnacht» dauert es zwei Wochen, bis die Stadt stillgelegt wird. «Lock-down» nennt man es auch in der Schweiz, obwohl der Bundesrat im Unterschied zu den Nach-barländern keine vollständige Ausgangssperre verhängt. Nach einem Wochenende, an dem sich abzeichnet, dass die bisherigen Schutzmassnahmen nicht ausreichen, erhöht er am 16. März die Alarmstufe und erklärt die «ausserordentliche Lage». Um die Ausbreitung des Virus einzu-dämmen, werden in der Schweiz alle Geschäfte (mit Ausnahme von Lebensmittelläden, Apo- theken und Drogerien), Restaurants und Kulturbetriebe bis zum 19. April geschlossen. Ein Ein-reiseverbot wird verhängt, und ein Aufgebot von 8'000 Armeeangehörigen soll die Spitäler beim zu erwartenden Ansturm von Coronakranken unterstützen. Damit verordnet Verteidigungs-ministerin Viola Amherd eigenen Aussagen zufolge die «grösste Mobilmachung der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg». Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga unterstreicht den Ernst der

Lage: «Jetzt muss ein Ruck durch unser Land gehen.» Und in Basel geht einige Tage später das Video einer USB-Ärztin viral, die leicht genervt und sehr direkt erklärt, warum weitere Ansteckungen vermieden werden sollten und wie schnell die Spitäler an ihre Grenzen kommen.¹

An der Grenze: Aus trinational wird wieder national

Montag, der 16. März ist ein denkwürdiger Tag. Die Stimmung ist gedrückt. In Basel ist die Zahl der Erkrankten auf 143 Personen angestiegen, 4 sind verstorben. Die «Tagesschau» berichtet täglich über die Katastrophe, die das Virus in Italien anrichtet: 24'747 Infizierte, 1'809 Todesfälle und überfüllte Intensivstationen. Auf dem Bauch liegende Kranke, die in ein künstliches Koma versetzt wurden, zu wenig Personal und Schutzmaterial. Solche Bilder kennt man nicht aus Europa. Wird das, was in Norditalien passiert, in zwei Wochen hier passieren? Um acht Uhr morgens schliesst Deutschland die Grenze zur Schweiz, am nächsten Mittag zieht Frankreich nach; aus trinational wird wieder national. In der Krise schaut jedes Land zuerst für sich. Oder fast: Am 22. März nehmen die beiden Basel je zwei schwerkranke Covid-19-Patienten aus dem Elsass in ihren Spitälern auf. Das Elsass ist von der Pandemie stark betroffen und kommt an die Grenze seiner Kapazitäten im Gesundheitswesen.

Ab diesem Tag konzentriert sich das Familien- und Arbeitsleben auf die eigenen vier Wände. Homeoffice und Homeschooling müssen nebeneinander bewerkstelligt werden. Die Fremdbetreuung fällt komplett weg, da die Kitas geschlossen sind und der Kontakt zu den Grosseltern vermieden werden soll. Am Abend zeichnet sich ab, dass ab Dienstag auch die externe Verpflegung ausfällt – zu hoch ist das Ansteckungsrisiko. An Restaurants und Cafés liest man ab dem 17. März: «Wegen Corona bis auf Weiteres geschlossen». Nichts ist mehr wie vorher, das öffentliche Leben ausgesetzt, die Stadt im Timeout. Die abrupte Umstellung wird für viele zur Belastungsprobe. Neben die Angst um die Gesundheit tritt die Existenzangst. Die Gartenbaufirma rechnet, die Event-Agentur rechnet, der Barista rechnet, denn er ist im Stundenlohn bezahlt. Was heisst das jetzt? Wie komme ich über die Runden? Entweder darf nicht gearbeitet werden, weil der Gesundheitsschutz nicht gewährleistet ist, oder es kommen keine Aufträge. Etwas Hoffnung bringt ein Unterstützungsprogramm für KMU, das die Basler Regierung am 11. März ankündigt. Am 28. März folgt ein Massnahmenpaket für selbstständig Erwerbende, und am 9. April publizieren die beiden Basel und die Basler Banken eine Absichtserklärung, man wolle sich gemeinsam dafür einsetzen, krisenbedingte Konkurse zu verhindern. Diese Initiative geschieht vor dem Hintergrund einer Notverordnung des Bundesrats vom 25. März, die in enger Zusammenarbeit mit den Banken Schweizer KMUs im Fall von Liquiditätsengpässen den Zugang zu Überbrückungskrediten ermöglicht.²

«Gärn gscheh – Basel hilft»

Unterstützung wird nicht nur von oben organisiert. Das junge Basler Online-Medium Bajour erstellt spontan eine Facebook-Gruppe, die Hilfesuchende und Hilfebietende miteinander vernetzt. Die erfolgreiche Initiative macht über Basel hinaus Schlagzeilen und verleiht der Journalismus-Plattform einen Schub an Öffentlichkeit. Redaktion und Community-Pflege werden ausgebaut. Im Lauf der Krise positioniert sich das Bajour-Team auch als Gastgeber für Konzerte und Kulturaktionen im Netz. Anfang April ruft die «bz Basel» zusammen mit Pro Innerstadt und Exponenten aus der Fotografie zur Plakataktion «Kreative contra Corona» auf. Innert drei Wochen werden 200 Plakate entworfen – 200 Auseinandersetzungen mit dem Virus und was es mit uns macht. Neben dem kulturellen Leben verschiebt sich auch das politische Leben temporär ins Netz: Alliance F, der Dachverband von Frauenorganisationen in der Schweiz, verschafft der lokalen Demokratie nach dem Lockdown wieder etwas Auftrieb. Am 11. Mai startet der Verband via Online-Konferenztool eine Kampagne für die Grossratswahlen in Basel am 25. Okto-

¹ <https://www.bzbasel.ch/schweiz/die-intensivbetten-werden-nicht-ausreichen-dringender-appell-von-basler-aerztin-137254427> (Zugriff: 25.06.2020).

² <https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-78572.html> (Zugriff: 29.06.2020).

ber: «Helvetia ruft». 167 Frauen loggen sich ein und erheben gemeinsam das Glas auf mehr Frauen im Parlament.

Nachdem die Märzsitzen im Rathaus wegen Corona abgesagt wurden, tagt der Grosse Rat am 22. und 23. April im Saal «Montreal» in der Messe. Im Rathaus können die Vorgaben des BAG nicht eingehalten werden. Der ausserordentliche Parlamentsbetrieb zieht rechtliche Fragen nach sich: Von Gesetzes wegen ist der Grosse Rat verpflichtet, seine Sitzungen im Rathaus abzuhalten. Der Paragraph muss zeitweilig ausgesetzt werden. Seit März wurden viele Kommissionssitzungen abgesagt und andere per Videokonferenz abgehalten. Ist die Online-Präsenz von Ratsmitgliedern nun gleichbedeutend mit einer Präsenz vor Ort? Mehr als hundert Jahre ist es her, dass der Grosse Rat letztmals ausser Haus tagte. Wegen Bauarbeiten im Rathaus wich er von 1900 bis 1904 auf die Aula des Museums an der Augustinergasse (heute Naturhistorisches Museum) aus.

Notrecht und Grundrechte

Weiterreichende Fragen zu den demokratischen Prozessen während der Krise stellen sich auf Bundesebene. Am Anfang war das bundesrätliche Krisenmanagement über die Parteigrenzen hinweg weitgehend unbestritten. Als sich Ende April eine Entspannung der Lage abzeichnet, mehrt sich die Kritik. Manche fragen, ob der Bundesrat seine durch Notrecht erlangten Kompetenzen nicht zu grosszügig ausgelegt habe; Rechtskonservative bangen um die Schweizer Demokratie. Dass das Virus und seine Bekämpfung die Instrumente der (direkten) Demokratie in Mitleidenschaft gezogen hat, steht indes ausser Frage: Die Volksabstimmungen vom 17. Mai sind abgesagt; für Volksbegehren dürfen vorübergehend keine Unterschriften mehr gesammelt werden (wobei auch die Fristen verlängert werden); Demonstrationen sind wegen des Versammlungsverbots untersagt.

Das Versammlungsverbot gibt am 1. Mai zu reden, als es in verschiedenen Schweizer Städten umgangen wird. In Basel gehen am Tag der Arbeit rund tausend Menschen auf die Strasse. Die Polizei zeigt Präsenz, lässt den Demonstrationszug aber passieren, was ihr Kritik einträgt. Auch die Anti-Lockdown-Proteste, die sich an den Wochenenden formieren, beschäftigen die Behörden. Sie fallen durch ihre heterogene Zusammensetzung auf. Es versammeln sich Impfgegnerinnen, Verschwörungstheoretiker, Rechtsradikale und Personen, die sich gegen die Einschränkung der politischen Rechte wehren. So verschieden ihre Forderungen sein mögen, so einzig gehen sie in ihrem Misstrauen gegenüber dem Staat.

Erster Bewährungstest bestanden

Am 24. April veröffentlicht das Basler Gesundheitsdepartement eine Statistik über die Entwicklung der Corona-Erkrankungen im Stadtkanton. Basel verzeichnet insgesamt 936 positive Corona-Fälle, davon sind 46 Personen verstorben und 800 Infizierte wieder genesen. Die Statistik weist aus, dass die Zahl der Erkrankten, die sich in Spitalpflege begeben mussten, am 1. April mit 119 den vorläufigen Höchststand erreicht hat. Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger folgert, dass das Basler Gesundheitswesen den ersten Bewährungstest bestanden habe. Am 27. April kommt der erste, noch zaghafte Lockerungsschritt. Baumärkte, Gartencenter und Coiffeurgeschäfte dürfen unter Einhaltung strenger Sicherheitsauflagen wieder öffnen. Die Zwei-Meter-Abstand-Regel muss beibehalten und wo das nicht möglich ist eine Maske getragen werden. Sieben Wochen nach dem Lockdown wird das etwas zottelig gewordene Haar wieder zur Frisur modelliert und auf dem Balkon des Homeoffice blühen Blumen aus der Gärtnerei.

Bereits zwei Tage nach dem ersten Lockerungsschritt kündigt der Bundesrat den zweiten an. Diesmal gibt er dem Druck der Wirtschaft nach und geht weiter als erwartet. Ab 11. Mai können Läden, Kulturinstitutionen und sogar Restaurants wieder öffnen; die Schule soll den Präsenzunterricht wieder aufnehmen. Das ist ein grosser Schritt in Richtung «neue Normalität», wie Bundespräsidentin Sommaruga diese Post-Lockdown-Phase nennt. Nicht unerwartet bringt sie neben Erleichterung auch neue Sorgen. Für die vielen kleinen Gastronomiebetriebe bedeuten die Schutzmassnahmen so wenige Gäste, dass die Rentabilität im Zweifel ist. Und

die Schulen stehen alle vor derselben Herausforderung: Wie setzt man die Abstandsregel in den Schulzimmern um? Was ist mit Lehrpersonen, die der Risikogruppe angehören?

Steigende Armut und Not

Immer stärker zeichnen sich die längerfristigen Folgen der Corona-Krise ab. Anfang Mai gibt die Modekette Tally Weijl bekannt, dass ein Drittel der Arbeitsplätze abgebaut werden müsse; allein am Hauptsitz in Basel sind es achtzig. Eine Woche später kündigt das Dentalunternehmen Straumann den Abbau von 660 Stellen an, rund sechzig davon am Basler Hauptsitz. Auch die Spitäler schreiben Verluste in Millionenhöhe, die Privatspitäler beantragen Kurzarbeit. Während Wochen mussten Betten für allfällige Coronakranke freigehalten und auf nicht dringende Operationen verzichtet werden. Der Umsatzverlust der Kantonsspitäler von Basel-Stadt und Baselland in den ersten vier Monaten 2020 wird auf über 50 Mio. Franken geschätzt.

Auch die gesellschaftlichen Folgen der Pandemie treten allmählich deutlicher zutage. Die Corona-Krise trifft all jene besonders hart, die bereits mit knapp berechneten Einnahmen leben mussten. Bei der Sozialhilfe Basel-Stadt ist die Anzahl der Fälle seit Mitte März gestiegen. Gemeinnützige Organisationen wie Caritas oder die Gassenküche erweitern ihre Angebote oder geben gratis ab, was früher wenig kostete. Die Sozialhilfe Basel-Stadt ergänzt mithilfe der Christoph Merian Stiftung (CMS) das Notunterkunft-Kontingent durch Zumietung des Hotels du Commerce am Riehenring. Ende Mai teilt die Opferhilfe beider Basel mit, dass die häusliche Gewalt merklich zugenommen habe. Zusätzliche Schutzplätze wurden geschaffen, auch vom Basler Frauenhaus, und vom Kanton und der CMS unterstützt. Das Virus selbst kümmert sich nicht um gesellschaftliche Unterschiede, aber Menschen, die über ausreichende Finanzen verfügen und in sicheren Umständen leben, können sich besser vor ihm schützen. Zudem treffen Virusbekämpfung und -folgen jene am stärksten, die vorher schon hilfebedürftig waren. Die Nachrichten bestätigen es täglich.

Am 27. Mai informiert der Bundesrat über den dritten Lockerungsschritt. Die Zahl der positiv getesteten Personen sinkt weiterhin. Infolgedessen dürfen ab 28. Mai Gottesdienste abgehalten werden und am 6. Juni die Zoos wieder öffnen. Auch das Unterschriftensammeln im öffentlichen Raum ist wieder erlaubt. Selbst Demonstrationen sind gestattet, wenn sich nicht mehr als 300 Personen daran beteiligen und der nötige Sicherheitsabstand eingehalten wird. Am 27. Mai tritt «Mister Corona» Daniel Koch in den Ruhestand. Der Leiter der Abteilung Übertragbare Krankheiten des Bundesamts für Gesundheit erlangte mit seiner bedächtigen Art und seinen lakonischen Kommentaren Kultstatus. Was wäre ein besseres Bild für das vorläufige Ende der Gesundheitskrise als seine Verabschiedung durch den Bundesrat?

Der erste Bewährungstest ist hierzulande überstanden, doch weitere werden folgen. «Neue Normalität» bedeutet auch, dass zumindest bis zur Entwicklung eines Impfstoffs mit dem Coronavirus gerechnet werden muss, dass wir nicht mehr unbekümmert die Hand geben oder eine Freundin umarmen oder in eine Menschenmenge hineingehen, dass wir alte Menschen schützen wollen und sie gleichzeitig marginalisieren, dass sich viele Formen des sozialen Umgangs verändert haben. Dafür haben wir alle digital dazugelernt, im Homeoffice und mit Zoom, und zögern mit der Wiederaufnahme des Bürobetriebs von vor Corona. Eine Einordnung dieser denkwürdigen Zeit wird erst aus historischer Distanz möglich sein. Bereits jetzt zeigt sich aber, wie wenig es braucht, damit die Welt aus den Fugen gerät respektive zum Stillstand kommt. Wie schnell uns die Zügel aus der Hand gerissen werden und wir die Kontrolle über das Geschehen verlieren können. Wegen Corona bis auf Weiteres ausser Gefecht gesetzt.

Über die Autorin

Nathalie Baumann hat Geschichte und Germanistik in Basel studiert. Danach arbeitete sie im Journalismus, Kultur- und Ausstellungsbereich. Derzeit ist sie Öffentlichkeitsverantwortliche an der Universitätsbibliothek Basel, arbeitet im Projekt Stadt.Geschichte.Basel mit und ist Co-Chronistin der Basler Chronik.

Anmerkung der Redaktion

Im Dezember 2020 erscheint ein zweites Corona-Dossier des Basler Stadtbuchs.



«Wilde» Plakate nach der Absage der Fasnacht (Foto: Kathrin Schulthess)



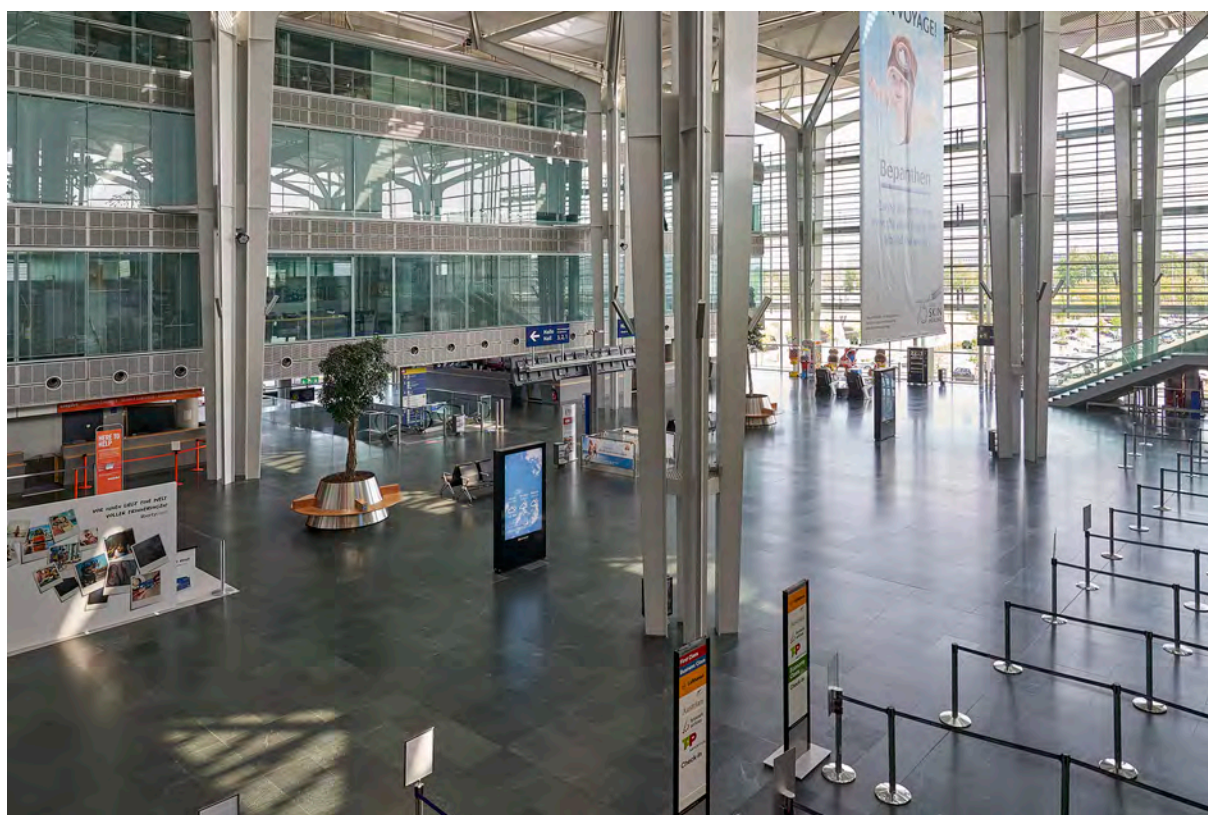
Geschlossener Grenzübergang zwischen Basel und Weil am Rhein (Foto: Daniel Spehr)



Geschlossener Grenzübergang zwischen Basel und Huningue. Die Grenzschliessungen dauern vom 16. März bis 14. Juni 2020 (Foto: Daniel Spehr)

ARRIVEE						14:36	EuroAirport TM BASEL · MULHOUSE · FREIBURG
Heure	Estimé	Provenance	Cie	Vol	Information		
19:10		AMSTERDAM	easyJet	EZS 1048	Annulé		
19:10		COPENHAGEN	easyJet	EZS 1152	Annulé		
19:15		DUSSELDORF	Eurowings	EWG 9714	Annulé		
19:20		MUNICH	Lufthansa	DLH 2400	Annulé		
19:55		BUCAREST	Wizz	W6 3089	Annulé		
20:00		BARCELONA	easyJet	EJU 1080	Annulé		
20:00		HURGHADA		CXI 797	Annulé		
20:10		PRISTINA		MAR 1806	Annulé		
20:15		PARIS-ORY	AIRFRANCE	AF 7340	Annulé		
20:20		AMSTERDAM	easyJet	EJU 1045	Annulé		
20:20		TUZLA	Wizz	W6 4293	Annulé		
20:25		NANTES	easyJet	EJU 1012	Annulé		
20:50		PRAGUE	easyJet	EJU 1218	Annulé		
21:05		BERLIN-SXF	easyJet	EJU 4639	Annulé		
21:10		OHRID	Wizz	W6 7771	Annulé		
Bienvenue à l'EuroAirport						à bientôt.	

Während des Lockdowns sind sämtliche Passagierflüge des EuroAirport annulliert (Foto: Kathrin Schulthess)



Menschenleere Halle des Abflug-Terminals am EuroAirport (Foto: Daniel Spehr)



Leergekaufte Coop-Gemüseabteilung nach Bekanntgabe des Lockdowns, 14. März 2020 (Foto: Basler Stadtbuch)



«Hamsterkäufe» sorgen für Engpässe im Detailhandel, zum Beispiel bei der Versorgung mit WC-Papier, 14. März 2020 (Foto: Basler Stadtbuch)



Die Steinenvorstadt im Lockdown: Einzelhandelsgeschäfte, Kinos, Bars und Restaurants müssen geschlossen bleiben (Foto: Kathrin Schulthess)



Der Barfüsserplatz im Lockdown-Ausnahmезustand (Foto: Christian Aeberhard)

Neues Coronavirus Aktualisiert am 14.3.2020

SO SCHÜTZEN WIR UNS.





Gründlich Hände waschen.



Hände schütteln vermeiden.



In Taschentuch oder Armbeuge husten und niesen.



Abstand halten.



Bei Fieber und Husten zu Hause bleiben.



Nur nach telefonischer Anmeldung in Arztpraxis oder Notfallstation.

www.bag-coronavirus.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra
Swiss Confederation

Bundesamt für Gesundheit BAG
Office fédéral de la santé publique OFSP
Ufficio federale della sanità pubblica UFSP
Uffizi federal da sanadad publica UFSP



Scan for translation

Corona-Infoplatat des Bundesamts für Gesundheit vom 14. März 2020 (Quelle: BAG)

Neues Coronavirus Aktualisiert am 3.4.2020

SO SCHÜTZEN WIR UNS.



Jetzt unbedingt neue Regeln einhalten:

✓ Testen



Bei Symptomen sofort testen lassen und zuhause bleiben.

✓ Tracing



Zur Rückverfolgung wenn immer möglich Kontaktdaten angeben.

✓ Isolation/Quarantäne



Bei positivem Test: Isolation.
Bei Kontakt mit positiv getesteter Person: Quarantäne.

Weiterhin wichtig:



Abstand halten.



Empfehlung: Maske tragen, wenn Abstandhalten nicht möglich ist.



Gründlich Hände waschen.



Hände schütteln vermeiden.



In Taschentuch oder Armbeuge husten und niesen.



Nur nach telefonischer Anmeldung in Arztpraxis oder Notfallstation.



Falls möglich weiter im Home-office arbeiten.

www.bag-coronavirus.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra
Swiss Confederation

Bundesamt für Gesundheit BAG
Office fédéral de la santé publique OFSP
Ufficio federale della sanità pubblica UFSP
Uffizi federal da sanadad publica UFSP



Scan for translation

Corona-Infoplatat des Bundesamts für Gesundheit vom 3. April 2020 (Quelle: BAG)



Plakataktion beim Universitätsspital Basel (Foto: Daniel Spehr)



3 von 150 Motiven der Plakatkampagne «Kreative contra Corona» (Foto: Daniel Spehr)

Basel Stadt Land Region

Fasnacht, Fussball, Pharma: Fragen und Antworten zu Corona in Basel

Gesundheit Bis jetzt hat das Virus noch kaum Auswirkungen auf das Leben in der Region Basel. Doch das könnte sich schnell ändern. Firmen, Institutionen und Organisationen verfolgen die Situation aufmerksam.

Alex Reichmuth

Fällt die Basler Fasnacht aus?

Derzeit sieht es nicht danach aus. Mit dem heutigen Kenntnisstand sei keine Absage der Fasnacht geplant, schrieb das Gesundheitsdepartement (GD) Basel-Stadt am Dienstag. Zusammen mit dem Kantonsarzt beobachte und überwache man die Lage aber höchst aufmerksam. Kritisch für die Fasnacht könnte es werden, wenn es mehrere Corona-Fälle in der Nordwestschweiz gibt und Ansteckungen innerhalb der Schweiz. Das GD will am Donnerstagnachmittag nochmals informieren, was die Fasnacht angeht.

Droht eine Absage des Chienbäse-Umzugs und der Fasnachts-Umzüge auf dem Land?

Nur falls sich die Lage stark dramatisiert. Falls das Coronavirus in die Region Basel kommt, könnte der Kanton Baselland den Pandemieplan in Kraft setzen und auf dieser Grundlage ein Verbot von Fasnachtsaktivitäten verfügen. Auch der Bund könnte entsprechende Anweisungen geben. Derzeit spricht man bei der zuständigen Baselbieter Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion aber von einer «normalen Lage».

Wird der Bus- und Tramverkehr eingeschränkt?

Vorläufig nicht. Die Baselland Transport AG (BLT) hat ihr Personal aufgefordert, sich vermehrt die Hände zu waschen und die in den Depots installierten Desinfektionsspender zu benutzen. Man sei aber vorbereitet, falls sich die Lage verschlimmere, und stünde in engem Kontakt mit den kantonalen Behörden und dem Kantonsarzt, so die BLT. Auch bei den Basler Verkehrsbetrieben (BVB) beobachtet man die Entwicklung der Lage genau. Nur auf Empfehlung des Bundes oder des Kantons würde man den Tram- und Busbetrieb reduzieren oder einstellen, schreiben die BVB.

Spielt der FC Basel am Donnerstag gegen Apoel Nikosia?

Ja, das Spiel findet ganz normal statt. Nach aktuellem Stand trifft der FC Basel keine ausserordentlichen Massnahmen. «Wir halten uns ausschliesslich an die Empfehlungen von Bund und Kanton sowie der Weltgesundheitsorganisation WHO», sagt FCB-Sprecher Simon Walter. Dabei steht der FCB schon seit längerer Zeit in Kontakt mit den Behörden, um sich auf dem Laufenden zu halten. Bis jetzt werden keine besonderen Massnahmen für eine derartige Veranstaltung empfohlen.

Schliesst die Schweiz bald die Grenze zu Deutschland und Frankreich?

Nein. Beschliessen müsste eine Grenzschliessung der Bundesrat. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG), das federführend ist, bezeichnet eine Grenzschliessung als unverhältnismässig und unwirksam. Sie würde einen massiven Eingriff in die wirtschaftliche Versorgung der Schweiz und von ganz Europa bedeuten. Zudem können sich gemäss BAG bereits Personen in der Schweiz befinden, die schon infiziert, aber noch nicht krank sind.

Wie reagieren Alters- und Pflegeheime?

Momentan hängen lediglich Hinweisschilder in manchen Heimen, die Hygienevorschriften doch bitte zu beachten. Wenn sich das Virus aber in der Region Basel verbreitet, müssen gerade diese Institutionen besondere Vorsicht walten lassen, da das Virus für ältere und schwächere Personen besonders gefährlich ist. «Wenn jemand infiziert wird, müssten wir einzelne Abteilungen vom Rest des Betriebs trennen führen», sagt Henri Gassler, Geschäftsführer des Pflegezentrums Dandelion. In diesem Fall würden auch die Besuche stark eingeschränkt.

Welche Massnahmen ergreift das Theater Basel?

Das Theater Basel ist bereits seit Anfang der Woche in Vorbereitungen und Abklärungen allfälliger Massnahmen. Es finden derzeit Gespräche statt, auch weil das Theater beim Thema Coronavirus mit dem Schweizerischen Bühnenverband eine gesamtschweizerische Lösung finden will. Vorsorglich wurde ein Krisenstab eingerichtet.

Was macht man beim Kunstmuseum?

Man beobachte und begleite die Situation, die sich täglich verändert, eng, heisst es von der Kommunikationsabteilung des Kunstmuseums. Es würden Massnahmen evaluiert, die allenfalls umgesetzt werden könnten. «Wir stehen in Kontakt mit dem Kanton und richten uns insgesamt nach den Vorgaben beziehungsweise Empfehlungen von WHO, Bundesamt für Gesundheit und dem Gesundheitsdepartement des Kantons», meldet das Kunstmuseum. Sowohl Theater Basel wie Kunstmuseum stellen bis jetzt keinen Rückgang beim Interesse der Besucher fest. Nicht anders ergeht es der Fondation Beyeler. Besucherrückgang? «Im Gegenteil», heisst es in Riehen.

Wie reagieren die Basler Pharmagiganten?

Roche und Novartis teilen mit, dass die Situation global genau verfolgt werde und man im Austausch mit allen Geschäftseinheiten stehe. Für den Schutz der Mitarbeiter gibt es bei der Roche die Empfehlung, weder privat noch geschäftlich in betroffene Gebiete zu reisen. Auf Anfrage heisst es bei Roche: «Mitarbeiter, die in vom Coronavirus betroffenen Gebiete gereist sind, werden gebeten, nach ihrer Rückkehr zwei Wochen lang von zu Hause aus zu arbeiten.» Novartis hat eine globale Taskforce eingerichtet, um die Situation kontinuierlich zu bewerten und um Massnahmen zu koordinieren und aktualisieren. Laut einem Sprecher erwartet Novartis zum jetzigen Zeitpunkt keine Unterbrechung der Lieferkette. Roche teilt mit, dass die Versorgungssicherheit ebenso prioritär behandelt werde.

Kommt es bei Migros und Coop zu Hamsterkäufen?

Höchstens in Ansätzen. «In der Migros Basel kann man noch nicht von Hamsterkäufen sprechen, es gibt jedoch einzelne Kundinnen und Kunden, welche sich mit lang haltbaren Produkten bevorraten», erklärt Nadine

Kunz von Migros Basel. Bei Coop heisst es allgemein für die Schweiz: «Wir spüren generell, dass die Nachfrage nach gewissen Produkten zunimmt. Vor allem länger haltbare Lebensmittel sind gefragt», sagt Coop-Sprecherin Andrea Bergmann. Welche Regionen besonders betroffen sind, kommentiert sie nicht.

Muss der Euro-Airport Flugstrecken einstellen?

Bislang nicht. Die Airlines, die am Euro-Airport verkehren, haben derzeit keine Einschränkungen vorgenommen. Die Lageentwicklung werde aufmerksam verfolgt, teilt Mediensprecherin Vivienne Gaskell mit. Der Flughafen stehe in engem Kontakt mit den schweizerischen und französischen Behörden. Auch Gesundheitschecks in den Ankunfts- und Abflughallen sind momentan nicht vorgesehen. Seit Ende Januar läuft allerdings eine Informationskampagne zum Coronavirus am Euro-Airport. Sollten am Flughafen Verdachtsfälle auftreten, sei man vorbereitet. «Die Einzelheiten können wir aber nicht kommentieren.»

Mitarbeit: Katrin Hauser, Sebastian Briellmann, Isabel Strassheim, Markus Wüest, Oliver Gut

Im öffentlichen Verkehr ist vor allem Selbstverantwortung gefragt

Dienstagmittag, 12.59 Uhr, Bahnhof Gelterkinden, Einfahrt der S3 nach Basel. Die S-Bahn fährt nur als Einerkombination mit vier Wagen. Entsprechend ist sie bereits in Sissach gut gefüllt. Und je mehr sich der Zug Basel nähert, desto prekärer werden die Platzverhältnisse im Zug. Ab Pratteln ist die S3 derart vollgestopft, dass umfallen kaum mehr möglich wäre.

Der am selben Tag bekannt gewordene erste Corona-Fall in der Schweiz wirft auch in dieser Hinsicht Fragen auf: Wie soll sich der einzelne Passagier unter diesen Umständen gegen eine Ansteckung schützen, wenn er derart eingepfercht ist, dass ein Ausweichen unmöglich ist? Die SBB ebenso wie die verantwortlichen Baselbieter Behörden richten ihr Augenmerk auf das Bundesamt für Gesundheit (BAG) und warten ab. Derweil bleibt den Passagieren nichts anderes übrig, als sich in Selbstverantwortung zu üben.

Wenig auskunftsfreudig

Bei der Bahn gibt man sich derzeit ziemlich zugeknöpft. Auf die Frage, was die SBB unternehmen, um das Ansteckungsrisiko in den Zügen möglichst tief zu halten, gibt es nur allgemeine Antworten. Erkundigungen nach konkreten Massnahmen, beispielsweise ob die SBB allenfalls bereit wären, mehr Rollmaterial einzusetzen, um eine «zu grosse Nähe» der Passagiere zu vermeiden, oder ob vermehrt Mög-



Die Passagiere in den Zügen sind sich häufig so nahe, dass sie den Viren des Nachbarn kaum ausweichen können. Foto: Jean-Christophe Bott (Keystone)

lichkeiten zum Händewaschen angeboten werden könnten, bleiben unbeantwortet. «Die SBB beobachten die Situation sehr aufmerksam. Wir stehen in engem Kontakt mit dem BAG, das Empfehlungen abgibt und Massnahmen anordnet», erklärt SBB-Sprecher Oli Dischoe. Im Weiteren würden die Mitarbeitenden an die empfohlenen Hygienemassnahmen erinnert. BAG-Empfehlungen an Reisende kommuniziere man über die bestehenden Kanäle.

Mit anderen Worten: Passagiere und Reisende sind letztlich für ihre Corona-Prophylaxe weit-

gehend selber zuständig. Das gibt Rolf Wirz, Mediensprecher der Baselbieter Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion (VGD), offen zu. Auch die VGD verweist zuerst auf die Hygieneempfehlungen des Bundesamtes mit Händewaschen und in den Ellenbogen niesen. Darüber hinaus

appelliert sie aber auch an die Vernunft und den gesunden Menschenverstand.

«Starker Max» unerwünscht

«Wer sich krank fühlt, sollte den öffentlichen Verkehr möglichst nicht benützen und auch nicht arbeiten gehen», sagt Rolf Wirz.

Übereifer könnte sich schnell als kontraproduktiv erweisen. Es sei deshalb absolut nicht sinnvoll, «auf «starken Max» zu machen, jetzt schon gar nicht».

Knappe Kapazitäten

Was die zu grosse Nähe in den Pendlerzügen betrifft, so empfiehlt Wirz all jenen, die ihre Tätigkeit nicht zwingend am Ort des Arbeitgebers ausüben müssen, Homeoffice zu betreiben. Der knappe Platz in den Zügen könnte womöglich mit fehlenden Kapazitäten der SBB beim Rollmaterial zusammenhängen. Er verweist dafür allerdings an die zuständige Bau- und Umweltschutzdirektion (BUD) beziehungsweise die Abteilung öffentlicher Verkehr. Deren Leiterin, Eva Juhasz, sieht allerdings keinen Spielraum für eigenständiges Handeln. «Bezüglich Corona-Prophylaxe halten wir uns an die Anweisungen und Empfehlungen des BAG und der VGD», sagt die Abteilungsleiterin.

Was letztlich nichts anderes bedeutet, als dass die Benützer der Pendlerzüge, Busse und Trams letztlich wirklich auf sich gestellt sind und selber entscheiden müssen, ob und mit welchen Schutzmassnahmen sie den ÖV benutzen wollen. Solange sich das Virus nicht stärker ausbreitet, dürften die viel beschworenen Hygienemassnahmen des BAG als Vorsorgemassnahmen auch genügen.

Thomas Gubler

Das Corona-Virus erreicht Basel

Infektion Eine Frau wurde positiv auf das Virus getestet. Sie arbeitet in der Kindertagesstätte Neumatten in Riehen und hat womöglich viele Kinder angesteckt. Nun dürfte die Durchführung der Fasnacht akut in Gefahr sein. Der Kanton will heute informieren.

Martin Regenass und Serkan Abrecht

«Es geht ihr den Umständen entsprechend gut», teilt das Basler Gesundheitsdepartement (GD) zur ersten Coronavirus-Infizierten in Basel mit. Bei der Frau handelt es sich um eine Kita-Mitarbeiterin, die mit einem jungen Mann zusammen in Mailand war. Er ist ebenfalls infiziert und hospitalisiert, stammt aber nicht aus dem Kanton Basel-Stadt. In beiden Fällen ist der Referenztest des Genfer Labors noch ausstehend.

Das Gesundheitsdepartement wusste seit Donnerstagnachmittag definitiv Bescheid über die erste Basler Corona-Patientin. Dieser Umstand könnte mitunter der Grund sein, weshalb das GD die angekündigte Information zum Coronavirus und seinen Einfluss auf die bevorstehende Fasnacht von Donnerstag auf den Freitag verschoben hat. Anne Tschudin, Pressesprecherin des GD, bestätigt dies auf Anfrage allerdings nicht.

100 angemeldete Kinder

Mit den ersten beiden bestätigten Fällen steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Fasnacht abgesagt werden könnte. Es wäre das erste Mal seit dem Zweiten Weltkrieg.

Doch die Fasnacht dürfte in diesem Fall das geringere Problem sein. Die Patientin arbeitet in einer Kindertagesstätte mit rund 100 angemeldeten Kindern. «Aufgrund der aktuellen Ferien war nur ein Teil der Kinder in der Kindertagesstätte anwesend und hatte engeren Kontakt mit der nun positiv getesteten Betreuerin», schreibt das Gesundheitsdepartement in einer Mitteilung.

Die Kinder, die von der erkrankten Kita-Mitarbeiterin betreut wurden, müssen nun für zwei Wochen in Quarantäne. Man stehe deshalb in engem Kontakt mit den Eltern, sagt Tschudin der BaZ: «Die Eltern werden informiert, damit sie den

«Der Kreis mit möglichen Personen, die sich angesteckt haben könnten, multipliziert sich.»

Anne Tschudin
Sprecherin des
Gesundheitsdepartements
Basel-Stadt

Vorfall einordnen können und damit sie wissen, was zu tun ist, wenn bei ihrem Kind und/oder ihnen Symptome auftreten.» Neben den Kindern sind auch deren Geschwister, Eltern und alle anderen Personen, die mit ihnen in Kontakt waren, möglicherweise von einer Ansteckung mit dem Coronavirus gefährdet.

Der Basler Pandemieplan

Was heisst das für die Betroffenen, und wie viele Personen könnten sich mit dem Virus angesteckt haben?

Tschudin sagt: «Unsere Spezialisten sind daran, sich einen Überblick zu verschaffen. Wir befinden uns in der Kontaktabklärung.



Wie stuft der Kanton Basel-Stadt die Lage neu ein? Ein Isolationszimmer im Universitätsspital Basel. Foto: Pino Covino

ungsphase. Aber klar, der Kreis mit möglichen Personen, die sich angesteckt haben könnten, multipliziert sich.» Das Gesundheitsdepartement sei daran, Leute «abzutelefonieren», die mit der Frau oder den Kindern in Kontakt waren. Ob die Geschwister und Eltern nun auch in Quarantäne sind, dazu sagt Tschudin ausweichend: «Unsere Sozialmediziner sind daran, den Eltern zu erläutern, wie sie das umsetzen müssen und was das genau heisst.» Bei den Erwachsenen ist demnach die Lage nicht ganz so einfach, schliesslich müssten diese einkaufen oder arbeiten gehen.

Für solche Fälle mit Influenzaviren wie dem Coronavirus hat

der Kanton einen Pandemieplan. Gemäss dem Papier müssen Personen, die in Kontakt mit der infizierten Frau waren – dazu gehört auch das medizinische Personal – möglicherweise in Quarantäne. Solche Absonderungsmassnahmen können in der Regel zu Hause durchgeführt werden.

Macht Quarantäne Sinn?

Eine Quarantäne im Spital ist gemäss Pandemieplan erst dann notwendig, wenn die Unterbringung zu Hause zwecks effektiver Verhütung einer Weiterverbreitung der Krankheit nicht ausreicht oder nicht möglich ist. Im Pandemieplan des

Kantons heisst es allerdings, dass Quarantänemassnahmen sehr kosten- und personalintensiv seien und bei einer möglichen Pandemieentwicklung auch nur von begrenztem Nutzen seien. Der Sinn und Zweck von Quarantänemassnahmen sei deshalb situativ abzuwägen.

Der Pandemieplan sieht drei Entwicklungsphasen vor. Die normale Lage, die besondere Lage und die ausserordentliche Lage. Am Mittwoch bezeichnete das Gesundheitsdepartement die Lage noch als normal. Ob die Lage neu als besonders eingestuft wird, dazu nimmt Tschudin im Gespräch mit der BaZ keine Stellung. Das Gesundheitsdepartement werde am Freitag ab 12 Uhr informieren. Eine besondere Lage könnte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) oder die Basler Behörden ausrufen. Eine besondere Lage tritt gemäss Pandemieplan dann ein, wenn die Behörden nicht mehr in der Lage sind, den Ausbruch und die Verbreitung übertragbarer Krankheiten zu verhüten und zu bekämpfen und damit eine besondere Gefährdung der öffentlichen Gesundheit oder eine schwerwiegende Auswirkung auf die Wirtschaft oder andere Lebensbereiche besteht.

Wir halten Sie auf baz.ch auf dem Laufenden.

Wie reagiert die Basler Bevölkerung auf die Bedrohung durch das Coronavirus und eine mögliche Absage der Fasnacht?

Ärger und Bedauern, Verständnis und Verunsicherung

Yvonne Camenzind, 63



«Ich bin schon etwas verunsichert wegen diesem Virus, das sich ja jetzt bis nach Aarau und Basel ausgebreitet

hat. Vor allem bei der älteren Generation kann das Stress auslösen. Als Zeitungsverträgerin fasse ich jeden Tag an etliche Türklinken, sodass da sicher Viren übertragen werden können. Ich verstehe darum gut, dass sich die Bevölkerung Sorgen macht, wenn ein so grosser Anlass stattfindet, bei dem sich die Menschen auf den Füssen herumtreten. Trotzdem finde ich, dass die Fasnacht nicht abgesagt werden kann. Nur die halbe Fasnacht durchzuführen, fände ich ebenfalls nicht gut. Entweder alles oder nichts.» (juw)

Urs Gutzwiller, 64



«Ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass die Fasnacht jetzt noch abgesagt wird. Es ist alles nur eine Panikmache. Klar,

man muss jetzt ein bisschen besser auf seine Gesundheit achten, wenn man mit vielen Menschen auf der Strasse steht. Aber wir haben ja auch das Sars-Virus überlebt, das viel aggressiver war. Genauso werden wir nun das Coronavirus überstehen. Ich werde sicher auch an die Fasnacht gehen. Ausserdem mache ich demnächst eine Kreuzfahrt-Reise nach Singapur und Dubai. Ich lasse mich nicht wegen einem Virus, das eine etwas höhere Sterblichkeitsrate als die Grippe hat, zu Hause einsperren.» (juw)

Jürg Schwald, 66



«Als aktiver Fasnächtler halte ich diesen Hype um den Virus für einen grossen Mist. Wir wollen jetzt endlich loslegen.

Falls die Fasnacht abgesagt wird, müssen wir damit leben. Klar, es ist vernünftig, auf die Behörden zu hören. Doch man muss die Situation relativieren, denn an der «normalen» Grippe sterben auch immer viele Menschen. Deswegen wurde aber noch nie die Fasnacht abgesagt. Bei einer Absage der Fasnacht wäre das Schlimmste bis zum Bummelsonntag vielleicht vorbei, dann können wir trotzdem noch feiern. Dann könnten wir trotzdem auf die Strassen. Aber ansonsten freuen wir uns schon aufs 2021.» (juw)

Elisabeth Damas, 49



«Ich habe eigentlich nicht wirklich Angst vor dem Coronavirus. Es ist für mich wie die saisonale

Grippe, und ich lasse mich nicht in Panik versetzen. Gerade eben haben in der Apotheke gleich zwei Kunden nach Desinfektionsmittel und Mundschutz gefragt. Diese Produkte sind aber schon seit einigen Tagen ausverkauft. Man wisse nicht, wann die nächste Lieferung komme, meinte die Apothekerin. Ich fand diese Situation krass, und ich habe gemerkt, dass viele Leute wirklich Angst vor dieser Krankheit haben. Wenn jetzt die Fasnacht abgesagt werden sollte, fände ich das sehr schade.» (juw)

Amina Ponjevic, 18



«Als am Donnerstagmorgen ein Corona virus-Fall im Kanton Aargau vermutet wurde, habe ich schon Angst bekom-

men. Es ist eine Frage der Zeit, bis sich das Virus bei uns ausbreitet – vielleicht schon heute, vielleicht auch erst in ein paar Tagen. Es ist wichtig, dass die Behörden jetzt Massnahmen ergreifen, zum Schutz der Bevölkerung. Darum fände ich es nicht schlimm, wenn die Fasnacht abgesagt wird. Da stünden die Menschen ja dann in grossen Massen herum, perfekt für eine Übertragung des Virus. Für mich ist es keine Option, an die Fasnacht zu gehen. Meine Gesundheit ist mir wichtiger als die Fasnacht.» (juw)

Benjamin Balmer, 38



«Ich finde das Thema «Coronavirus» sehr schwer zu fassen. Wir kennen diese Krankheit zu wenig, und wir

können nicht sagen, wie gefährlich sie tatsächlich ist. Jeder muss selber einen Weg finden, wie er mit den Informationen umgeht, die herumgeistern. Ernst nehmen muss man die Sache aber natürlich schon. Was die Fasnacht angeht, vermute ich als «Gugge-Musiker», dass sie nicht abgesagt wird. Sie lässt sich gar nicht absagen, da echte Fasnächtler trotzdem auf die Strasse gehen würden. Ich bin wütend auf die Asiaten, die immer Sachen ausprobieren müssen, wie Fledermäuse essen, was dann Krankheiten auslösen kann.» (juw)

Basel Stadt Land Region

Kein Morgestraich, kein Cortège, nichts

Hiobsbotschaft Nur eine Stunde nachdem der Bund die «Verordnung über Massnahmen zur Bekämpfung des Coronavirus» erlassen hatte, trat die Basler Regierung vor die Medien und sagte: Die Fasnacht findet nicht statt.

Dominik Heitz

Ende vergangener Woche war es eine unangenehme Ahnung. Am Donnerstag dann eine Befürchtung. Und am Freitag schliesslich Wirklichkeit: Der Basler Regierungsrat hat an einer ausserordentlichen Sitzung beschlossen, sämtliche organisierten Veranstaltungen im Rahmen der Fasnacht 2020 zu untersagen.

An einer kurzfristig einberufenen Medienorientierung teilten Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann, die Regierungsräte Lukas Engelberger, Baschi Dürr und Conradin Cramer sowie Fasnachts-Comité-Obfrau Pia Inderbitzin diesen Entscheid mit. Er fusst auf der vom Bundesrat nur eine Stunde zuvor erlassenen «Verordnung über Massnahmen zur Bekämpfung des Coronavirus». Diese verbietet, bis zum Sonntag, 15. März, öffentliche oder private Veranstaltungen in der Schweiz durchzuführen, bei denen sich gleichzeitig mehr als 1000 Personen aufhalten.

Es wird sehr viel verlangt

Für Basel heisst das: Alle privaten oder öffentlichen Veranstaltungen, die den «spezifischen Charakter der Fasnacht transportieren und deshalb als Attraktion Publikum an den Fasnachtstagen anziehen», sind untersagt.

Gemeint sind damit insbesondere der Morgestraich – die Lichter werden nicht gelöscht –, der Cortège, Veranstaltungen mit Schnitzelbängg, Schlussveranstaltungen wie Kehraus- und Schnitzelbängg-Schlussabende, Guggenkonzerte, Laternen-, Wagen- und Requisitenausstellungen, Bälle und Bummelsonntage. Später präzisierte das Gesundheitsdepartement, dass «jegliche Veranstaltungen mit einem Bezug zur Fasnacht» untersagt werden, «unabhängig von ihrer Grösse». Darunter fällt nun auch die Vorfasnachtveranstaltung Pfyfferli.

Am Donnerstag war die letzte Vorstellung, während ironischerweise am Freitag im Casinotheater Winterthur der Abend «e Basler Lägerli» mit bekannten Schnitzelbänken und einem Auftritt des BaZ-Kolumnisten-minu erfolgreich über die Bühne ging.



Die Basler Regierung tritt zusammen mit dem Fasnachts-Comité vor die Medien und erklärt mit Bedauern die Absage der Fasnacht. Foto: Dominik Plüss

Der Regierungsrat sei sich im Klaren, dass die Umsetzung der bundesrätlichen Verordnung Basel sehr viel abverlange, sagte Elisabeth Ackermann mit ernster Miene. Und Lukas Engelberger teilte die Enttäuschung aller, die sich auf die Fasnacht gefreut haben. «Doch bei 200 000 Besuchern das Risiko einer unkontrollierten Verbreitung des Coronavirus einzugehen, wäre nicht verantwortbar.»

Fasnächtler müssen es tun

Wie soll das alles durchgesetzt werden? Baschi Dürr, Vorsteher des Justiz- und Sicherheitsdepartements, sagte, man habe durch Beschluss der Regierung alle Sonderbewilligungen im Zusammenhang mit der Fasnacht

aufgehoben, und was die Durchsetzung angeht: «Die Fasnächtler müssen das selber tun. Mit ihnen steht und fällt alles.»

Damit appelliert er an die Eigenverantwortung. «Aber selbstverständlich wird die Polizei und die Rettungssanität vor Ort sein und allfällige Personen, die gässle oder die sonst etwas Fasnächtliches machen, darauf ansprechen.»

Für Pia Inderbitzin ist der Beschluss des Bundes selbstverständlich zu akzeptieren, aber sie leide mit allen Fasnächtlern (siehe Interview unten), von denen sie indes erwartet, dass sie die Weisungen respektieren. Das Comité selber lasse nichts, was es normalerweise organisiert, stattfinden; auch die alljährlich

am Freitag und Samstag nach der Fasnacht durchgeführte Nachwuchswerbeaktion «die erschi Lektion» auf dem Barfüsserplatz falle aus.

Die Fasnacht fällt aus. Im Moment ist von einer Verschiebung, wie sie vor genau 100 Jahren einmal wegen einer Grippewelle stattgefunden hatte, keine Diskussion. «Sollte das Comité etwas beschliessen, dann würde die Regierung dies unterstützen», beteuerte Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann.

Schliesslich vermerkte Erziehungsdirektor Conradin Cramer, dass es keine Anhaltspunkte gebe, die Schulen nach den Ferien nicht wieder aufgehen zu lassen. «Wir sind aber sehr aufmerksam.»

E glai Drööschterli

Wenn s am Mäntig vieri schloot – diesmal bleibt es Wunschdenken. Wie die Cliquen, Wagen und Guggen sich auf die Fasnacht vorbereitet haben, so hat auch die Basler Zeitung wieder eine Fasnachtsbeilage ausgearbeitet, konnte diese aber aus produktionstechnischen Gründen nicht mehr dem neuesten Stand der Nachrichtenlage anpassen. Wir bitten Sie deshalb, einzelne Aussagen und die Inserate unserer treuen Kunden nicht falsch zu verstehen und, hoffen, dass Sie die 12-seitige Beilage als kleines Drööschterli geniessen können.

Ihre Basler Zeitung

Fasnacht



Wenns am Mäntig vieri schloot

Zwölf Syte Vystimmig uff die drei scheenschte Däg

«Und jetzt wird die Fasnacht einfach abgesagt. Unvorstellbar»

Enttäuschung Pia Inderbitzin, die Obfrau des Fasnachts-Comités, reagiert im Interview emotional. Auf sie kommt jetzt viel Arbeit zu.

Pia Inderbitzin, was geht in Ihnen als Obfrau des Fasnachts-Comités vor?

Ich bin traurig, enttäuscht, und ich leide mit allen Fasnächtlern mit. Wenn man sich vorstellt, mit wie viel Herzblut und Vorfreude diese einen ungeheuren Aufwand betrieben haben bei der Vorbereitung... Und jetzt wird diese Fasnacht einfach abgesagt. Unvorstellbar.

War eine Verschiebung der Fasnacht kein Thema beim Comité?

Bis am Donnerstag haben wir gedacht, die Fasnacht finde normal statt. Jetzt sind wir auch ein bisschen überfordert und überrollt



Pia Inderbitzin an der Pressekonferenz im Rathaus. Foto: Dominik Plüss

worden von dieser Situation. 1920 wurde die Fasnacht wegen der Spanischen Grippe ja verschoben – aber das waren viel kleinere Dimensionen. Heute steckt eine riesige Logistik dahinter, eine riesige Organisation. Das müssen wir jetzt alles umorganisieren. Deshalb kann ich mir eine Verschiebung momentan nicht vorstellen. Aber selbstverständlich diskutieren wir im Comité in den nächsten Stunden und Tagen – und wenn wir eine Idee haben, die umsetzbar wäre, werden wir diese natürlich kommunizieren.

Was müssen Sie jetzt alles umorganisieren?

Da geht es um die Tribüne für das Guggenkonzert, um Einfädler und Zählerinnen, die an den Strassen stehen, und um die Blumensträsser, die am Mittwoch hätten verteilt werden sollen. Es sind auch alle Zugplaketten bereits verpackt worden. Diese werden wir selbstredend dennoch verteilen. Es wird auch eine Subventionierung geben, denn diese sind ja verkauft. Ach, es gibt schlicht Hunderte Dinge, die wir nun organisieren müssen. Den Überblick habe ich ehrlich gesagt auch noch nicht. Jedes Ressort schaut nun, was gemacht werden muss.

Sie haben die Subventionen erwähnt. Wie kann das

Fasnachts-Comité diese verteilen, wenn sie die Cliquen nun ja gar nicht sehen und beurteilen können?

Das wissen wir momentan noch nicht.

Ist die Subvention durch die Absage etwas kleiner?

Das kann ich noch nicht sagen. Wir müssen zuerst schauen, wie viel im Topf drin ist. Erst dann können wir schauen, nach welchem Schlüssel wir diese Gelder verteilen werden. Schliesslich haben die Cliquen trotzdem ihre Auslagen – und wir werden diese natürlich vergüten.

Dominik Heitz

«Noch haben wir die Lage im Griff»

Basler Regierung reagiert auf die ersten regionalen Corona-Fälle. Mit Massnahmen soll eine Ausbreitung des Virus verhindert werden.

Jonas Hoskyn

«Wir kämpfen darum, dass wir die Kontrolle behalten.» Was der Basler Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger meint: Bisher wurden in Basel keine Fälle von Corona-Virus bekannt, bei denen für die Behörden nicht nachvollziehbar wäre, wo sich die Personen angesteckt haben. Stand Freitag Abend kamen zu den am Donnerstag bekannt gewordenen zwei Fällen keine neuen dazu. Dabei handelt es sich um eine junge Frau und ihren Freund. Die beiden waren vor kurzem mit weiteren Kollegen in Mailand. Die zwei sind beide am Universitätsspital in Isolation und befinden sich laut Engelberger in guter Verfassung.

Das Team des Kantonsarztes ist derweil mit Hochdruck daran, mögliche weitere infizierte Personen aus dem Umfeld der Frau zu kontaktieren. Insgesamt befinden sich im Kanton Basel-Stadt rund hundert Personen in Quarantäne: Kinder aus der Kita, in der die Frau gearbeitet hat, Mitarbeiterinnen und Personen aus ihrem Umfeld. Dazu kommen rund fünf Dutzend Eltern, welche zur Betreuung der Kinder ebenfalls zu Hause bleiben müssen.

Kantonaler Krisenstab trifft sich neu täglich

Insgesamt hat das Universitätsspital Stand gestern Freitag rund 120 Tests auf Corona-Viren durchgeführt. Bei der Hälfte ist das Resultat noch ausstehend. «Die Lage hat sich diese Woche täglich verschärft», sagt Engelberger. Mit dem gestrigen Entscheid des Bundesrates sei eine neue politische und rechtliche Lage entstanden. «Wir müssen davon ausgehen, dass das Corona-Virus in der Region angekommen ist», sagt Engelberger. Nun seien Einschränkungen



Grossandrang an der gestrigen Pressekonferenz der Basler Regierung zum Corona-Virus.

Bild: Keystone

notwendig, um die unkontrollierte Ausbreitung zu verhindern oder zumindest zu bremsen. Der drastische Schritt ist nun die Absage der Fasnacht: «200 000 Menschen auf engem Raum würden das Risiko einer unkontrollierbaren Verbreitung stark erhöhen», sagt Engelberger. Man müsste mit einer Reihe von Übertragungen rechnen, die man nicht mehr rekonstruieren könnte.

Den Entscheid, der in die Basler Geschichtsbücher eingehen wird, fällt die Regierung gestern Morgen in einer Sondersitzung. Bereits zweimal hatte der kantonale Krisenstab diese Woche zuvor getagt, ab sofort trifft er sich täglich zur Lagebeurteilung. Der Ernst der Lage wurde auch bei der gestrigen

Pressekonferenz sichtbar: Vom Polizeichef über den Kantonsarzt bis zum Spitaldirektor waren alle mit anwesend.

Ab 200 Personen braucht's eine Bewilligung

Von den neuen Einschränkungen ist nicht nur die Fasnacht betroffen: Auch Sport- oder Kulturveranstaltungen mit über 1000 Beteiligten sind gestrichen. Und alles darunter muss von den Behörden abgesegnet werden. Die Bewilligungspflicht gilt auch für grössere private Anlässe wie etwa eine Hochzeit oder Firmenfeier.

Am gestrigen Nachmittag hat das Gesundheitsdepartement die Rahmenbedingungen noch präzisiert: Bei Anlässen mit weniger als 200 Perso-

nen liegt die Risikoabwägung über die Durchführung beim Veranstalter. Ausgenommen sind davon Veranstaltungen mit einem Bezug zur Fasnacht. Sie sind untersagt, unabhängig von der Grösse. Bei Anlässen mit zwischen 200 und 1000 Teilnehmenden ist eine Genehmigung durch das Gesundheitsdepartement nötig. Dieses führt eine Risikoabwägung durch.

Noch unklar ist, ob in zehn Tagen die Kinder wieder in die Schule können, wenn die Ferien zu Ende sind. Das Erziehungsdepartement will in der zweiten Hälfte der nächsten Woche entscheiden und informieren. Wenn sich die Lage nicht verschärft, gehe er davon aus, dass die Schulen wieder aufgehen, sagt Bildungsdirektor Conradin

«Wir können das Virus nicht fernhalten, aber wir können die Kontrolle behalten.»



Lukas Engelberger
Gesundheitsdirektor BS

Cramer. Zumal aktuell auch die Kindertagesstätten regulär geöffnet sind.

Auch bei der Universität ist noch offen, ob und wie kommende Woche der Betrieb wieder aufgenommen werden kann. Die Universität hat für die Studierenden eine eigene Hotline eingerichtet, in der Fragen rund um Lehre oder Forschung beantwortet werden. «In den ersten 24 Stunden hatten wir bereits über 100 Anfragen», sagt Sprecher Matthias Geering.

Nicht mit dem ÖV unangemeldet zum Arzt

Gesundheitsdirektor Engelberger sagt: «Das Risiko ist hoch, dass uns das Corona-Virus noch lange beschäftigen wird.» Es sei davon auszugehen, dass weitere Corona-Viren-Tests positiv ausfallen werden. «Wir sind zuversichtlich, dass wir individuellen Fällen nachgehen können», sagt Engelberger. «Wir können das Virus nicht fernhalten, aber wir können die Kontrolle behalten.» Auch Kantonsarzt Thomas Steffen sagt: «Im Moment ist alles möglich.» Eine offene Frage sei etwa, ob der bevorstehende Frühling die Ausbreitung des Corona-Virus bremsen könnte, wie dies bei der saisonalen Grippe zu beobachten ist.

Entsprechend wichtig sei die Mitarbeit der Bevölkerung. Wer sich krank fühlt, speziell mit Symptomen einer Atemwegsinfektion (Fieber, Husten, Atembeschwerden), soll zu Hause bleiben und telefonisch mit dem Hausarzt Kontakt aufnehmen. Ohne Anweisung des Arztes sollte man nicht in eine Praxis gehen. Wer sich krank fühlt, soll auch nicht die öffentlichen Verkehrsmittel nutzen.

Homepage

Der Kanton hat eine eigene Informationsseite aufgeschaltet: www.coronavirus.bs.ch

Wenn Fasnächtler Trauer tragen

Morgestraich Statt eines eruptiven Knalls gab es ein zögerliches leises Räuspern, statt Farben herrschte dunkle Tristesse: der kleine, etwas

Dominik Heitz

Auf dem Barfüsserplatz sprühen die Funken. Schienenarbeiter sind im Einsatz. Es ist halb vier Uhr. Und wäre an diesem Montag wirklich Morgestraich, stünden hier um diese Zeit bereits Hunderte von Fasnächtlern und Zuschauern. Aber es ist kein Morgestraich, und der Platz ist leer. Und doch regt sich langsam etwas in der Stadt. Zu zweit, in kleinen Gruppen schnuppern Zivilisten in die Gassen hinein – unter ihnen viele Fasnächtler, die das Fasnachtsverbot respektieren, aber dennoch neugierig sind und wissen wollen: Gibt es welche, die trotzen und ein Zeichen für den Morgestraich setzen wollen?

Auf dem Marktplatz, am Spalenberg und auf dem Rümelinsplatz verdichtet sich die Menschenmenge. Vor dem Löwenzorn stehen etwas verloren ein paar Kostümierte parat.

Schschschschschsch geht es durch die Zuschauer. Die Menge verstummt. Alle lauschen dem Vier-Uhr-Schlag.

Doch die Dunkelheit, in die sonst Blitzlichter feuern, bleibt aus.

Und der grosse eruptive Knall ist nichts mehr als ein zögerliches leises Räuspern. Ein paar Piccolos erklingen. Vom Nadelberg hinten hört man es leise trommeln. Und vorne auf dem Rümelinsplatz singt eine Gruppe den «Morgestraich-Marsch». Von Kostümen fast keine Spur. Dafür viele Menschen, dunkel gekleidet, mit einer Kerze oder einem Laternchen in der Hand. Und statt Larven tun es Schutzmasken. So sieht es aus, wenn Fasnächtler Trauer tragen.

Der Nadelberg ist menschenleer. Das Imbergässlein auch. Am Haus mit der Nummer 31 müssen alle drinnen bleiben; traurig schauen Larven aus den Fenstern. Und ein Schild warnt die Passanten: Fasnachtsfieber-Quarantäne.

Mit etwas Farbe durchdringt das Virus-Züglein die Tristesse; in grellen eng anliegenden Anzügen tänzeln sie vorbei, während unweit ein Harst schwarzer Steckenlaternen mit aufgemalten Trauermienen still über den Köpfen der Zuschauer schwebt. Aber auch das gibt es. Was sonst an der Fasnacht ein Schyssdräggziigli nicht erlebt – jetzt wird es ihm zuteil: lautstarker Applaus, weil es sich trotz eines hinter ihm herfahrenden Polizeiautos dem Trommel- und Pfeifverbot widersetzt.

Polizistin und Piccolos

Ja, Polizeiauto-Patrouillen: Überall tauchen sie auf – immer wieder, vor dem Hotel Basel, in der Freien Strasse, auf dem Münster- und Marktplatz. Doch sie fahren im Schrittempo oder bleiben einfach stehen. Die wenigen Pfeifer und Tambouren haben nichts zu befürchten. Auch das Polizisten-Duo, das eine Fernseh Equipe im Nacken hat, flaniert mehr, als dass es kontrolliert.

Um Viertel vor fünf lösen sich die porösen Zuschauermengen bereits auf. Wo soll man auch hin? Alle Beizen sind zu. In der Hasenburg bleibt es ebenso dunkel wie im Hotel Basel und im Brauen Mutz, wo eine junge Frau draussen an einem Tisch sitzt und gerade eine fröhlich sprühende Wunderkerze abbrennen lässt.

Dagegen ist der Marktplatz ein kleines bisschen zu einem verwahrlosten öffentlichen Friedhof geworden. Bierdosen liegen herum. Auf dem einen Brunnenrand flackern Kerzchen wie jene in katholischen Kirchen. Und an der Wand des Rathauses lehnt ein hölzernes Kreuzlein mit Mundschutz, einer verwelkten Mimose und der Inschrift «RIP Fasnacht» – ruhe in Frieden. Zusammen mit dem auf eine dumpfe Trommel schlagenden Sensenmann ist es die Ikone dieses kleinen, irgendwie unbeholfenen Nicht-Morgestraichs.



Ein Morgestraich, der in Erinnerung bleiben wird – mit Polizisten, die Geleit geben, mit Gevatter Tod, der durch die Gassen zieht, mit Schutzmasken, Abgesang, Enttäuschung und

unbeholfene Nicht-Morgestraich 2020.



Leere. Im eigentlichen und im übertragenen Sinn. Fotos: Florian Bärtschiger



-minu

Die Stimmung eine Stunde vor dem Lichterlöschen, das kein Lichterlöschen sein wird, ist speziell. Ein bisschen wie auf dem Friedhof – wenn man sich zur Abdankung trifft. Polizeiautos kreisen als stumme Geier um die Schifflande. Da und dort sieht man Velofahrer. Sie tragen Rucksäcke. Später ziehen sie Kostüme daraus hervor.

Ich vermisse die Ueli-Glökkli, die ansonsten am Montag früh auf die drei verrückten Tage einläuten. Ich vermisse die Menschen, die fasnachtsfiebrig über die Mittlere Brücke ins Grossbasel ziehen. Ich vermisse sogar die Touristen-Ketten mit ihren rot leuchtenden Plastiknasen und den grellbunten Kunststoffperücken.

ALLES TOT. ALLES GESTORBEN. ALLES VIRENVERSEUCHT.

Beim Käppelijoch flimmern Totenkerzen. Und später begegne ich immer wieder einzelnen Masken, die Totenlampen vor sich hertragen. Eine rabenschwarze Fasnacht – oder eben keine rabenschwarze Fasnacht. Vielmehr: überhaupt keine Fasnacht. Und doch... plötzlich zeigen sich neue Momente: eine Trauergestalt der Antygge marschiert forsch zum Claraplatz: «Wir zelebrieren dort die Totenfeier. Einfach still. Ohne Trommeln und Pfeifen.» Er trägt ein schwarzes Trauerkleid, Michel, Tambour bei den Bebbi, macht sich auf den Weg zum Martinskirchplatz. Die Trommel ist daheim – aber er hat zwei Nüsse im Sack: «Damit intoniere ich den Morgestraich!»

Klo-Piccolo

Mirjam, seine Freundin, trifft ihre Leute, also die Lumpensammler, beim Martinskirchplatz. Ihr Piccolo: eine Klorolle. «Man muss jetzt kreativ sein», meint sie. Und weint plötzlich: «Mein Vater ist vor drei Monaten gestorben – ich trage sein Piccolo bei mir. Fasnacht ist immer ein bisschen Tod im Leben und das Leben im Tod.»

Die Rheingasse ist gespenstisch leer. Beim Schmalen Wurf will uns eine kleine Lampe das Gegenteil einleuchten: D Rhygass läbt! Jetzt hingegen herrscht hier nur öde Leere. Die Beizen haben «aufgestuhlt» – nur bei der Brauereizunft bekommen ein paar deutsche Touristen ihr Bier.

Im Schoofgässli gitts öbbis! – So hat uns einer zugeflüstert. Wir kennen das Gässli am normalen Morgestraich. Dann ist es teerschwartz. Dunkel. Und die Kleinbasler Cliquen quetschen sich mit den «Alten Schweizer Märschen» durch. Jetzt ist es hell erleuchtet – an allen Fenstern stehen Kostümierte mit Trommeln und Piccolos. Auf der Strasse wartet der Tambourmajor. Jemand zählt die Sekunden ab: «8, 7, 6...» «Morgestraich – vorwärts marsch!», ruft der Tambourmajor. Und dann geht kein Licht aus – aber es ist trotzdem ein ganz spezieller Moment: Es ruesst und pfeift aus allen Fenstern und Hauseingängen des Gässchens. Nur der «Morgestraich». Ohne Wiederholung.

Mit Mundschutz

Bis die Schmier hier ist, haben wir Fenster und Türen schon längst wieder geschlossen...», lacht Georgette, die das Ganze zusammengetrommelt hat. Nach dem Morgestraich geht stumm eine Gruppe weinender Protestanten vorbei – alle mit Mundschutz. Politisch korrekt also.

ES WAR EIN GANZ EINZIGARTIGER MOMENT, DIESER SCHOOFSGÄSSLI-MORGESTRAICH. UNVERGESSLICH. EIN ÜBERLEBENSCHREI.

Es sind viele Tränen geflossen. – Fasnacht eben. Auch wenn gar keine Fasnacht ist.

Drei Dääg Aadie

Nicht-Fasnacht Brennende Kerzen, volle Gläser, leere Gassen und ein paar Kostümierte: die Fasnacht, die keine war.



Die Fasnacht ist ein Kollektiverlebnis. Allein oder nur mit wenigen macht das keinen Spass. Zwei Düpfli-schysser-Waggis halten auf dem Marktplatz Totenwache. Foto: Florian Bärtschiger



Tradition: die brennende Laterne der BMG. Foto: Nicole Pont



Kleine Menschenmasse im Kleinbasel. Foto: Florian Bärtschiger



Zwei Fasnächtler halten Totenwache. Foto: Florian Bärtschiger



Ruhe in Frieden: die Fasnacht 2020. Foto: Florian Bärtschiger

Kommentar

Nach der Nicht-Fasnacht ist vor der Fasnacht

Kann man sich das vorstellen: Keine Fasnacht, und keiner geht hin? Nein. Längst nicht alle, aber doch viele wollten – zumindest am Morgestraich und am Fasnachtsdienstag – wissen und sehen, ob andere tun, was sie selber nicht tun mochten oder sich nicht zu tun getrauten: nämlich in irgendeiner fasnächtlichen Form gegen die Obrigkeit aufbegehren, die nur drei Tage vor dem Morgestraich das Fasnachtsverbot ausgerufen hatte.

Aber in welcher Form? Vielleicht indem die grossen Laterne in der ganzen Stadt leuchten oder an Strassenecken

Strassentheater stattfinden, indem Fasnächtler zum Trotz Kostüme anziehen und alternative Instrumente hervorholen würden?

Die Kreativität war letztlich so klein wie die Trauer gross: flackernde Kerzlein und Laterne, dunkle Kleider und leises Singen. Man behalf sich mit jenen Symbolen, die man im Leben von der Trauerarbeit her kennt, und mit dem Versuch, sich mit etwas Partybetrieb ein bisschen fröhlicher zu stimmen. Vergeblich. Und der ansonsten so hochgelobte individuelle Fasnachtsdienstag fand erst gar nicht mehr statt.

Es hat sich mit aller Deutlichkeit gezeigt: Die Fasnacht ist ein Kollektiverlebnis. Allein oder nur mit wenigen macht das keinen Spass. Und eines ist auch gewiss: So schnell wird man diese Nicht-Fasnacht nicht vergessen.

Nach der Nicht-Fasnacht ist vor der Fasnacht – dann hoffentlich mit neuen Ideen. Nichts ist heute älter als das Sujet von gestern.



Dominik Heitz
BaZ-Redaktor

Kommentar

Richtig oder falsch?

Natürlich war es ein Schock: FASNACHT ABGESAGT! Tränen. Zorn. Aufschrei. Auch Rebellion: Wir lassen uns nicht das Schönste nehmen! Ich kann hier nicht beurteilen, ob der Entscheid richtig war. Oder falsch. Das kann niemand. Wir wissen nicht, wohin Corona uns führen wird. Wir können auch nicht sagen, ob Bern richtig entschieden hat. Und ob es gut war, dass Basel noch verschärfter reagierte.

Ich bin am Morgestraich in die Nacht hinausgegangen. Ganz einfach, weil ich in mir spürte: auch das ist Fasnacht. Der jetzige Moment gehört zu dei-

nem Leben – wie der Tod auch! Ich war nicht alleine an diesem frühen Morgen. Es gab überall Grüppchen, Einzelmasken, ja ganze Cliquen, die sich in 48 Stunden etwas einfallen liessen. Der Schoofgässli-Moment war für mich einzigartig. Viele Fasnächtler bewiesen: Wir sind kreativ. Sie stiegen auf neue Schienen um. Alles leiser. Trauriger. Aber nicht weniger innovativ als bei ihrem Fasnachtszug, der ihnen verboten wurde. Ich beobachtete die Polizei. Sie schritt nur selten ein – und wenn: dann sensibel. Und ich war froh, als ich hörte, dass die Obfrau der Fasnacht definitiv abgewinkt hat: nein.

KEINE VERSCHIEBUNG! Richtig – Fasnacht kann man nicht einfach umtauschen wie ein Hemd, das kratzt.

Die Fasnacht 2020? Sie hat viele zum Nachdenken angeregt – über Leben. Über Tod. Über Toleranz – über sich selber.

SOMIT WAR ES AUCH EINE GUTE FASNACHT – SELBST WENN SIE KEINE WAR.



-minu
BaZ-Kolumnist der ersten Stunde

Basel Stadt Land Region

«Ein Alltag muss noch möglich sein»

Epidemie Basels Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger muss in einer aussergewöhnlichen Situation laufend schwierige Entscheidungen treffen. Das Ziel ist, die Ausbreitung des Coronavirus möglichst zu bremsen.

Markus Wüest und
Alexander Müller

Haben Sie persönlich Angst vor dem Coronavirus?
Nein. Ich habe aber Respekt vor der Aufgabe, vor der wir stehen. Es gilt, diese aussergewöhnliche Situation gut zu bewältigen.

Warum hat Basel-Stadt so viel strengere Regeln eingeführt als andere Kantone?
Basel-Stadt ist im ungewöhnlichsten Moment von dieser Verschärfung letzte Woche getroffen worden. Ausgerechnet am Freitag vor der Fasnacht erliess der Bundesrat diese Verordnung. Wir mussten die Fasnacht absagen und in der Konsequenz dafür sorgen, dass es nicht grosse Veranstaltungen mit mehreren Hundert Menschen in einem Raum gab. In wenigen Stunden musste eine Praxis entwickelt werden. Wir nahmen den Erlass des Bundesrats ernst und setzten ihn um. Mit unseren Empfehlungen liegen wir im schweizerischen Durchschnitt gut. Andere Kantone gingen weiter. Wir entschieden im Zweifel zum Schutz der Gesundheit.

Hat Sie überrascht, dass die Fasnächtler mehrheitlich spurten?
Ich hatte es erwartet. Trotzdem hat es mich sehr beeindruckt. Der Entscheid traf uns in der sehr hektischen Fasnachtvorbereitung. Und ich bin sehr dankbar für das Verständnis, das ich aus der Bevölkerung und aus den Medien spüre. Ein spezieller Dank geht an alle Fasnächtlerinnen und Fasnächtler, die einen schweren Verzicht erbringen mussten. Und das mit bewundernswerter Ruhe.

Ab wann hatten Sie damit gerechnet, dass die Fasnacht abgesagt werden muss?
Am Donnerstagmorgen früh kamen Hinweise aus Bern, dass es nicht nur diesen ersten Fall im Tessin gab. Dass es weitergeht. Dass mehr zu erwarten war. Während des Tages am Donnerstag kam der Kita-Fall in Riehen, und dann zeichnete es sich klar ab.

War es richtig, die Fasnacht abzusagen?
Aus heutiger Perspektive, ja.

War man sich im Regierungsrat über die Absage schnell einig?
Sie wissen, dass wir über unsere Gespräche nicht informieren. Aber es war ja klar mit der Verordnung des Bundes, was zu tun war. Wir traten in der Folge sehr geschlossen auf. Dem können Sie entnehmen, dass es im Gremium keine Kontroversen gab.

Warum darf man in ein voll besetztes Tram, in eine volle S-Bahn, nicht aber an eine Veranstaltung mit über 150 Leuten?
Da muss ich ausholen. Wir befinden uns jetzt in einer frühen Phase. Das Coronavirus ist bei uns angekommen. Jetzt ist es wichtig, das Virus abzubremesen. Grosse Menschenansammlungen müssen verhindert werden, weil sie die Nachvollziehbarkeit erschweren, wer wen angesteckt



Lukas Engelberger windet den Fasnächtlern ein Kränzchen. Foto: Kostas Maros

«Es wird weitergehen. Über mehrere Wochen, wenn nicht sogar Monate.»

hat. Es zeigt sich jetzt, dass das Virus trotzdem zu weiteren Ansteckungen führt. Stoppen lässt es sich nicht. In einer nächsten Phase wird die Priorität darauf gerichtet sein, die schweren Fälle zu behandeln und die besonders Verletzlichen zu schützen. Aber wir müssen auch durchhalten können. Ein Alltag muss immer noch möglich sein. Die Wirtschaft muss funktionieren. Mit den Massnahmen, die jetzt gelten, würgt man die Wirtschaft nicht ab. Aber wenn wir den ÖV untersagen würden, käme alles zum Erliegen. Wir hätten beispielsweise auch Probleme, Spitalpersonal überhaupt ins Spital zu bringen. Unser ganzes System hängt am ÖV.

Und warum dürfen die Kinder wieder zur Schule?
Eine Schulschliessung ist heute schweizweit nicht nötig und würde zu Folgeproblemen führen. Wäre die Schule abgesagt, würden Eltern zu Hause bleiben, die wir zum Beispiel in den

Spitälern brauchen. In den ersten Tagen einer solchen Situation steht man einfach voll auf die Bremse. Danach muss man die Massnahmen alltagstauglich machen, um sie überhaupt während längerer Zeit durchziehen zu können. Corona ist mit dem Ende unserer Fasnacht nicht vorbei. Es wird weitergehen. Über mehrere Wochen, wenn nicht sogar Monate.

Noch einmal zum ÖV. Müsste man nicht mindestens verhindern, dass S-Bahnen, Züge und Trams proppenvoll sind?
Die Verhaltensempfehlungen – Stichwort Social Distancing – richten sich vor allen Dingen an jeden Einzelnen von uns. Man drückt jetzt halt nicht als Letzter noch ins Tram. Aber ich denke schon, dass das Fragen sind, die man sich stellen muss.

Schlussendlich ist ja damit zu rechnen, dass sich Corona ausbreiten wird. Trotz den Bremsversuchen. Ist denn der ganze Schaden für die Gastronomie, die Kulturveranstalter, die Hoteliers, die Reiseunternehmen vertretbar?
Eines der Ziele war Abschwächung. Die Dynamik des Virus bestmöglich unterbinden. Das verschafft uns Zeit, die Institutionen, in denen die besonders gefährdeten Menschen sind, besser zu schützen. Nur schon ein paar Tage geben uns einen gewissen Vorlauf. Insofern ja, unsere Massnahmen sind notwendig, denn die Auswirkungen auf unsere Gesundheit sind geringer,

als wenn wir nichts unternommen hätten.

Wäre es nicht klüger, einfach die Alten abzuschotten? Für sie ist ja das Risiko offensichtlich am grössten.
Das wäre unrealistisch und gefährlich. Wir mussten zuerst eine Abschwächung der Ausbreitung erwirken. Aber ja, wir stehen im Kontakt mit den Pflegeheimen, und besondere Massnahmen sind in Vorbereitung. Aber auch in diesen Fällen muss sozialer Kontakt weiterhin möglich sein. Der Alltag soll auch dort weiterhin stattfinden. Alter alleine ist übrigens noch kein Gefährdungsgrund. Es geht um geschwächte Personen.

Warum bleiben eigentlich die Museen offen?
Weil regulärer Museumsbetrieb nicht unter die Kategorie Veranstaltungen fällt.

Aber da sind zum Teil Hunderte gleichzeitig drin.
Ja, aber sie sind nicht gleichzeitig am selben Ort. Das Gleiche gilt übrigens auch für die Uni. Auch dort ist der reguläre Betrieb nicht als Veranstaltung definiert.

Gibt es einen Zeitpunkt, ab dem man die Segel einfach streichen muss, weil Massnahmen nichts mehr nützen?
Es ist eine graduelle Entwicklung und nicht anhand eines Kipp-Momentes definierbar. Wir können nicht sagen, ab so und so vielen Fällen lassen wir alles bleiben. Aber es findet eine

Akzentverschiebung statt in Richtung derer, die besonders gefährdet sind. Ab einem gewissen Zeitpunkt werden nur noch die schweren Fälle ins Spital aufgenommen.

Wie viele schwer Erkrankte kann unser Gesundheitssystem bewältigen?
Diese Zahlen gibt es in dem Sinn nicht. Aber man kommt irgendwann an die Grenze mit den Quarantäne-Fällen. Aktuell sind davon in Basel-Stadt etwa 240 Menschen betroffen. Wenn es viel mehr werden, können wir diese Fälle nicht mehr gleich intensiv begleiten wie jetzt.

Wie lange kann man das Regime so durchziehen? Ist es denkbar, dass es bis Herbst so weitergeht?
Auch das ist graduell. Je länger die Phase ist, in der solche Einschränkungen herrschen, die den Alltag erschweren, beim sozialen Leben und in der Wirtschaft, desto schwieriger wird es, diese aufrechtzuerhalten. Man wird sie dann sukzessive lockern müssen, um zu verhindern, dass der Schaden für die Wirtschaft grösser wird als der Schaden, den das Virus anrichtet. Das ist uns sehr bewusst. Wir werden die Entwicklung abgestimmt mit dem Bund begleiten und die Massnahmen entsprechend anpassen.

Italien schliesst sämtliche Schulen, die Schweiz nicht. Die Schweiz begrenzt die Personenzahl bei Veranstaltungen, Deutschland tut gar nichts.

Israel lässt Schweizer nicht mehr einreisen, während Italiener weiterhin in der Schweiz arbeiten dürfen. Es herrscht völliger Wildwuchs. Gibt es keine internationale Koordination?
Es gibt Empfehlungen der WHO und Sammlungen von Expertenwissen und Daten. Aber die verschiedenen Länder sind unterschiedlich betroffen und auch zu unterschiedlichen Zeitpunkten betroffen und müssen ihre eigene Antwort finden. Die Schulschliessung in Italien ist eine Massnahme, die sehr einschneidend ist. Aber es ist eine Massnahme, die man treffen muss, wenn das Virus ausser Kontrolle gerät. Und wir kämpfen, um mit einer kontrollierten Entwicklung mit dem Virus Schritt halten zu können. Die Schweiz hat im internationalen Vergleich zu einem frühen Zeitpunkt energisch reagiert. Zu so einem frühen Zeitpunkt kann man mit verhältnismässig milden Massnahmen verhindern, dass man am Ende zu noch krasseren Massnahmen wie Schulschliessungen gezwungen wird.

In Deutschland finden noch immer Fussballspiele mit Zehntausenden Zuschauern statt. Und diese Menschen kommen dann teilweise auch wieder in die Schweiz.
Das sind die Realitäten. Wir haben zwar eine internationale Öffentlichkeit, aber nationale oder gar regionale Zuständigkeiten. Es nagt aber natürlich ein wenig an der Akzeptanz für hiesige Massnahmen, wenn man sieht, dass in Nachbarländern das Leben ohne Einschränkungen weitergeht. Letztlich muss man die Verantwortung für den eigenen Zuständigkeitsbereich tragen.

Wie schwer ist es, in dieser Zeit Regierungsrat zu sein und die Verantwortung zu tragen?
Es war schon leichter. Aber ich kann mich stützen auf meine Kollegen in der Regierung und die Fachleute, die eine enorme Einsatzbereitschaft gezeigt haben. Wir haben für den medizinischen Dienst viele Umschichtungen vorgenommen. Da waren teilweise auch Mitarbeiter der Kantonspolizei bei uns tätig, die geholfen haben, Anrufe zu beantworten. Wir erleben zudem eine grosse Solidarität und Unterstützungsangebote, beispielsweise vom Roten Kreuz. Das ist sehr motivierend.

Schlafen Sie nachts noch?
Ja, ich muss auch auf meine eigene Durchhaltefähigkeit achten. Ich versuche daher, immer meine sechs Stunden Schlaf zu kriegen.

Haben Sie Angst, am Ende als Sündenbock dazustehen, der zwar die Fasnacht, nicht aber das Virus aufgehalten hat?
Solche Gedanken mache ich mir nicht allzu oft. Es wird im Nachhinein schwer zu beurteilen sein, ob es nicht viel schlimmer gewesen wäre, wenn wir gar nichts gemacht hätten. Ich muss meine Verantwortung so wahrnehmen, dass ich dahinterstehen kann.

Vorbereitung für die nächste Phase

Kanton will Personen, die durch das Corona-Virus am meisten gefährdet sind, besser schützen.

Jonas Hoskyn

Am Donnerstag vor einer Woche ist im Kanton Basel-Stadt der erste Corona-Fall bekannt geworden. Rund eine Woche später bereiten sich die Behörden auf einen starken Anstieg der Fallzahlen vor. In den ersten Tagen sei es darum gegangen, das Virus zurückzudrängen und die Ansteckungsketten zu unterbrechen. Gleichzeitig werde versucht, durch verschiedene Massnahmen eine schnelle Ausbreitung zu verhindern, um Zeit zu gewinnen. Aber: «Niemand von uns hat noch die Idee, dass man das Virus einfach wieder wegbekommt», sagt Kantonsarzt Thomas Steffen (Interview rechts).

«Das Corona-Virus wird uns mindestens noch mehrere Wochen begleiten», sagt Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger. Angesichts der Entwicklung, die man in anderen Ländern beobachten kann, stehe nun möglicherweise eine Phase mit vielen erkrankten Personen bevor. Damit müsse man neue Prioritäten setzen: «Die Behandlung von schweren Fällen sowie der Schutz von besonders gefährdeten Personen rückt stärker in den Fokus.» Besonders verletzlich sind gemäss den bisherigen Erkenntnissen vor allem ältere Menschen und Personen mit einer Vorerkrankung – etwa bei den über 3000 Personen, die im Kanton Basel-Stadt in einem Pflegeheim leben oder bei Patientinnen und Patienten in Spitälern.

Unispital stellt sich auf «garstiges Szenario» ein

Das Gesundheitsdepartement hat deshalb Empfehlungen für Pflegeheime und Spitäler erarbeitet. «Wir wollen nicht dazu aufrufen, die Besuche einzustellen», betont Engelberger. «Aber man sollte dabei Vorsicht walten lassen.» Pflegeheime sollen etwa besser kontrollieren und die Besuchszeiten einschrän-



Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger (l.) und Spitaldirektor Werner Kübler besprechen die neuen Massnahmen. Bild: Nicole Nars-Zimmer

«Stand jetzt ist das Unispital voll.»

Werner Kübler
Direktor Universitätsspital

ken. Ausserdem hat das Gesundheitsdepartement einen Fragebogen erarbeitet, damit Besucher, die ein Risiko darstel-

len könnten, erkannt werden können. Spitälern wird empfohlen, die Besuchszeiten auf ein Minimum zu beschränken. Soziale Kontakte sollten übers Telefon erfolgen.

Werner Kübler, Direktor des Universitätsspitals sagt: «Stand jetzt sind wir voll.» Die Belastung für das Personal sei sehr hoch. Bisher habe man aber nur wenige Personen mit dem Corona-Virus. «Wenn jetzt auf einen Schlag viele Personen erkranken, kommen wir unter Druck», so Kübler. Deshalb seien die präventiven Massnahmen entscheidend. «So schützen wir das System.» Man stelle sich am Unispital auf ein «garstiges Szenario» ein, mit mehr Fällen und gleich-

zeitig mit einer dünneren Personaldecke wegen erkrankten Mitarbeitenden.

Genügend Material für mehr Fälle vorhanden

Das Spital versucht nun, prospektiv seine Kapazitäten auszubauen. Einerseits indem etwa medizinisch nicht dringende Operationen verschoben werden. Andererseits wird versucht, dass Patienten schneller in ein anderes Spital, eine Klinik oder ein Pflegeheim verlegt werden können. Auch eine verstärkte Zusammenarbeit mit den Privatspitälern soll die Situation am Universitätsspital entlasten. Helfen soll auch die neue Anlaufstelle in der umfunktionier-

ten Predigerkirche, die am Montag in Betrieb geht.

Das Unispital hat eine Taskforce eingesetzt. Aktuell würde pro Woche rund zwei Mal das Regelwerk für den Umgang mit Corona-Patienten angepasst. «Wir sind auf dem Topstand des weltweiten Wissens», so Kübler. Im Wochentakt würden neue Substanzen bekannt, bei denen es Hinweise gibt, dass sie in schweren Fällen helfen könnten: dazu gehören frühere Medikamente gegen HIV, Malaria oder Arthritis. «Wir wenden jeweils die beste bekannte Therapiemöglichkeit an.» Entwarnung gibt Kübler punkto Material: «Wir laufen in den nächsten Wochen nicht in einen Engpass.»

Nachgefragt

«Wir rechnen mit noch mehr Fällen»

Herr Steffen, in knapp ein-einhalb Wochen gab es im Kanton Basel-Stadt bisher zwölf Corona-Fälle. Sind das viele oder wenige?

Thomas Steffen: Vor zwei Wochen hätte ich noch gesagt, es seien



Kantonsarzt
Thomas Steffen.

Bild: niz

viele. Inzwischen sehen wir, dass sich die Dynamik verstärkt hat. Wir rechnen in den kommenden Tagen mit mehr Fällen.

Können Sie sagen, womit Sie rechnen?

Das ist schwierig, weil die Entwicklung örtlich unterschiedlich ist. Aber ich gehe davon aus, dass wir in den nächsten Tagen auch in der Region Basel mehrere Dutzend Fälle haben werden. Aber wir können dafür sorgen, dass sich das Virus nicht so schnell ausbreitet.

Worauf muss man sich noch einstellen?

Man kann die Situation mit einer schweren Grippewelle vergleichen. Der Unterschied ist, dass wir für die vulnerablen Menschen keine Impfung haben.

Wird es in der Region auch bald so aussehen wie die Bilder aus China oder Italien mit leer gefegten Strassen und abgeriegelten Städten?

Damit rechnet hiezulande kein Experte. Wir werden Massnahmen anwenden, die in unseren kulturellen Kontext passen und die das Virus bremsen. Wir wissen mittlerweile alle: Zurückdrängen können wir das Virus nicht mehr. Wir müssen dafür sorgen, dass wir es gut überstehen. (hys)



Der Andrang auf der Bahnhof-Passierelle ist Vergangenheit. Statt Menschenmengen benutzen nur noch wenige Reisende mit Masken die Rolltreppen. Fotos Kostas Maros

Es ist einsam und still geworden

Covid-19 Eine Stadt erlebt den Corona-Shutdown. Der Fotograf Kostas Maros hat sich in Basel umgesehen und seine Eindrücke mit der Kamera festgehalten. Nahezu alles präsentiert sich derzeit anders als zu normalen Zeiten.



Auch Carl Burckhardts Amazone mit Pferd bei der Mittleren Brücke blieb von der Entwicklung nicht verschont.



So leer hat man die Freie Strasse kaum je gesehen.



Einige wenige betätigen sich sportlich im leeren St.-Johanns-Park.



Im Notfall hilft immer noch die Zeichensprache.



Wenige Passanten – doch ohne Einkauf geht es nicht.



Gespensischer Anblick: Der Grenzübergang in Riehen nach Weil am Rhein ist wegen der Corona-Krise komplett abgeriegelt.

Basel Stadt Land Region

Diese Kurve macht Mut!

Statistik Erstmals seit Beginn der Corona-Krise sinkt die Zahl der aktiven Fälle in Basel-Stadt. In den letzten Tagen sind mehr Menschen genesen, als sich neu angesteckt haben. Ist nun die Trendwende erreicht?

Katrin Hauser und
Alexander Müller

Jeden Morgen ploppen auf dem Handy neue Zahlen zum Coronavirus auf. Gute Nachrichten sind rar, Rekorde des Schreckens stehen auf der Tagesordnung. Mehr Infizierte, mehr Hospitalisierte, mehr Tote.

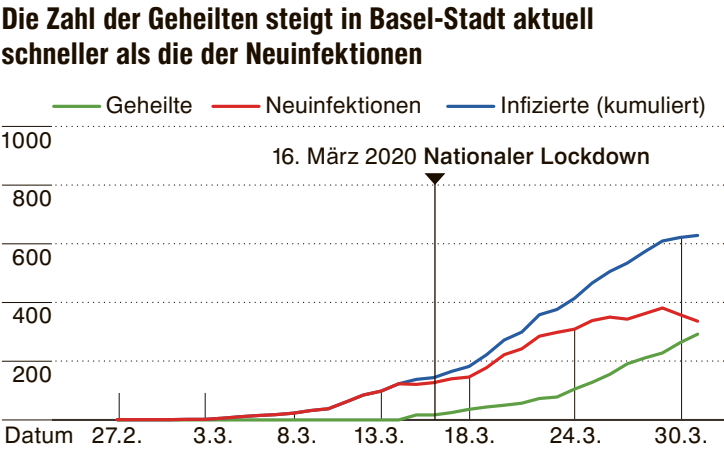
Wenig Aufmerksamkeit erfährt eine Zahl, die mittlerweile ebenfalls stark in die Höhe geklettert ist: die der Genesenen. In Basel-Stadt sind (Stand Dienstag) 292 von 628 Corona-Erkrankten «geheilt», was so viel bedeutet, als dass sie 48 Stunden lang ohne Symptome sind.

Noch optimistischer stimmt die Tatsache, dass aktuell mehr Menschen pro Tag genesen, als dass sich welche neu anstecken. Die Kurve der aktiven Corona-Fälle (Infizierte abzüglich der Geheilten) wird flacher (vgl. Grafik 1). Diese Kurve macht Mut. Erleben wir gerade die Trendwende und können bald zu unserem normalen Leben zurückkehren?

Zaghafte Antwort aus dem Gesundheitsdepartement

Die Antwort aus dem Basler Gesundheitsdepartement ist zaghaft, aber nicht entmutigend: «Wir können zum jetzigen Zeitpunkt lediglich festhalten, dass die Kurve durch die Bremswirkung der angeordneten Massnahmen nicht allzu steil ausfällt», schreibt Mediensprecherin Anne Tschudin.

Baselland publiziert momentan noch keine Zahlen zu den Genesenen. Das System werde derzeit angepasst, und ab dem kommenden Donnerstag gebe es entsprechende Daten auch aus



Grafik: mat / Quelle: Gesundheitsdepartement Basel-Stadt
Grafik 1. Die Kurve der aktiven Corona-Fälle wird flacher.

dem Baselbiet, teilt Andrea Bürki vom kantonalen Krisenstab auf Anfrage mit.

Antikörpertests bringen Licht ins Dunkel

Eine weitere Frage, die zahlen-technisch derzeit alle beschäftigt, lautet: Wie gross ist die Dunkel-

ziffer? Sind viel mehr Menschen mit dem Virus infiziert, als die offiziellen Zahlen vorgeben? Fast so sehnsüchtig wie auf die Zahlen aus Baselland warten viele auf die Ergebnisse der ersten Antikörpertests, die diese Frage beantworten können. Sie zeigen, wie viele Menschen mit dem Vi-

Todesfälle in der Region

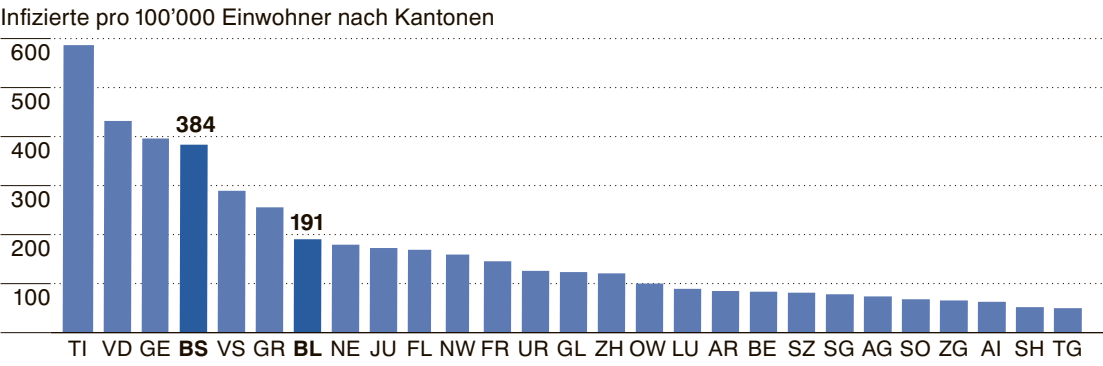
	Basel-Stadt	Baselland
Total der Fälle	16	10
Durchschnittliches Alter	81,9	80,3
Alter jüngstes Todesopfer	66	54
Alter ältestes Todesopfer	101	94
Anzahl Frauen	8	4
Anzahl Männer	8	6

Grafik: mat / Quelle: Krisenstab Baselland, Gesundheitsdepartement Basel-Stadt
Grafik 2. Die Kennzahlen.

rus bereits in Kontakt gekommen sind – oft, ohne es überhaupt zu merken.

Eine Studie zur Entwicklung des Corona-Ausbruchs in Wuhan lässt vermuten, dass sich circa siebenmal so viele Menschen mit dem Virus angesteckt haben, wie öffentlich gemeldet wurden.

Basel-Stadt hat am viertmeisten Infizierte pro 100'000 Einwohner



Grafik: mat / Quelle: Situationsbericht vom 29.3.2020 des Bundesamts für Gesundheit
Grafik 3. Basel-Stadt weist eine ähnlich hohe Rate an Infizierten auf wie die Kantone Genf und Waadt.

1000 Pächter stehen vor geschlossenen Freizeitgärten

Sperrgebiet Seit anderthalb Wochen sind die Familiengärten auf französischem Boden unzugänglich. Nun zeichnet sich eine Lösung ab.

Eine ältere Dame ist nahe an der Verzweiflung. «Was soll ich nur mit all meinen vielen Blumen tun?», fragt sie. Und eine Leserin meint: «Das Gras hier wächst, und wenn diese Situation noch lange andauert, wird sich eine grüne Wildnis breitmachen.» Anpflanzen könne man natürlich auch nicht.

Seit anderthalb Wochen haben die Freizeitgartenpächter keinen Zugang mehr zu ihrem «Pflanzblätz» auf dem Areal direkt hinter der Grenze zu Burgfelden. Denn dieses liegt zwischen Hegenheimer- und Burgfelderstrasse: auf französischem Boden. Und in ganz Frankreich herrscht derzeit wegen der Coronavirus-Krise Ausgangssperre. Zudem ist die Grenze geschlossen.

Erboste Pächter

«Ihr Garten befindet sich auf französischem Boden und darf derzeit nicht betreten werden. Aus diesem Grund ist auch die Wasseranstellung bis auf weiteres nicht möglich», informiert die Stadtgärtnerei auf Tafeln bei den Arealeingängen. Und weiter: «Bitte beachten Sie, dass Sie bei Zuwiderhandlung von den französischen Behörden gebüsst



Alle Freizeitgärten auf französischem Boden sind wegen Pandemie geschlossen. Foto: Nicole Pont

werden können.» Kein Wunder wird die Stadtgärtnerei, die für die Familiengärten im Kanton Basel-Stadt zuständig ist, mit Anfragen besorgter, aber auch erboster Gartenpächter überhäuft. Für viele ist es schwer verständlich, weshalb jene Gärten

an der Burgfelderstrasse auf Schweizer Boden offen bleiben, während wenige Meter daneben eine Sperrzone gilt.

Denn gerade jetzt im April muss der Garten in Schuss gebracht werden, sonst ist der Rückstand fast nicht mehr auf-

zuholen. Der Rasen ist zu mähen, der Boden für die Saat von Zwiebeln, Kohlrabi, Rinden und Rüben vorzubereiten. Unter Plastiktunneln und in Gewächshäusern kann jetzt schon gesät und draussen können bereits Setzlinge gesteckt werden.

«Die jetzige Situation ist eigentlich unhaltbar.»

Emanuel Trueb
Leiter Stadtgärtnerei

Pächter fragen sich: Gäbe es nicht die Möglichkeit von Sonderbewilligungen? «Es gibt keine Möglichkeit, den französischen Grenzschluss zu ignorieren oder Sonderbewilligungen zu bekommen», bedauert Karin Kook, Leiterin Freizeitgärten und Gartenberatung, am Montag. «Die Massnahmen treffen die Bürger gleichermassen wie den Betrieb der Stadtgärtnerei.» Die Regelung sei nach Rücksprache mit der Gemeinde Saint-Louis getroffen worden.

«Die Basler Familiengärten sind besonders für Menschen mit eingeschränkter Mobilität, für betagte Menschen und für Kinder von unverzichtbarem Wert», heisst es auf der Homepage der Stadtgärtnerei. Das gilt nun aber

ausgerechnet jetzt, da Ärzte dies gerade in der Krisensituation empfehlen, bis auf weiteres für die Areale Basel-West, Reibertweg und Lachenweg nicht – Areale, die rund ein Fünftel aller Freizeitgärten im Kanton ausmachen.

Trueb macht Hoffnung

Doch nun scheint Bewegung in die Sache zu kommen. «In Frankreich herrschen ganz schwierige Umstände», sagte am Dienstag Emanuel Trueb zur BaZ. Doch der Leiter Stadtgärtnerei macht Hoffnung: «Wir setzen alles daran, innerhalb kürzester Zeit eine Lösung zu finden, damit die Leute wieder – wenn auch unter gewissen Auflagen – in ihre Gärten gehen können, denn die jetzige Situation ist eigentlich unhaltbar.»

Der Schalter Freizeitgärten am Friedhof am Hörnli bleibt gegenwärtig geschlossen. Die Abteilung ist indes per Telefon und Mail zu den üblichen Öffnungszeiten erreichbar. Wegen des Coronavirus kann die Stadtgärtnerei auch die Kurse, die sie gerade für Neupächter anbietet, nicht wie gewohnt stattfinden lassen. Bereits angemeldete Teilnehmer erhalten aktuelle Informationen per Mail.

Dominik Heitz

Region

Corona-Stempel im Zeugnis

Erziehungsdirektoren-Konferenz Das Schuljahr 2019/20 wird vollumfänglich anerkannt, wobei die Art und Weise der Durchführung von Matura- und Abschlussprüfungen noch nicht vollends geregelt ist.

Simon Erlanger

Das Schuljahr 2019/2020 gilt trotz Corona-Krise und geschlossenen Schulen als vollwertiges Schuljahr. Das hat die Erziehungsdirektoren-Konferenz (EDK) heute beschlossen. Diese Anerkennung des Schuljahres gilt trotz dem derzeit laufenden Fernunterricht und unabhängig von allfällig weiteren Beschlüssen des Bundes, so das Gremium, das die Erziehungsdirektoren aller Kantone vereint. Die Schulzeit soll auf keinen Fall verlängert werden. Auch die Ferien bleiben frei von Unterricht. Die kantonalen Schulkalender gelten weiterhin.

Der Basler Erziehungsdirektor Conradin Cramer kommentiert den Entscheid so: «Es ist der ganzen Schweiz klar, dass das jetzt kein normales Semester ist. Es sind sich alle einig, dass aus den Schulschliessungen während der gegenwärtigen Corona-Krise den Schülerinnen und Schülern keine Nachteile erwachsen sollen. Das ist auch meine Überzeugung. Es darf keine Nachteile bei Promotionen, Beförderungen und Zeugnissen geben.»

Reguläre Zeugnisse

Alle Klassen erhalten reguläre Zeugnisse. Allerdings werden diese für das aktuelle Schuljahr mit dem Vermerk «Kein Präsenzunterricht während der Zeit der Corona-Pandemie» versehen.

So weit, so gut. Was aber passiert in der Frage der Schulübertritte, nach Wochen und vielleicht Monaten des Fern-



Regierungsrat Conradin Cramer fordert von Bern noch vor Ostern klare Ansagen zu Maturaprüfungen und zur Dauer der Schulschliessung. Lucia Hunziker

unterrichts? Hier liegt der Ball bei den Kantonen. Denn Übertritte von der Primarschule in die Sekundarstufe und von der Sekundarstufe in weiterführende Schulen sind kantonal geregelt. «Da muss jeder Kanton für sich einen Weg finden», so Conradin Cramer. «Wie wir es in Basel konkret handhaben werden, das werden wir noch vor Ostern kommunizieren. So wissen Eltern sowie die Schüler, woran sie

sind. Wir sind daran, das auszuarbeiten und von der Gesamtergierung beschliessen zu lassen.»

Baselland vorbereitet

Baselland ist da schon weiter, wie die Bildungsdirektion im Namen der Vorsteherin Monica Gschwind in einem Communiqué betont. Man habe die EKD-Vorgaben gar schon umgesetzt: «Im Kanton Basel-Landschaft ist dies mit der Anpassung der kan-

tonalen Laufbahnverordnung vom 27. März bereits erfolgt.» Die weiteren EDK-Beschlüsse, zum Beispiel in Bezug auf den unveränderten Schulkalender und normal stattfindende Ferien, bestätigen die bereits getroffenen Entscheide des Kantons.

Allerdings fordert auch Liestal beim Bund eine schnelle Kommunikation noch vor Ostern. Der Kanton Basel-Landschaft unterstütze die Arbeit an einer

gesamtschweizerisch einheitlichen Lösung für die anstehenden Herausforderungen vollständig. Es sei jedoch ein zentrales Anliegen, so rasch wie möglich Planungssicherheit für Schulen und psychologische Sicherheit für die Absolventen zu erwirken. Einen entsprechenden Antrag habe man bei der EDK eingebracht.

Basel fordert Klarheit

Die EDK betont, dass die Abschlussprüfungen der Fachmittelschule, der Fachmaturität und der gymnasialen Matura gewährleistet seien. Allerdings ist die Art der Durchführung noch unklar, wie Cramer betont: «Der Entscheid des Bundes, ob es Maturaprüfungen geben wird, steht noch aus. Da wurde angekündigt, dass dies erst Anfang Mai entschieden wird. Das ist zu spät. Wir müssen früher Klarheit haben.» Auch Gschwind zeigt sich vom Zuwarten enttäuscht

Wie lange die gegenwärtige Schulschliessung andauere, sei im Übrigen weiter unklar. Basel hätte sich vom Bund klarere Aussagen wünscht. Cramer sagt: «Wir hoffen auch hier, dass wir bis Ostern mehr wissen über die Dauer der Schulschliessung. Diese wurde vom Bund verordnet, der auch über die Öffnung entscheidet. Ursprünglich hiess es, die Schliessung dauere bis zum 19. April. Wir gehen heute eher davon aus, dass sie verlängert wird. Wie lange, kann der Bund noch nicht sagen. Ich dränge darauf, dass wir bald Klarheit haben, sodass wir auch das vor Ostern kommunizieren können.»

Coronavirus in der Region Basel

Leichter Anstieg der Infizierten in Baselland

Die Corona-Zahlen in Baselland haben sich von Mittwoch auf Donnerstag nicht allzu gross verändert. Es kommen 22 Infizierte und 13 Geheilte dazu. Damit weist das Baselbiet bisher 610 bestätigte Fälle auf. Ausserdem wurde ein weiterer Todesfall vermeldet. Seit gestern veröffentlicht der Kanton Baselland auch die Anzahl Genesener. Da der Krisenstab im Baselbiet jedoch ein anderes System als in Basel-Stadt anwendet, handelt es sich bei dieser Zahl um einen mathematischen Schätzwert.

Basel-Stadt: Fast die Hälfte der Corona-Infizierten genesen

Das Gesundheitsdepartement Basel-Stadt meldet am Donnerstag insgesamt 718 positive Corona-Fälle. Dies sind 27 mehr als am Vortag. 350 Personen seien wieder genesen. Im Stadtkanton kam es zudem zu einem weiteren Todesfall. Bei der Verstorbenen handle es sich um eine Person aus der Risikogruppe. Sie war 92 Jahre alt. Die Zahl der Todesfälle im Kanton beträgt nunmehr insgesamt 19.

Basler Test-Zentrum steht auch Nicht-Baslern offen

Im Kanton Basel-Stadt werden nebst den Tests der Kantonsbewohner auch Tests von Verdachtsfällen aus anderen Kantonen und dem grenznahen Ausland durchgeführt. Dies teilte das Basler Gesundheitsdepartement gestern mit. Bisher seien die Tests von 1127 Personen positiv ausgefallen (inklusive der 718 Basler Fälle). Zudem werden in Basel-Stadt auch Menschen getestet, die nicht zu einer Risikogruppe gehören.

«Kinder betteln darum, wieder zur Schule zu können»

Bildung Silvia Steiner, Präsidentin der Konferenz der Erziehungsdirektoren, zu den drängendsten Fragen.

Die Kinder bekommen im Sommer Notenzeugnisse. Wie sollen die Lehrer die Leistungen bewerten, wenn sie die Schüler monatelang nicht gesehen haben?

Sie bekommen Zeugnisse, die mit einem Vermerk ergänzt sind, dass es während der Corona-Krise keinen Präsenzunterricht gab. Ob es Noten gibt, entscheidet sich erst später in den einzelnen Kantonen. Das hängt vor allem davon ab, wann die Schulen wieder geöffnet werden können. Wenn sie bis im Sommer geschlossen sind, kann man keine Noten erteilen.

Was steht dann in den Zeugnissen?

Nur der Vermerk über den ausgefallenen Unterricht.

Das ist aber nicht gerade viel.

Das spielt auch keine grosse Rolle. Die Februar-Zeugnisse waren für die Promotion in die Sekundarschule, in die Mittel- oder in die Berufsschule entscheidend.

Wann müsste die Schule spätestens wieder eröffnen, damit es noch Noten geben könnte?

Das handeln wir derzeit mit den Lehrerverbänden aus. Wir werden uns einigen auf eine für alle praktikable Lösung.

Für den Übertritt in die Sekundarstufe II können die Kantone die Aufnahmebedingungen anpassen. Was bedeutet das?

Im Kanton Zürich haben wir das bereits gemacht: Ins Gymi sind nicht nur alle automatisch aufgenommen, welche die schriftliche Prüfung bestanden haben, sondern auch jene, die noch eine mündliche Prüfung machen müssten. Und für die Berufsmaturitätsschule 2 reicht ausnahmsweise eine 5 aus der Lehrabschlussprüfung für den prüfungsfreien Zugang. Es gibt aber viele Kantone, die andere Aufnahmeverfahren haben als wir. Auch sie können ihre Bedingungen anpassen.

Die EDK hat entschieden, dass dieses Schuljahr ein vollwertiges Schuljahr sein soll. Was bedeutet das?

Es wird Ende Schuljahr keine zusätzliche Unterrichtszeit angehängt. Und die Sommerferien werden nicht ins nächste Schuljahr hinein verlängert.

Obwohl Kinder im Fernunterricht kaum so viel lernen wie in der Schule, wollen Sie an den Frühlingsferien festhalten. Warum?

So strikt ist das nicht gemeint. Wenn ein Kanton in Einzelfällen Stützunterricht bieten will, dürfen

er das. Aber für den allgemeinen Unterricht werden die Ferien nicht verwendet.

Viele Eltern wären froh, sie hätten auch in den Ferien Schulstoff für ihre Kinder, weil die Kinder nicht den ganzen Tag draussen spielen sollten...

...es gibt auch Eltern, die dringend eine Pause brauchen. Die fernunterrichtsfreie Zeit ist auch für die Lehrpersonen wichtig. Für sie wird womöglich eine schwierige Phase beginnen, wenn der Fernunterricht nach den Frühlingsferien weitergeht.



Silvia Steiner
Die Zürcher Bildungsdirektorin ist Präsidentin der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Bildungsdirektoren.

Sie empfehlen auch nicht, in den Ferien Aufgaben nach Hause zu geben?

Ich würde das nicht empfehlen. Wir versuchen die Eltern mit Informationen und Tipps für die Ferienzeit zu unterstützen. Aber ich rede den Schulen nicht drein. Das ist, wie wenn ich den Lehrpersonen vorschreiben würde, welche Wandtafelkreide sie brauchen müssen. Das gehört zur Methodenfreiheit.

Wann rechnet die EDK mit der Wiedereröffnung der Schulen?

Da haben wir Bildungsdirektorinnen und -direktoren gar nichts zu sagen. Das entscheidet der Bundesrat, gestützt auf die Einschätzung der Gesundheitsfachleute.

Sie haben also keine Ahnung, wenn das so weit ist?

Nein.

Bleiben die Schulen nach den Frühlingsferien geschlossen?

Ich spekuliere nicht. In einer solchen Krisensituation muss man auf alle Möglichkeiten vorbereitet sein. Wir bereiten also verschiedene Szenarien vor.

Also auch die Wiedereröffnung nach den Ferien.

Dann würden wir den Schulbetrieb wieder hochfahren. Das wäre die organisatorisch einfachste Variante.

Aber Sie rechnen nicht damit.

Ich empfehle allen, sich mental auf den schlechtesten Fall vorzubereiten. Sonst ist man nur enttäuscht, wenns nicht schneller gegangen ist.

Und der schlechteste Fall wäre?

Ich finde es jetzt schon schlimm genug, ich bekomme Briefe von Kindern, die darum betteln, dass sie wieder zur Schule können.

«Sorgen bereiten uns Kinder, die in schwierigen Verhältnissen leben.»

Ein grosses Problem sind die Maturaprüfungen. Was hat die EDK hier entschieden?

In den meisten Kantonen finden sie erst im Juni statt. Darum werden wir dazu erst später entscheiden.

Wann ist das?

Da kann ich noch keine Termine sagen. Entscheidend ist, wie lange dieser Lockdown weitergeht. Der Bund gibt nur vor, dass es schriftliche Prüfungen gibt. Die Kantone können darüber hinaus noch mündliche anordnen.

Wie ist gewährleistet, dass die diesjährigen Maturanden gleich gute Chancen haben wie in den anderen Jahren?

Das ist gewährleistet. Wir haben nur wenige, welche die Maturaprüfung nicht bestehen. Im schlechtesten Fall, dem Totalausfall der Prüfungen, stellen wir auf die Erfahrungsnoten ab. Wir waren uns in der EDK einig, dass alle, die bestanden haben, im Herbst

zu einem weiterführenden Studiengang zugelassen werden.

Sie verlangen von Bundesrat Parmelin einen Verzicht auf die praktischen Lehrabschlussprüfungen. Wie ist die Haltung in der EDK dazu?

Leider sind nicht alle gleicher Meinung. Ich hätte gerne eine einheitliche Lösung gehabt im ganzen Land. Doch damit werde ich mich kaum durchsetzen können.

Die Berufsverbände werden also selber entscheiden können, ob sie praktische Prüfungen durchführen wollen.

Ja genau. Aber entscheiden wird der Bundesrat.

Wie sehen Sie die nähere Zukunft für die Schulen?

Es läuft eigentlich unter diesen erschwerten Bedingungen sehr gut. Das höre ich auch von meinen Amtskollegen. Sorgen bereiten uns Kinder, die in schwierigen Familienverhältnissen leben. Und dann gibt es eine Gruppe von Jugendlichen, die unter psychischen Problemen leiden, wenn sie viel weniger Kontakt zu ihren Kameraden haben. Ich hoffe darum, dass dieser Albtraum möglichst bald vorbei ist.

Daniel Schneebeli

Leitartikel

Ein Sturm steuert auf die Wirtschaft zu

Corona Die aufkommende Wirtschaftskrise wird fast jeden Wirtschaftszweig unterspülen. Der Preis, den wir bezahlen, wird enorm sein.

Alexander Müller

Als vor einigen Wochen die Airlines begannen, erste Flugzeuge zu grounden, freuten sich viele Menschen. Das sei gut für das Klima, tippten sie euphorisch in die Kommentarspalten. Als später die Jungfraubahnen ihren Betrieb wegen des Coronavirus einstellten, wetteten andere, das Unternehmen betreibe ohnehin nur Abzockerei, und den gut bezahlten Angestellten täten ein paar Wochen Pause ganz gut. Mittlerweile haben in der Schweiz über 100'000 Unternehmen Kurzarbeit angemeldet. Jeder fünfte Beschäftigte und unzählige Selbstständige müssen Lohn einbussen und zum Teil dramatische Umsatzeinbussen in Kauf nehmen. Viele Menschen haben Angst um ihren Job – oder haben ihn sogar bereits verloren. Immerhin ist die Zahl der dümmlichen Kommentare in den Medien gewaltig zurückgegangen. Den meisten Menschen scheint gedämmt zu haben, dass die Auswirkungen des Shutdown bald auch sie betreffen könnten und vermutlich auch werden.

Auch Politiker haben oder hatten Mühe, den Ernst der Lage zu verstehen. Zum Beispiel Elisabeth Schneider-Schneiter. Medien sollten auf ihre Paywall verzichten, falls der Bund die wegfallenden Werbeeinnahmen kompensiere, schrieb die Baselbieter Nationalrätin auf Twitter. Warum sollten ausgerechnet Medien das einzige Produkt verschenken, das sie herstellen? Genauso gut könnte sie fordern, dass alle KMU, die staatliche Nothilfe beziehen, künftig auf eine Bezahlung verzichten. Bei solchen Äusserungen ist der Schritt zu einer Welle von Verstaatlichungen gedanklich kein grosser mehr. Dagegen muten die naiven Träumereien von einem bedingungslosen Grundeinkommen, das linke Politiker derzeit wieder mit aller Kraft ins Gespräch zu bringen versuchen, geradezu harmlos an.

Den Exekutiven in diesem Land gebührt hingegen Lob. Noch viel mehr aber ist die relativ schnelle Reaktion des Bundes und der Kantone hervorzuheben, als es darum ging, die wirtschaftlichen Folgen ihrer Entscheidungen abzufedern. In Rekordgeschwindigkeit haben die Finanzchefs Hilfsprogramme entwickelt. Dass man dabei nicht von Beginn weg an alle



Das Gastgewerbe leidet unter der Situation. Foto: Georgios Kefalas (Keystone)

Betroffenen gedacht hat, ist verständlich. Inzwischen sind einige Anpassungen gemacht worden, weitere sind in Diskussion. Diese Nothilfe ist der einzig richtige Weg. Der Staat schöpft in guten Zeiten zu Recht die Gewinne der Unternehmen und die Einkommen der Bürger ab, um seine Leistungen erbringen zu können. Wenn diese nun aufgrund der staatlichen Entscheidungen ein faktisches Arbeitsverbot haben, steht der Staat in der Pflicht, einen Teil seiner Rücklagen einzusetzen, um den Kollaps der Wirtschaft zu verhindern. In der Buchhaltung des Bundes und der Kantone sorgen diese Dutzende von Milliarden an Nothilfe langfristig vermutlich für kein zusätzliches Minus.

Denn: Firmen, die nicht mehr existieren, entrichten keine Steuern. Und entlassene Angestellte mutieren für den Staat vom Steuerzahler zum Kostenfaktor.

Die Nothilfe mildert zwar die unmittelbarsten Folgen. Ausgestanden sind sie damit aber nicht. Im Gegenteil: Der makroökonomische Sturm, der auf die Schweiz zusteuert, gewinnt langsam an Kraft. Wie dramatisch die Situation bereits heute ist, lässt sich an einigen Beispielen zeigen: Zalando, Europas grösster Onlinemodehändler, rechnet für das aktuelle Quartal mit einem Millionenverlust, obwohl beinahe die gesamte Konkurrenz wegen der Pandemie weggefallen ist. Überraschend ist

dies nicht. Menschen, die nicht wissen, wie sie die nächste Miete begleichen sollen, verordnen sich sofort einen Ausgabenstopp. Modetrends sind dann irrelevant. Das gilt ebenso für Restaurantbesuche, wenn sie dereinst wieder erlaubt sein werden. Oder Ferienreisen. Bereits jetzt schlägt die Corona-Krise ein Loch in viele Budgets, das auch durch die Nothilfe nicht gestopft werden kann. Viele dieser Konsumausgaben werden daher auch nach dem Shutdown nicht mehr nachgeholt werden können. Hausbesitzer müssen teilweise jetzt ihre Rücklagen anzapfen, die für Renovationen vorgesehen waren. Dieses Geld fehlt später wieder den Handwerkern. Vielen Firmen

brechen ganze Absatzmärkte im Ausland weg. Denn auch dort fehlt plötzlich das Geld. Die Schockwellen der Wirtschaftskrise unterspülen am Ende fast jeden Wirtschaftszweig.

Alle werden den Gürtel enger schnallen müssen. Diesem Tsunami wird sich auch der Staat nicht entziehen können. Denn bereits scheint klar: Um die Wirtschaft zu stimulieren, werden Steuersenkungen unumgänglich sein. Ein Staat, der sich diesem Druck entzieht, wird weiteres Steuersubstrat durch Abwanderung verlieren. Aus der gleichen Logik wird es nicht funktionieren, eine Sondersteuer von Reichen zu erheben. Eine solche Vermögensabgabe hat diese Woche Saskia Esken, Vorsitzende der deutschen Sozialdemokraten, ins Gespräch gebracht und damit selbst bei vielen SPD-Politikern für Kopfschütteln gesorgt.

Wenn die Steuereinnahmen sinken, werden eher früher als später auch staatliche Leistungen reduziert werden müssen. Es zeichnen sich somit bereits grosse Verteilungskämpfe und emotionale politische Diskussionen ab. Dies wird auch die Fähigkeit des Staates reduzieren, die neue Verschuldung rasch wieder abzutragen. Finanzminister Ueli Maurer nannte einen Zeitrahmen von 25 Jahren. Eine lange Zeit. Eine ganze Generation wird somit den Rucksack tragen müssen, der ihr innert weniger Wochen aufgebürdet wurde.

Die Ironie der Geschichte ist, dass jetzt ausgerechnet jene Generation vor dem Coronavirus geschützt werden muss, die einst Europa aus der Asche wieder aufgebaut und für viele Freiheiten gekämpft hat, die wir bis vor kurzem für selbstverständlich hielten – und die erschreckend viele Menschen derzeit freiwillig aufgeben wollen. Nun droht den Enkelkindern der Nachkriegsgeneration ein Neubeginn. Noch ist nicht absehbar, wie tief der Einschnitt am Ende sein wird. Sicher ist nur: Der Preis für die Bekämpfung des Coronavirus ist gigantisch.



Alexander Müller
Stv. Ressortleiter Region
und Leiter Online

Hubacher

Wochenschau aus dem Hausarrest

Wenn der Coiffeur noch lange Haarschnittverbot hat, wird es kritisch. Meine Frisur verliert langsam die Form und ähnelt bald einmal einem Krähennest. Beim Ausgehverbot für Senioren muss das nur meine Gret aushalten. Die sieht übrigens oben auch nicht eleganter aus. Von Frisur ist bald keine Rede mehr.

Auf Roger Köppel ist einfach Verlass. Der SVP-Nationalrat und Chefredaktor der «Weltwoche» fährt wieder einmal Geisterbahn. In der Ausgabe vom Donnerstag dieser Woche malt er das Ende der Schweiz, wie sie heute noch ist, an die Wand. Ich zitiere: «Die Sozialisten richten sich auf den ewigen Lockdown ein. Sie wollen die Marktwirtschaft durch eine Staatswirtschaft ersetzen.» Um sicher zu sein, dass ihn auch noch der hinterletzte Depp versteht, doppelt er nach: Die SP wolle die Corona-Krise ausnützen, «um Freiheit und Marktwirtschaft abzuschaffen».

Bei solchem Geschütz musste ich meine Kolumne im letzten Moment umschreiben. Als Erstes möchte ich Roger Köppel versichern, SP-Politiker sind normal wie andere Bürger und keineswegs verrückt geworden. Das bestätigt die NZZ vom 1. April als unverdächtiges, bürgerliches Hoforgan. SP-Bundesrat Alain Berset spiele «die Rolle seines Lebens». Die Zeitung vergleicht ihn mit General Henri Guisan, der im Zweiten Weltkrieg «den Widerstandsgeist von Volk und Armee beseelte, so, wie heute Berset den Durchhaltewillen beschwört»: Das ist ein dickes Kompliment an den SP-Bundesrat.

Zweitens darf ich Roger Köppel an die Machtstruktur im Bundeshaus erinnern. Nach wie vor haben wir eine bürgerliche Mehrheit – und zwar seit es den Bundesstaat von 1848 gibt. Köppels Angst, die SP werde nach Ende der Corona-Krise die Macht übernehmen, ist unbegründet. Leider, füge ich hinzu.

Drittens begreife ich hingegen Köppel, dass er wenig Vertrauen in diese Rechtsmehrheit hat. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) mit ein paar Dutzend Ökonomen hat in der Viruskrise grandios versagt. Allen voran Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch mit ihrem Chefökonom Eric Scheidegger. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga soll verzweifelt ausgerufen haben: «Sie können es einfach nicht.» Departementschef Bundesrat Guy Parmelin musste die Sozialpartner vom Schweizerischen Arbeitgeberverband und vom Schweizerischen Gewerkschaftsbund zu Hilfe rufen. Die BaZ hat ja berichtet, wie der Chefökonom vom Bund mit seinem Team 15 Milliönchen Franken vorschlagen hatte. Das Hilfspaket von 42 Milliarden Franken haben die Sozialpartner geschnürt.

Viertens hat Professor Harald Weizer, Direktor der Stiftung für Zukunftsfähigkeit an der Uni Flensburg, mit

einem Vorurteil aufgeräumt. Nämlich: «Das Gerede von der Marktwirtschaft, die es schon richten wird, hat sich erledigt. Nicht nur die Wirtschaft, auch die Wirtschaftswissenschaft liegt im Wachkoma. Sie hat ausser dem Ruf nach dem Staat nichts zu bieten.» (BaZ, 1.4.2020). Das müsste Köppel mehr beunruhigen als sein SP-Angsttraum.

Themenwechsel. Roche-CEO-Severin Schwan arbeitet viel zu Hause und fliegt nicht mehr in der Welt herum. Videokonferenzen ersetzen die vielen Reisen. «Das wird die Arbeit nachhaltig verändern», ist Schwan überzeugt. Peter Bichsel ist 85 Jahre alt geworden. Er sagt: «Ich mag die Langeweile. Ich kann gut dasitzen und nichts tun und mich daran erfreuen, dass ich lebe.» Dafür kocht der Schriftsteller: «Einige Gerichte bereite ich zu, wie sie meine Mutter gemacht hat. Ich kenne keine Rezepte oder Kochbücher. Aber ich koche gern und ziemlich gut.» («NZZ am Sonntag»).

In Bergamo wütet das Virus am schlimmsten, berichtet die NZZ. Das Lokalblatt «L'Eco di Bergamo» hat jeden Tag um die zehn Seiten Todesanzeigen. Die Toten werden nicht mehr aufgeführt und verabschiedet, wie es Brauch ist. Man erhält eine Schachtel mit der Asche aus dem Krematorium.

Schriftsteller Lukas Bärfuss haut den Bundesrat in die Pfanne: «Die meisten werden nicht an einem Virus aus China sterben, ersticken werden sie an der helvetischen Ausprägung der menschlichen Dummheit.» Nein, auf so viel Arroganz kann Bärfuss nicht stolz sein. Wer überfordert ist, müsste auch schweigen können.



Helmut Hubacher
ehemaliger Basler SP-Nationalrat

Gegen die virale Isolation

Im Social Muscle Club erfüllen sich fremde Menschen gegenseitig ihre Wünsche. In Coronazeiten haben die Veranstalter auf digital umgesattelt. Wie es sich anfühlt, in einem Wolfsrudel von 120 Menschen in die Endgeräte zu heulen. Ein Erfahrungsbericht.

Julia Stephan

Ein Dorf, irgendwo in Thailand. Ignazio, Weltenbummler, sitzt im Zimmer seiner Herberge vorm Smartphone und heult wie ein Wolf. Weil André aus Basel sich das so gewünscht hat. Weil wir in dieser Coronakrise doch alle irgendwie einsame Wölfe sind. Also heulen wir 120 Teilnehmer des ersten online stattfindenden Social Muscle Clubs gemeinsam in unsere Endgeräte. Die Hunde im thailändischen Dorf heulen mit.

Das ist Magie. Ein zur Beuys'schen sozialen Plastik geronnener Online-Moment, den ich da miterleben durfte. Und auf den weitere folgen sollten: Auf Wunsch einer Choreografin aus Zürich vollführen wir vor unseren Laptop-Kameras einen philosophischen Plié, um uns zu erden. Wir tanzen vor unseren Kameras wild zum 1990er-Jahre-Euro-Dance-Klassiker «Freed from desire» von Gala. Ein Teilnehmer verabredet sich mit mir zu einer digitalen Kaffeepause, weil ich mir die so sehr gewünscht habe. Und damit wir auch halten, was wir versprechen, schwören wir gemeinsam feierlich in die Kameras vor den live aus dem Coworking-Space Kraftwerk Zürich zugeschalteten Organisatoren.

Vom Geizkragen bis zum Mensch mit Helfersyndrom

In dem normalerweise analog stattfindenden Veranstaltungsformat des Social Muscle Clubs dreht sich alles ums bedingungslose Geben und Nehmen. Jeder Teilnehmer schreibt sich zu Beginn der Veranstaltung einen Wunsch und ein Angebot auf einen Zettel. In moderierten Kleingruppen werden dann in drei Stunden die Bittsteller und Anbieter zusammengebracht. Dass dabei vom Helfer- bis zum Geizkragensyndrom alle Ausformungen neurotischer Zwischenmenschlichkeit in den Kleingruppen aktiviert werden, macht dieses Format so un-



Beim Social Muscle Club werden aus Fremden Freunde.

Bild: Nicolas Gysin/Social Muscle Club

«Einmal wurden zwei unserer Teilnehmer ein Paar.»

Benedikt Wyss
Organisator und Kurator

glaublich spannend: Kann ich dieses Geschenk annehmen, fragt man sich. Darf ich mir das überhaupt wünschen? Man trinkt, isst, hört Musik, stellt sich spontan auf die offene Bühne, die auch von professionellen Künstlern bespielt wird. Und lernt sich selbst und andere besser kennen.

Der freie Kurator Benedikt Wyss aus Basel entdeckte das Konzept 2013 in Berlin. Er erinnert sich noch an den Ekel, den der Flyer mit dem Muskelarm, auf dessen Bizeps ein tätowiertes Herzchen prangt, anfänglich in ihm auslöste: «Der Name, das Logo, dieses Versprechen nach

100-prozentiger Partizipation von Seiten der Zuschauer, ich fand das alles fürchterlich.» Wyss überwand sich. Ging hin. Und war überwältigt. «Ich wurde Zeuge, wie jemand einer anderen Person spontan ein Tattoo stach. Das ging im wahrsten Wortsinn unter die Haut.» Da wusste er: Das muss ich nach Basel importieren.

Inzwischen hat das ritualisierte Geben und Nehmen eine weltweite Fangemeinde. Berlin, Basel, Bristol, Wien und Atlanta haben regelmässige Clubs. Grosskonzerne wie Google interessieren sich für das Konzept. Der von Wyss mitbegründete

Schweizer Ableger kooperiert mit Bildungseinrichtungen und Kulturveranstaltern.

Dabei war das Ganze ursprünglich eine im Wohnzimmer unter Freunden ersonnene Idee der amerikanischen Tänzerin Jill Emerson und ihres Partners, des deutschen Filmemachers Till Rothmund, gewesen. 2012 versuchten die zwei, den Freundschaftsabend in ihrer Berliner Wohnung neuen Schwung zu verleihen. Vorbild ihrer Idee: die im 19. Jahrhundert gegründeten britischen Arbeiterclubs, die für die Arbeiter soziales Netz und Unterhaltungsort in einem waren.

Mit ihrem Retro-Charme und dem Anschein des Selbstgebastelten erinnern die Social Muscle Clubs ein bisschen an die britische Ursprungsidee. Und auch sonst geben sich die Organisatoren Mühe, nicht elitär zu wirken. Wyss und seine Basler Crew veranstalten ihre Clubs in Altersheimen, Kirchen oder Fitnessstudios, nicht nur in Art-Spaces. «Je grösser die altermässigen oder sozialen Unterschiede zwischen den Teilnehmern, desto grösser ist das Glücksgefühl, wenn das Schmieden dieser Mikro-Gemeinschaften an den Tischen auch wirklich gelingt», sagt Wyss. Man wolle die Menschen miteinander verschwören, aber ganz ohne ideologische Hintergedanken. «Einmal wurden zwei unserer Teilnehmer ein Paar. Einer hatte sich von seinem Social-Muscle-Club-Date einen Kuss gewünscht. Sie sind immer noch zusammen und haben ein Kind», erzählt er.

Die sozialen Muskeln trainieren

In Coronazeiten, wo die Routinen des gesellschaftlichen Lebens ausser Kraft gesetzt sind, scheinen sich die Ziele des Social Muscle Clubs trotz sozialer Distanz wie von selbst zu erfüllen: Der Druck der Leistungsgesellschaft ist weg, das Ändern eingefahrener Verhaltensmuster, echter menschlicher Austausch, bedingungsloses Geben sind derzeit überall zu beobachten. Man trainiert seine sozialen Muskeln mit Balkonkonzerten und Einkaufsrunden für den Nachbarn. Dinge, die man auch in einem Social Muscle Club hätte erfinden können.

Auch ich habe schliesslich ein Versprechen abgegeben: Ich werde Ignazio meinen Sauer-teigansatz nach Thailand schicken. Weil er das Brot vermisst.

Hinweis
Nächster Social Muscle Club:
10.5. Anmeldung:
www.socialmuscleclub.online

Region

«Bleiben Sie zu Hause!»

Fotoreportage Der Basler Fotograf Pino Covino hat seinen Aktionsradius ebenfalls stark eingeschränkt. Auf dem Rundgang durch sein Wohnquartier und die unmittelbare Nachbarschaft dokumentiert er Impressionen des Zuhausebleibens.



Was wohl die Tiere von Corona halten? Jeannette und Urs begrüßen den Fotografen, Hund Lea schaut ein wenig skeptisch.



Bis die Scheiben funkeln. Aleks nutzt die Zeit zu Hause für den Frühlingsputz.



So gepflegt waren die Gärten wohl noch nie. Elena vertreibt sich die Zeit mit Gartenarbeit.



Bei Tee und Zeitung im Vorgarten. Christine hat es sich vor ihrem Haus gemütlich eingerichtet.



Chillen Sie zu Hause! Cristina entspannt sich zusammen mit ihrer Tochter Ainhoa in der Hängematte.



Hometraining mit Aussicht: Kornelia hat ihr Fitness-Studio auf die Terrasse verlegt.



Sonnenbad auf der Terrasse. Petrit und Schumi erfreuen sich der Sonne auf Balkonien.



Wie lange dauert das noch? Tina und Luca gönnen sich ein wenig frische Luft.



Zimmer mit Aussicht: Die Schwestern Noemi und Selina lassen sich von Corona auf keinen Fall die gute Laune verderben.



Es ist angerichtet. Am Tisch der Familie Schmid bleibt ein Platz frei: Sohn Sebastian hat in der RS Urlaubssperre.



Coiffeur aus Not: Ausnahmsweise übernimmt Jesus bei seinem Sohn Oscar das Haareschneiden auf dem Balkon.



Die Werkstatt im Vorgarten: Markus macht das Fahrrad seiner Frau Claudia für die nächste Ausfahrt startklar.



Wir bleiben zu Hause: Pina und Jeannette schauen sich das Geschehen draussen von drinnen an.



Der Lockdown als Geduldsspiel. Lara wäre gerne auch so frei wie ein Vogel.



Das tägliche Ritual der Nachbarn gegenüber: Therese und Peter verabschieden sich in der Abendsonne.



Einsam steht der Verkaufsstand mit Obst vom Tüllinger Hügel auf dem Marktplatz. Foto: Lucia Hunziker

Mehr als ein Stand ist nicht erlaubt

Marktplatz während Corona-Zeiten Vor dem Rathaus könnten locker mehrere Marktfahrer ihre Waren anbieten, ohne die Hygienevorschriften zu verletzen. Doch die strikten Regeln der Behörden verunmöglichen es.

Martin Regenass

Ein einziger Marktstand darf seit letzter Woche wieder Waren auf dem Marktplatz feilbieten. Jürgen Engler, der Obst vom Tüllinger Hügel verkauft, will vom Wort Marktstand allerdings nichts wissen. «Wir betreiben einen Verkaufsstand.» Märkte, also Ansammlungen von mehreren «Verkaufsständen», seien gemäss den Behörden während der Corona-Krise nicht erlaubt. Die Verkäufe laufen gemäss Engler an diesem Dienstagmorgen schleppend. «Zwar kommen Kundinnen und Kunden und schauen sich die Äpfel und Birnen an, allerdings wünschen sie sich ein breiteres Angebot an Obst und Gemüse.» Und so verlässt laut Engler die Hälfte der Kunden den Stand wieder, ohne Waren gekauft zu haben. «Viele fragten nach Spargeln, die sind allerdings noch nicht lieferbar.» Eine 70-jährige hat ein paar Birnen gekauft. Sie komme zu Nicht-Corona-Zeiten fast täglich auf den Markt und wünsche sich

ein etwas breiteres Sortiment. «Auf diesem Platz könnte man locker vier Stände aufstellen, ohne die Hygienevorschriften zu verletzen», sagt die Baslerin. Zusätzlich zu Birnen und Äpfeln wünscht sie sich Gemüse, Käse oder eben Spargel im Sortiment. Auch Engler findet, dass auf dem Marktplatz genug Platz wäre für den einen oder anderen Stand mehr. Aber: «Da ist die Basler Verwaltung an die Vorgaben von Bern gebunden. Sie kann nicht einfach machen, was sie will.»

Zehn Quadratmeter für einen Kunden

Die Vorgaben des Bundes beim Verkauf von Lebensmitteln sind so definiert: In einem Supermarkt ist pro zehn Quadratmeter ein Kunde erlaubt. Heruntergebrochen auf den rund 2400 Quadratmeter grossen Marktplatz hiesse das, dass eigentlich 240 Leute gleichzeitig auf dem Platz einkaufen könnten. Am Dienstag um 11 Uhr sind es vielleicht knapp zwei Dutzend, die sich auf dem Platz aufhalten. Vor dem Obststand aus

Tüllingen sind es höchstens drei bis vier Kunden, die mit Abstand zueinander anstehen. Claude Bezençon, der den Markt in La Chaux-de-Fonds koordiniert, spricht beim Regime auf dem Marktplatz von einem «Machtmissbrauch der Behörden». «Gegenüber den Supermärkten handelt es sich um eine Ungleichbehandlung der Marktfahrer. Werden die Abstände und die Hygienevorschriften eingehalten, wären auf dem Basler Marktplatz mehr Verkaufsstände möglich als nur einer», sagt Bezençon. Er fordert die Marktfahrer dazu auf, Druck auf die Regierung auszuüben, damit sie die Bestimmung lockere. Ins gleiche Horn bläst Walter Stettler vom Dienstagsmarkt in Bern. «Auf jeden Fall müsste man auf grossen Plätzen mehrere Stände aufstellen können, wenn die Abstände genügend gross sind.» Er habe deswegen schon einen Brief an Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga geschrieben. Eine Antwort habe er allerdings nicht erhalten.

Nichts wissen von einer Ausweitung der Verkaufsstände auf dem Marktplatz will Sabine Horvath. Die Leiterin für Aussenbeziehungen und Standortmarketing spricht Klartext: «Aktuell gilt in der Schweiz ein Marktverbot, und das halten wir ein.» Ein einzelner Verkaufsstand sei rechtlich gesehen einem Lebensmittelgeschäft gleichgestellt. Würden auf dem Marktplatz hingegen mehrere Verkaufsstände aufgestellt, würde es sich um eine Marktsituation handeln, die unter das Marktverbot fallen würde. Horvath: «Es ist ganz klar nicht unser Ziel, dieses vom Bundesrat beschlossene Marktverbot zu umgehen.»

Zwei Stände wären bereits ein Markt

Auch wenn man jetzt eine Diskussion um die Abstände führen würde und diese auch bei mehreren Ständen auf dem Marktplatz eingehalten werden könnten, sagt Horvath: «Diese Diskussionen sind nachvollziehbar, aber aufgrund der gel-

tenden Einschränkungen ist mit der Platzierung von einem Verkaufsstand pro Platz der Rahmen ausgeschöpft.» Das gilt auch auf den Quartiermärkten wie am Wettsteinplatz, auf dem Matthäusplatz oder auf dem Vogesenplatz. Zudem seien weitere Stände an anderen Orten in der Stadt nicht möglich, weil dafür keine Allmendbewilligungen vorlägen und das Bewilligungswesen im Moment stillstehe. Unterstützung erhält Horvath vom Sprecher der Markthändler und Schausteller, Oskar Herzog-Jonasch. Der Alt-SVP-Grossrat, der normalerweise eher kritisch gegenüber den Behörden eingestellt ist, unterstützt das Vorgehen der Basler Behörden, nur einen Stand auf dem Marktplatz zu erlauben. «Wir begrüßen den Verkaufsstand auf dem Marktplatz sehr, auch wenn es sich nur um einen handelt. Es wäre in der jetzigen Situation nicht sinnvoll, diese Bundesanordnung zu umgehen und mehrere Stände zu erlauben.»

Coronavirus in der Region Basel

Bessere Luft in den beiden Basel dank dem Lockdown

Seit Inkrafttreten der Verordnung des Bundesrats über Massnahmen zur Bekämpfung des Coronavirus vom 13. März 2020 sind die Stickoxid-Immissionen an verkehrsreichen Standorten in der Region Basel gesunken, wie das Lufthygieneamt beider Basel mitteilt. Allerdings liegen die stärker wetterabhängigen Feinstaub-Immissionen höher als vor dem «Lockdown». Seit Mitte März 2020 ist die Anzahl gemessener Fahrzeuge an verkehrsreichen Strassen in der Stadt (beispielsweise auf der Feldbergstrasse) und auf der Autobahn A2 zurückgegangen. Insbesondere am Wochenende sinken die Verkehrszahlen jeweils deutlich, was mit grosser Wahrscheinlichkeit auf die Einschränkung der Freizitmobilität zurückzuführen ist.

In Basel-Stadt bleibt die Genesungsrate weiterhin hoch

Das Gesundheitsdepartement Basel-Stadt meldet mit Stand Mittwoch, 15. April 2020, 10 Uhr, insgesamt 909 positive Fälle von Personen mit Wohnsitz im Kanton Basel-Stadt und zwei weitere Todesfälle. Dies sind zehn mehr als am Vortag. 682 Personen der 909 positiv Getesteten und damit über 70 Prozent sind wieder genesen. Im Kanton Basel-Stadt gab es zwei weitere Todesfälle aufgrund einer Covid-19-Infektion. Bei der verstorbenen Frau und dem verstorbenen Mann handelt es sich jeweils um Personen aus der Risikogruppe (älter als 65 und bestehende Vorerkrankung). Sie waren 84 und 65 Jahre alt. Die Zahl der Todesfälle im Kanton Basel-Stadt beträgt nunmehr insgesamt 36.

Zahl der neu mit Covid-19 Infizierten in Baselland bleibt tief

Auch im Kanton Baselland liegt die Genesungsrate erfreulicherweise bei über 70 Prozent. Die Zahl der mit dem Coronavirus infizierten Einwohner ist um 13 auf 768 angewachsen. Die Anzahl der wegen einer Covid-19-Erkrankung Verstorbenen verharrt weiterhin bei 25. Traurigerweise kamen bis zum Dienstagmittag auch drei weitere Todesfälle dazu. Zudem befinden sich 48 Menschen im Spital, 14 davon auf der Intensivstation. Im Vergleich zu den letzten Tagen sind diese Zahlen relativ stabil geblieben.

Medizinische Grundversorgung im Baselbiet bleibt gewährleistet

In den letzten Tagen seien Personen mit anderweitigen Symptomen als Covid-19 vermehrt zu spät zu einem Arzt gegangen, heisst es in einer Mitteilung des Baselbieter Krisenstabs. Das sei «nicht nur gefährlich, sondern auch unnötig». Die ambulante und stationäre Grundversorgung im Kanton Basel-Landschaft sei gesichert. Hausärzte sowie Spezialisten betreiben weiterhin ihre Praxen, die Notfallstationen (Ausnahme Referenzspital Bruderholz) arbeiten ebenfalls normal. Covid-19-Patienten werden im Bruderholzspital behandelt. In den Abklärungsstationen Münchenstein und Lausen werden seit dieser Woche alle Patienten mit Symptomen getestet.

Basler Restaurants können nicht mehr

Gastronomie Die Branche leidet stark unter den Folgen der Epidemie. Bereits zwei Betriebe gaben auf.

Die ersten Basler Gastrobetriebe sind dem Coronavirus zum Opfer gefallen: Das Restaurant Grace an der Elisabethenstrasse und Der vierte König am Rheinbord neben dem Hotel Les Trois Rois werden nach der Krise den Betrieb nicht wieder aufnehmen. Während die Verantwortlichen des Vierten Königs in diesem Frühling den Restaurantbetrieb sowieso eingestellt hätten – man legt den Fokus auf Weinproduktion –, ist die Schliessung für das Grace eine Katastrophe. «Es tut unglaublich weh», sagt Besitzer Daniel Scheurer zur BaZ. Mit seiner Frau betreute er sieben Jahre lang das Restaurant. Am Dienstag informierten die beiden, dass die Türen auch nach dem nationalen Lockdown geschlossen bleiben. Aufgrund der aktuellen Situation sei man zu diesem Schritt gezwungen. «Das Virus gab uns den Todesstoss.» Der Gewinn, den man in diesen Wochen erwirtschaftet hätte, wäre für die Sommerpause existenziell gewesen. Mit der jetzigen Pause falle dies alles weg. «Wir haben keine Reserven ins

Unendliche», sagt Scheurer, «das Sommerloch hätten wir in diesem Jahr nicht überstanden.» Im Winter und im Frühling mache man teilweise den zehnfachen Umsatz von dem, was man im Juli einnehme. Mit der Schliessung verlieren neun Mitarbeiter die Arbeit. «Dazu kommen viele Teilzeitarbeiter, die in den saisonalen Phasen ausgeholfen haben», sagt Scheurer. Man merkt dem Gastronomie an, dass ihm die Schliessung ans Herz geht. «Wir werden schauen, wie es weitergeht. Den ersten emotionalen Zusammenbruch haben wir aber hinter uns.»

Die Reissleine ziehen

Neben dem Grace ist Scheurer Geschäftsinhaber des Hotels Spalentor. «Auch da sieht die Zukunft nicht rosig aus», sagt er. Das Hotel soll aber wieder öffnen. «Im Hotelbetrieb haben wir den Vorteil, dass es keine saisonalen Schwankungen gibt.» Für Scheurer ist klar, dass auch weitere Gastrobetriebe bald schliessen werden: «Wir werden



Das Restaurant Grace wird auch nach dem Ende des Lockdown geschlossen bleiben. Foto: Pino Covino

wahrscheinlich nicht die Letzten sein.» Diese Meinung teilt auch Maurus Ebner, Präsident des Wirtverbandes Basel-Stadt. «Je länger die Situation andauert, desto mehr Betreiber werden aufgeben», sagt er. Betriebe nähmen wegen der jetzigen finanziellen Schwierigkeiten Kredite auf. «Doch wird es lange dauern, bis das Geschäft nach den ersten Lockerungen wieder normal läuft.» Da drohe ein riesiger Schuldenberg. «Einige ziehen die Reissleine schon jetzt. Ein Ende mit Schrecken ist manchmal besser als ein Schrecken ohne Ende.»

Das Restaurant Der vierte König an der Rheinpromenade will den klassischen Gastrobetrieb schon seit längerem einstellen. «Im Frühling hätten wir sowieso geschlossen», sagt Michael Schöpfer von der St. Jakobskellerei. Der neue Fokus liege auf dem Weinhandel und der -produktion. «Die vorgezogene Schliessung ist traurig, aber in unserem Fall verkraftbar.»

Benjamin Wirth

Basel Stadt Land Region

«Normaler Unterricht ist nicht möglich»

Basler Schulen nach Lockdown-Ende In den beiden Basel werden die Kindergärtner, Primar- und Sekundarschüler am 11. Mai wieder zur Schule gehen. Wie der Unterricht jedoch dann konkret aussieht, ist noch nicht geregelt.

Dina Sambar

Nun hat das Werweissen ein Ende. Am 11. Mai werden die Kindergärten, Primar- und Sekundarschulen wieder geöffnet – zwei Wochen nachdem Coiffeure, Ärzte und gewisse Läden ihren Betrieb wieder aufnehmen dürfen. Das hat der Bundesrat gestern beschlossen. So wolle man die Bewegungsströme in der Öffentlichkeit langsam steigern.

Roger von Wartburg, Präsident des Lehrerinnen- und Lehrervereins Baselland, hat die Pressekonferenz des Bundes live mitverfolgt: «Es ist positiv, endlich ein Datum zu haben, auf das wir hinarbeiten können.» Auch sein Basler Berufskollege Jean-Michel Héritier, Präsident der Freiwilligen Schulsynode, begrüsst es, dass nun Bewegung in die Sache kommt. Weniger gut findet er aber, dass die Schüler nach den Frühlingferien weitere drei Wochen Fernunterricht haben werden: «Ich hätte mir eine Teilöffnung gewünscht für Schülerinnen und Schüler, die in schwierigen Verhältnissen leben. Nun müssen wir überlegen, was wir unternehmen können, um die Chancengerechtigkeit aufrechtzuerhalten», so Héritier. Eine Möglichkeit könnte sein, diese Schüler im Fernunterricht enger zu betreuen.

Viele offene Fragen

Wie die Öffnung am 11. Mai konkret aussehen wird, ist auch nach der Pressekonferenz des Bundesrats noch nicht klar. Denn sollten bis dahin immer noch die Verhaltensregeln des BAG gelten, was wahrscheinlich ist, brauche es trotz Öffnung immer noch ein Sondersetting: «Normaler Unterricht, bei dem durchschnittlich mehr als 20 Schüler in einem Klassenzimmer sitzen, ist nicht möglich. Bei diesen Platzverhältnissen kann man keinen 2-Meter-Abstand einhalten», sagt von Wartburg. Bei jüngeren Kindern sei dies grundsätzlich illusorisch: «Wir werden nun disku-



Ab dem 11. Mai ist auch der Pausenplatz des St.-Johann-Schulhauses wieder belebt. Foto: Nicole Pont

tieren, welche Massnahmen für welche Schulstufe umsetzbar sind.» Diskutiert werden in den beiden Basel verschiedene Szenarien: Schichtbetrieb, die Nutzung sämtlicher Raumreserven oder auch, den Unterricht projektartig zu gestalten und nach draussen zu verlagern.

Der Bundesrat wurde an der Pressekonferenz auch auf Nachfrage nicht viel genauer: «Die Kinder haben nicht nur selten Krankheitssymptome, sie stecken sich auch fast nie an. Sie sind keine Treiber bei dieser Epidemie», sagte Bundesrat Alain Berset. Trotzdem gebe es viele Hygienemassnahmen, die man

«Es ist positiv, endlich ein Datum zu haben, auf das wir hinarbeiten können.»

Roger von Wartburg

Roger von Wartburg, Präsident des Lehrerinnen und Lehrervereins Baselland

in der Schule umsetzen könne, und man habe nun genügend Zeit, sich darauf vorzubereiten. Jean-Michel Héritier begrüsst,

dass der Bund die Umsetzung den Kantonen überlässt: «Jeder Kanton und jede Schule ist unterschiedlich. In einer Dorfschule mit wenigen Kindern ist es vielleicht möglich, alle Schüler gleichzeitig im Klassenzimmer zu unterrichten. In einer voll belegten Klasse in der Stadt nicht.»

Was ist mit den Maturanden?

Raschen Handlungsbedarf sehen die Lehrerverbandspräsidenten bei den Maturanden. Während der Bundesrat die schulischen Prüfungen bei den Lehrabschlussprüfungen gestrichen hat und für den Abschluss auf Erfahrungsnoten und praktische Prü-

fungen setzt, ist der Entscheid, wie es mit den Maturitätsprüfungen weitergeht, noch offen. Das ist vor allem für die beiden Basel ein Problem. Da hier die Sommerferien bis zu drei Wochen früher beginnen, findet auch die Matur früher statt. Beide Lehrerverbände haben deshalb schon Druck auf die Eidgenössische Erziehungsdirektorenkonferenz ausgeübt: «Man kann die angehenden Maturanden nicht ewig in der Schwebe lassen», sagt von Wartburg. Auch, wie man mit Lehrern, die zur Risikogruppe gehören, umgehe, müsse noch geklärt werden. «Die Zusammenarbeit mit dem Kanton läuft

aber sehr gut. Wir werden in die Entscheide mit einbezogen.»

Generell sollen die Corona-Massnahmen den betroffenen Kindern und Jugendlichen nicht zum Nachteil gereichen: «Zumindest was das Zeugnis betrifft, wurde in Basel dafür gesorgt, dass die Schüler keine Verschlechterung erfahren. Sie können ja nichts dafür», sagt Héritier. Eine Frage sei aber, ob die Qualität leide, da Fernunterricht keinen hundertprozentigen Ersatz für Regelunterricht biete: «Über die gesamte Schulkarriere von fünfzehn Jahren machen diese paar Wochen jedoch nicht wahnsinnig viel aus.»

Grosse Sorge um das Gastgewerbe

Bei Politikern in den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft stösst der Entscheid des Bundesrates, die Corona-bedingten Einschränkungen stufenweise zu lockern, bedingt auf Verständnis. So meint etwa Luca Urge, Präsident der FDP Basel-Stadt: «Es ist zwar positiv, dass die Menschen eine zeitliche Perspektive für das Ende des Lockdowns erhalten haben.» Bedauerlich sei aber, dass der Bundesrat noch keine Lockerung für das hart getroffene Gastgewerbe gemacht habe.

Der Zeitplan des Bundesrats fordere den Menschen weiterhin viel Disziplin ab, sagt Urge. Verständlich sei aber, dass die Behörden damit ein erneutes Ansteigen der Infektionen verhindern wollen. «Würde der Bundesrat zu früh lockern, könnte der wirtschaftliche Schaden, der immens ist, noch grösser werden.»

Eduard Rutschmann, Präsident der Basler SVP, freut sich, «dass der Bundesrat eine Locke-

runge in Aussicht stellt». Seine Freude ist gleichwohl getrübt. «Zumindest eine Teilöffnung der Gastrobetriebe wäre dringend nötig und möglich.» Die Restaurantbetreiber könnten ihre Gäste weit auseinander platzieren, und das Bedienungspersonal könnte einen Mundschutz tragen, sagt Rutschmann.

Neue Ungleichheiten

Ähnlich Dominik Straumann, Präsident der Baselbieter SVP: «Der Schritt, den der Bundesrat getan hat, ist nicht der mutigste.» Straumann kritisiert, dass «Ungleichheiten zwischen Detaillisten und Grossverteilern und damit ungleiche Wettbewerbsbedingungen geschaffen werden».

Vor allem die Eigenverantwortung hätte der Bundesrat laut Straumann stärker gewichten müssen: «Ein Take-away-Betrieb darf Kunden bedienen, ein Restaurant nicht. Dabei könnten Restaurantbetreiber ja auch entsprechende Sicherheitsmass-

nahmen ergreifen.» Dasselbe gelte etwa für Kinos: «Ein Kinobetreiber könnte Sitzreihen leer lassen, damit der Abstand gewährleistet bleibt, und selber entscheiden, ob sich für ihn die Öffnung lohnt oder nicht.»

Während Urge, Rutschmann und Straumann bedauern, dass der Bundesrat die Zügel gegenüber der Gastronomie weiterhin straff hält, zeigt Adil Koller, Präsident der SP Baselland, Verständnis. «In einem Restaurant, in dem naturgemäss viele Menschen zusammenkommen, muss man aus epidemiologischer Perspektive Vorsicht walten lassen.» Während Urge, Rutschmann und Straumann bedauern, dass der Bundesrat die Zügel gegenüber der Gastronomie weiterhin straff hält, zeigt Adil Koller, Präsident der SP Baselland, Verständnis. «In einem Restaurant, in dem naturgemäss viele Menschen zusammenkommen, muss man aus epidemiologischer Perspektive Vorsicht walten lassen.»

Martin Furrer

Die Lockerungspläne zum Corona-Exit, die der Bundesrat am Donnerstagnachmittag kommuniziert hat, kommen gut an. Aber nur auf den ersten Blick. «Es ist ein wichtiges und gutes Zeichen, aber es darf nicht zulasten der Arbeitnehmer gehen», sagt Toya Krummenacher, Präsidentin des Basler Gewerkschaftsbundes, und erklärt: «Es ist unklar, wie die Verordnungen künftig aussehen – muss beispielsweise das Spitalpersonal ab dem 27. April auch bei den normal geplanten Eingriffen im Notrecht arbeiten?»

Ähnlich klingt es bei Gabriel Barell, Direktor des Gewerbeverbandes Basel-Stadt. Die drei vom Bund kommunizierten Daten – 27. April: Öffnung der Baumärkte und Gesundheitsbranche; 11. Mai: Volksschulen und Einkaufsläden; 8. Juni: Unterhaltungs- und Freizeitbetriebe – seien ein Licht am Ende des Tunnels. Im internationalen Vergleich hält er den Ausstiegsplan

«für zögerlich». «Weitere Verzögerungen kann die Wirtschaft nicht akzeptieren.» Als «gravierend» bezeichnet Barell, dass Gastronomie und Tourismus keine konkrete Perspektive haben.

Gastrobranche vergessen

Entsprechend zerknirscht gibt sich auch der Wirtverbandspräsident Maurus Ebner: «Eine Branche mit 230'000 Mitarbeitern in der Schweiz hätte der Bundesrat erwähnen können. Wir aber gingen vergessen», sagt er. Zwar würde die Gastronomiebranche wohl auch in der dritten Etappe, am 8. Juni, Lockerungen erfahren. «Es ist aber nicht klar, unter welchen Bedingungen dies geschieht.» Der Wirtverbandspräsident ortet ein grosses Risiko, wenn Betriebe unter zu restriktiven Bedingungen öffnen dürften und dann riesige Verluste einfahren würden.

Der Branchenverband hat dem Bundesrat darum Vorschläge unterbreitet und Konzepte

eingereicht. «Wenn sich der Bundesrat daran hält, dann können viele sinnvoll starten», sagt Maurus Ebner. Hier hakt Gabriel Barell ein: «Branchenverbände wissen selber am besten, was Corona-konform ist.»

Die Wirtschaftskammer Baselland begrüsst die Absicht des Bundesrats, schrittweise in die Normalität zurückzukehren. Als «absolut unverständlich» bezeichnet sie aber den Entscheid, in grossen Einkaufsläden die Sortimentsbeschränkung aufzuheben, während der KMU-Handel geschlossen bleiben muss. «Das ist eine massive Diskriminierung», sagt Wirtschaftskammer-Direktor Christoph Buser.

Klar jedoch ist für alle, dass der Weg aus dem Lockdown eine heikle Phase darstellt. So sagt Handelskammer-Direktor Martin Dätwyler denn auch: «Für die Wirtschaft bleibt die Situation anspruchsvoll.»

Daniel Wahl

Die Covid-19-Pandemie hat die ganze Welt überrollt und die Wirtschaft in vielen Ländern lahmgelegt. Wie finden wir da wieder raus? 10 erste Erkenntnisse.

Mit dem Coronavirus leben lernen

Von Peter Wanner

1. Das Coronavirus ist heimtückisch und sozialdarwinistisch

Teuflischer hätte man das Coronavirus, Sars-CoV-2 genannt, kaum erfinden können. Es ist heimtückisch und auf eine fiese Art sozialdarwinistisch. Heimtückisch ist das Virus, weil es unsichtbar ist und die Symptome sich erst ein paar Tage nach der Ansteckung bemerkbar machen. Auch haben viele Menschen gar keine Symptome, obwohl sie angesteckt sind und ansteckend bleiben. Sozialdarwinistisch ist dieses Virus, weil es gezielt auf die ältere Generation losgeht, auf die über 70-Jährigen, Kranken, Immunschwachen und auf Leute mit Vorerkrankungen. Und es ist viel gefährlicher als andere Viren, weil die Ansteckung leichter geschieht und die Todesfallrate höher ist. Immerhin: Es hätte noch weit schlimmer kommen können, dann nämlich, wenn dieses Virus auch die Gesundheit der Kinder und Jugendlichen angreifen würde. Doch diese bleiben – wie durch ein Wunder – davon verschont oder überwinden das Virus ohne nennenswerte Beschwerden. Fazit: Ein gesunder, junger Mensch stirbt nach heutigem Wissensstand nicht an Covid-19. Deshalb sind Todesängste und Panik, die um sich gegriffen haben, übertrieben und helfen sicher nicht, die Krise zu überwinden. Noch wissen wir nicht, wie hoch wirklich die Sterblichkeitsrate ist, weil genaue Statistiken fehlen und die Dunkelziffern der Angesteckten ohne Symptome und der bereits Immunisierten viel zu hoch sind. Auch wissen wir nicht, wer wegen Corona stirbt und wer mit Corona stirbt, d.h. wer mit grosser Wahrscheinlichkeit an einer Krankheit gestorben wäre, wenn es Corona nicht gegeben hätte. Trotzdem bleibt die Erkenntnis, dass dieses Virus für bestimmte Risikogruppen höchst gefährlich ist und tödlich enden kann. Und deshalb bedürfen diese Risikogruppen eines besonderen Schutzes. Eine gefährdete Minderheit zu schützen, ist solidarische Pflicht einer demokratischen Gesellschaft.

2. Der Bundesrat hat sich für die richtige Strategie entschieden

Weltweit gibt es drei Strategien, um die Pandemie zu bekämpfen. Strategie I, nennen wir sie die «Durchseuchungsstrategie», setzt darauf, die ältere Generation über 65 zu isolieren und die jüngeren Generationen mit dem Virus zu durchseuchen, damit diese möglichst bald immun werden. Wenn einmal 60% bis 70% der Bevölkerung immunisiert sind, so die Überlegung, hat es das Virus schwer, sich weiter zu verbreiten, und die ältere Bevölkerung könnte langsam aus der Isolation entlassen werden. Diese Strategie, anfänglich noch von Boris Johnson in England verfolgt, ist weltweit aufgegeben worden. Niemand will das Risiko einer zu hohen Todesfallrate in Kauf nehmen. Strategie II setzt auf Zeitgewinn. Alle europäischen Länder wenden sie an, auch die Schweiz. Sie schottet die ganze Bevölkerung ab, nicht bloss die gefährdete ältere Generation, um die Ansteckungsrate flachzuhalten. Sie verhängt Ausgehverbote, Kontaktsperren, Social Distan- cing, Hygienemassnahmen und Quarantänen. Zeitgewinn ist zum einen deshalb wichtig, um die Eigenschaften des Virus und die Entwicklung der Seuche besser zu verstehen, zum anderen, damit die Spitäler sich besser auf den Ansturm der Kranken wappnen können. Weil kein einziges europäisches Land, geschweige denn die USA, auf diese Pandemie vorbereitet war – es fehlte überall an Masken, Schutzzanzü- gen, Beatmungsgeräten und Tests –, war die Zeitgewinnstrategie unumgänglich und die einzig richtige.

3. Südkorea macht es vor

Die dritte Strategie schliesslich ist die Eindäm- mungsstrategie. Sie versucht, die Ansteckungsra- te tief und damit unter Kontrolle zu halten, und bedeutet testen, testen, testen und Contact-Tra- cing. Dafür braucht es ebenfalls Zeit, wahr- scheinlich noch ein paar Wochen, bis genügend Testkapazitäten vorhanden sind und die Con- tact-Tracing-App entwickelt ist. Und zwar

braucht es Tests nicht nur, um herauszufinden, wer angesteckt ist, sondern auch Tests, um herauszufinden, wer bereits immun ist, soge- nannte Antikörpertests. Mit dem Contact-Tra- cing (Standort-Suche) hofft man, Ansteckungs- ketten unterbinden zu können, indem Personen, die mit einem Infizierten Kontakt hatten, sofort per SMS benachrichtigt werden und in Quarantä- ne gehen müssen. Weltweit ist hier Südkorea führend und erfolgreich in der Anwendung dieser Strategie. «Warten auf den Impfstoff» ist weniger eine Strategie als eine Hoffnung. Weltweit wird mit Hochdruck daran geforscht, Pharmaunterneh- men liefern sich derzeit ein Wettrennen, wer zuerst einen Impfstoff auf den Markt bringt. Doch die meisten Experten und Virologen sagen voraus, dass es noch ein Jahr dauern wird bis zur Markteinführung, weil ein Impfstoff zuerst eine Reihe von Testserien durchlaufen muss. Schnel- ler könnte es bei der Entwicklung von Medika- menten gehen. Wahrscheinlich braucht es einen Mix von allen drei Strategien. Die Zeitgewinnstrategie braucht es so lange, bis das Gesundheitssystem Entwar- nung geben kann. Die Eindämmungsstrategie mit Testen und einer Contact-Tracing-App kommt als Nächstes. Doch dieses Szenario – in Verbindung mit einer Maskenschutzpflcht für die ganze Bevölkerung – darf erst in Angriff genommen werden, wenn genügend Testkapazitäten und Schutzmasken vorhanden sind und die anzuwen- dende App persönliche Daten zu anonymisieren vermag. Die Garantie des Datenschutzes ist wichtig, sonst funktioniert das nicht auf freiwilli- ger Basis. Weitere Bedingung: Die Ansteckungs- rate muss tief genug sein, um das Virus in Schach halten zu können. Führt diese Strategie mittelfristig nicht zum Erfolg, bleibt nur das Szenario der schrittweisen Herdenimmunsierung, der Durchseuchung der jüngeren Generationen – ein Szenario, das vor allem aus Wirtschaftskreisen propagiert wird. Aber auch dieses Szenario ist mit grossen Risiken behaftet, benötigt Zeit und setzt die völlige Abschottung der älteren Generation und der Risikogruppen voraus, andernfalls die Pandemie überhandzunehmen droht. Bei beiden Szenarien wird wahrscheinlich erst ein Impfstoff die erlösende Rettung bringen. So oder so: Wir werden lernen müssen, mit dem Coronavirus zu leben.

4. Was wir den Ärzten und dem Pflegepersonal zu verdanken haben

Gerade in diesen Tagen und Wochen wird einem wieder bewusst, wie wichtig ein gut funktionie- rendes Gesundheitssystem ist und welch aufop- fernden Job Ärzte und Pflegepersonal machen. In Ländern wie in Italien haben sie im Stress ihr eigenes Leben riskiert, um todkranken Menschen zu helfen. Vielleicht besinnt sich die Politik spätestens bei der nächsten Diskussion über steigende Gesund- heitskosten darauf, dass es nicht nur um Dienste, Betten, Apparaturen, Medikamente und Liefer- ketten geht, sondern auch um Leben und Tod, um Engagement und eine besondere verantwor- tung des medizinischen Personals. Lob, Anerken- nung und Wertschätzung mögen schön und hilfreich sein in diesen Tagen, aber sie reichen nach der Coronakrise nicht aus. Vielerorts muss das Pflegepersonal besser entlohnt werden und die neidgetriebene Diskussion um angeblich zu hohe Ärztesaläre muss aufhören. Sie mag bei einigen geldgierigen Managern angebracht sein. Aber bei Ärzten? Seltsamerweise werden die Saläre von Fussballern nie diskutiert. Seit wann haben sie denn grössere Verantwortung als Ärzte?

5. Wie kommen wir aus dem Lockdown wieder heraus?

Was ist wichtiger: Gesundheit oder Wirtschaft? Diese Frage, oft diskutiert, ist falsch gestellt! Denn beides ist wichtig. Und das eine gegen das andere auszuspielen macht keinen Sinn. In den ersten Wochen ging es darum, die Pandemie zu bekämpfen und die Ansteckungskurve zu glät- ten. Da stand verständlicherweise die Gesund- heit vieler Menschen im Vordergrund. Nun hat sich aber in den letzten Wochen gezeigt, wie sehr das Funktionieren der Wirtschaft wich-

tig ist. Wir alle haben mitbekommen, was ein Stillstand der Wirtschaft bewirken kann: Ein- bruch bei den Umsätzen, fehlende Einnahmen, Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit, Schliessung von Geschäften, Stillstand in der Industrie, drohende Insolvenzen. Rien ne va plus. Das kann auf die Dauer nicht gutgehen. Maximal zwei bis drei Monate kann vielleicht eine Volkswirtschaft so einen Lockdown verkraften, nachher aber droht eine wirtschaftliche Katastrophe mit unabsehba- ren Folgen für die Gesellschaft, die Wirtschaft, die Politik, die Gesundheit und das Wohlergehen jedes Einzelnen. Der Bundesrat hat deshalb mit Recht entschie- den, Lockerungen des Lockdowns vorzunehmen und die Wirtschaft – unter Berücksichtigung des Verlaufs der Pandemie - schrittweise wieder in Gang zu bringen. Es gilt, den Verlauf der Pandemie genau zu verfolgen und je nachdem die Schraube der Lockerungen aufzudrehen oder wieder anzuzie- hen. «So rasch wie möglich, aber so langsam wie nötig», sagt Alain Berset. Das wird eine heikle Gratwanderung werden. Seltsam berührt, dass der Bundesrat sich immer noch nicht zu einer Maskenschutzpflcht wie in Österreich durchgerungen hat. Denn zweifellos schützen Masken, und ihre vorbeugende Wir- kung wurde nur deshalb heruntergespielt, weil zu wenig Masken vorhanden waren. Will man hier von einem Debakel ablenken? Und warum kann Österreich, was die Schweiz nicht kann?

6. Der Staat muss helfen, Insolvenzen zu verhindern

Diese Krise ist so einschneidend und abrupt über uns gekommen, der Lockdown so heftig, dass ohne staatliche Hilfe viele Unternehmen unwei- gerlich Konkurs anmelden müssten. Der Bundes- rat hat hier dank Notrecht schnell gehandelt und wirksame Instrumente geliefert: zum einen das Instrument der Kurzarbeit, mit sofortiger Wir- kung bei der Anmeldung, zum andern die Liqui- ditätsüberbrückung, wofür bis jetzt 42 Milliarden für KMU und Grossbetriebe vorgesehen sind. Ob sie reichen werden, ist zweifelhaft und hängt sehr vom Verlauf der Pandemie ab. Das Prozedere ist genial einfach: Die Banken vergeben Kredite, der Bund übernimmt die Bürgschaft. Ob einzelne Betriebe nach ein paar Jahren dann in der Lage sein werden, den Kredit zurückzuzahlen oder ob manch ein Kredit à fonds perdu abgeschrieben werden muss, steht auf einem andern Blatt.

7. Wer hat das Schlamassel angerichtet?

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Sars-CoV-2 auf einem der gruseligen Tiermärkte in Wuhan, wo neben Wildtieren auch Hühner und Rind- fleisch dem Menschen zum Verzehr angeboten werden, von einer Fledermaus auf einen Men- schen übertragen worden. Man fragt sich, warum das chinesische Regime diese Tiermärkte mit lebenden wilden Tieren noch immer erlaubt und nicht längst verboten hat. Noch schlimmer aber ist die Tatsache, dass China am 23. Januar die ganze Provinz Hubei mit dem Epizentrum Wuhan zwar abgeriegelt hat und kein Bewohner mehr dieser Provinz in das übrige China ausreisen durfte, gleichzeitig aber Linienflüge von Wuhan in die weite Welt teilwei- se noch bis in den Februar hinein erlaubt waren, insbesondere nach London, Paris, Rom, San Francisco und New York. Warum hat der chinesische Staat diese Flüge nicht unterbunden, wo er doch wusste, wie gefährlich das sein konnte? Auf jeden Fall fand das Virus so seinen Weg in die übrige Welt.

8. Die Welt stürzt in eine neue Schuldenkrise

Kaum hat sich die Welt von der Schuldenkrise, ausgelöst durch die Finanzkrise 2008, einiger- massen erholt, droht nun eine Schuldenkrise noch viel grösseren Ausmasses. Nur wenige Staaten wie die Schweiz oder Deutschland haben ihren Haushalt in den letzten Jahren in Ordnung gebracht. Die meisten Staaten haben dies ver- säumt und sind hoch verschuldet. Die weltweite Rezession, die jetzt einsetzen wird, wird sie besonders hart treffen. Staaten, die wie Italien finanzpolitisch am Ab- grund stehen, muss geholfen werden. In Europa

durch einen europäischen Rettungsschirm oder durch Eurobonds, worüber im Moment noch gestritten wird. Die Erfahrung mit «quantitative easing», der Flutung der Weltwirtschaft mit billigem Geld, haben wir schon gemacht. Ange- sichts der Krise werden die Notenbanken noch vermehrt dazu übergehen, teilweise wertlose Staatspapiere zurückzukaufen. Es droht die direkte Finanzierung der Staaten durch die Notenbanken. Wie das enden wird und ob eines Tages das weltweite Finanzsystem kollabieren wird oder ob wir von Krise zu Krise torkeln, wissen die Götter.

9. Nach Corona wird anders sein als vor Corona

Wenn die Welt nach der Schockstarre allmählich aus der Coronakrise herausfindet, wird sie eine andere sein. Im Netz kursieren unzählige Ver- schwörungstheorien, aber auch Hoffnungen, dass jetzt ein wirtschaftlicher Neuanfang ge- schieht und die Welt viel gerechter und vernünf- tiger wird. Vor solchen Illusionen ist zu warnen. Beileibe kein Verschwörungstheoretiker ist, wer voraussagt: Das 21. Jahrhundert wird das chinesi- sche Jahrhundert werden, und zwar schneller als uns allen lieb ist. Paradoxerweise leistet das Coronavirus gezielt Vorschub für diese Entwick- lung. In der Weltpolitik wird China das grosse Problem werden. Auch weil das Land von einer skrupellosen Diktatur regiert wird. Man muss kein Prophet oder Zukunftsforscher sein, um einige Trends vorauszusagen, die sich beschleunigen werden: Erstens der ökologische Trend – weniger Raubbau an der Natur, Abkehr von fossilen Brennstoffen – wird verstärkt Auf- trieb erhalten. Die Angst vor Viren befeuert die Angst vor einer Umweltkatastrophe. Corona hilft Greta. Zweitens wird ein enormer Digitalisierungs- schub einsetzen. Die Menschen lernen gerade, dass Kommunikation auch mit Homeoffice und Videokonferenzen geht. Das heisst, es braucht viel weniger Flüge, weniger Büroflächen, weni- ger Mobilität. Drittens, der Detailhandel funktioniert künftig nur noch mit einem starken Onlinekanal und Lieferservice nach Hause. Die Leute werden immer mehr Einkäufe über ihr Smartphone tätigen. Ob die Welt gerechter wird, ob sich Armut und Reichtum anders verteilen, ob Populisten aus der Krise Nutzen ziehen oder ob die Ehrlichen und Vernünftigen Oberhand gewinnen – dies alles sind politische Fragen, an denen sich das Coro- navirus nicht abarbeiten wird. Dafür haben wir Politiker.

10. Stärkt das Immunsystem!

Was kann eigentlich der einzelne Bürger, die einzelne Bürgerin tun im Kampf gegen Sars- CoV-2? Es erstaunt, wie sehr immer nur von Schutzmasken, Tests, Beatmungsgeräten und Impfstoffen die Rede ist, nie aber vom Immun- system. Soziale Distanzierung und Händewa- schen mit Seife sind zwar unabdingbar, wer gesund lebt und etwas für die Stärkung des Immunsystems tut, erhöht aber die Chancen, das Virus besser bekämpfen zu können. Also gesund essen, Sonne tanken, Sport treiben, nicht rauchen, genug schlafen, Yoga und Meditation einbauen, eine ausgeglichene Work-Life-Balance einhalten. Wir haben gerade gelernt, solidarischer zu sein, dem Nachbarn zu helfen, disziplinerter zu sein und den Anordnungen des Bundesrates zu folgen. Vielleicht lernen wir nun, gesünder zu leben.



Peter Wanner ist Verleger und Verwal- tungsratspräsident von CH Media und AZ Medien.

«Wöchentlich werden Patienten ausgeflogen»

Coronavirus am Euro-Airport Der Basler Flughafendirektor Matthias Suhr spricht über den Lockdown, leere Busse, grosse Verluste – und über den Passagierverkehr. Der besteht vor allem aus Patienten, die ausgeflogen werden, um die Spitäler im Elsass zu entlasten.

Kurt Tschan

Herr Suhr, was ist Basel ohne Flughafen?

Wir haben zwar zurzeit praktisch keinen Passagierverkehr. Aber die Frachtflüge finden nach wie vor statt. Das ist ein wichtiges Signal auch an die trinationale Region, dass wir weiterhin unseren Auftrag – die Anbindung an wichtige europäische und im Fall der Fracht auch interkontinentale Destinationen – wahrnehmen und damit den Wiederaufbau auch der regionalen Wirtschaft unterstützen. Aber es ist auch so, dass uns die Krise Dinge bewusst macht, die wir als selbstverständlich betrachtet haben.

Wie erleben Sie den Flughafen zurzeit?

Es ist vor allem still geworden. Praktisch kein Passagierverkehr, alle Snackbars und Restaurants, Duty-free-Läden und Kioske sind geschlossen, die Passagierparkplätze verwaist. Alle paar Minuten verkehrt ein leerer 50er-Bus Richtung Bahnhof SBB. Eine eigenartige Erfahrung. Ich sehe aber auch viele Frachtmaschinen, sogar mehr als vor der Krise. Beindruckend sind auch die Hilfslieferungen und die Rettungsflüge. Wöchentlich werden Patienten ausgeflogen, um die stark beanspruchten Spitäler im Elsass zu entlasten. Hier leisten unsere Mitarbeitenden einen ganz wichtigen Beitrag in dieser Krise.

Wie verstehen Sie sich aktuell: als Krisenmanager oder als Manager ausser Diensten?

Ausser Dienst auf keinen Fall. Sie dürfen nicht vergessen, der Flughafen ist nach wie vor offen. Auch wenn der Passagierverkehr massiv eingebrochen ist, gibt es den Frachtverkehr und Sonderflüge wie die Sanitätsflüge der französischen Armee und der Gesundheitsbehörden.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Die aktuelle Situation stellt uns vor zahlreiche Herausforderungen, der Bedarf an Information, Kommunikation und Koordination ist gross. Wir haben eine flughafeninterne Taskforce eingesetzt, welche alle für den Betrieb wichtigen Abteilungen täglich zusammenbringt. Zusätzlich gibt es regelmässige Sitzungen mit den Partnern und Unternehmen am Flughafenstandort.

Knapp zwei Drittel weniger Fluggäste auf dem Flughafen Zürich-Kloten im letzten März. Sieht die Bilanz für den Euro-Airport ähnlich desaströs aus?

Wir liegen sehr ähnlich. Zusammen mit den Frachtflügen, die zwar leicht zugenommen haben, liegt das Verkehrsaufkommen am EAP zurzeit bei etwa fünf Prozent der üblichen Starts und Landungen im Vergleich zur selben Periode im Vorjahr. Gegenüber dem jeweiligen Vormonat waren die Passagierzahlen Anfang Jahr leicht negativ. Im März erlitten wir dann einen Verlust von 63 Prozent. Aktuell stehen wir,



Es sei eine eigenartige Erfahrung, sagt Suhr. Aktuell gibt es am EAP nur noch fünf Prozent der üblichen Starts und Landungen. Foto: Florian Bärtschiger

was die Passagierflüge betrifft, praktisch bei null. Derzeit fliegt einzig noch Wizzair dreimal wöchentlich nach Osteuropa.

Kann das Luftfrachtgeschäft die Bilanz aufpolieren?

Ja, vor allem der Vollfrachtverkehr hat zugelegt. Das Transportvolumen am EAP hat sich von zehn auf rund 15 Frachtflüge pro Tag vergrössert. So werden Frachtflüge der Qatar Airways, deren Landungen ursprünglich in Luxemburg geplant waren, über Basel geleitet. Wir sind eingesprungen, sodass die globale Logistikkette weiterhin funktionieren kann. Es zeigt sich hier auch die Bedeutung von Basel als grösstem Vollfracht-Flughafen der Schweiz. Mit dem Einbruch der Passagierflüge kann die Fracht kaum mehr in Passagierflugzeugen mittransportiert werden. Das bekommt die Post ja auch zu spüren.

In welchem Kontakt stehen Sie mit den Airlines?

In einem regelmässigen Kontakt, wie auch mit allen anderen Partnern. Wir unterstützen sie mit vorteilhaften Konditionen und kommen ihnen im Rahmen unserer Möglichkeiten entgegen. Aber auch wir haben grosse Einnahmeausfälle, das schränkt unseren Spielraum ein.

Auf wie hoch schätzen Sie den Jahresverlust?

Der ist noch nicht abschätzbar. Weder wir am Euro-Airport noch

die ganze Luftfahrtbranche wissen im Moment, wann und wie der Passagierverkehr wieder aufgenommen werden kann. Sicher ist, dass es kein Pappentstiel sein wird.

Der Euro-Airport ist binational. War dies nun in der aktuellen Krise eher ein Nachteil?

Zu Beginn haben Frankreich und die Schweiz unterschiedlich auf die Krise reagiert. Das gab gerade bei der wiedereingeführten Grenzkontrolle erhöhten Koordinationsbedarf und brauchte viel Augenmass. Aber ansonsten arbeiten die Gesundheitsbehörden beider Länder eng zusammen, und auch die Kurzarbeit wird sehr ähnlich gehandhabt.

Was passiert mit den Beschäftigten?

Das Flughafenpersonal ist auf ein Minimum reduziert, das für den Betrieb des Flughafens benötigt wird. So wurde sowohl in Frankreich als auch in der Schweiz Kurzarbeit beantragt. Zudem haben wir so viel Homeoffice wie möglich eingeführt, um die Sicherheitsanweisungen der Behörden zu unterstützen. Auf dem Flughafen selbst arbeiten nach wie vor Mitarbeitende in der Sicherheit und in der Technik, bei der Feuerwehr, im Reinigungswesen oder im Air Operation Management. Dazu kommen noch Mitarbeitende unserer Partnerfirmen.

Wie hat sich die Situation für die am EAP angesiedelten Firmen verändert?

Praktisch alle der über 100 Firmen haben ebenfalls Kurzarbeit eingeführt. Aber auch sie haben noch so viele Leute auf Platz, wie es für die Offenhaltung des Flughafens und die Wartung braucht. Wir funktionieren nach wie vor gut zusammen.

Was wird aus Ihren grossen Investitionsvorhaben?

Neben der Reduktion der Personalkosten ist die Aufschiebung aller nicht dringlichen Investitionen eine der wichtigsten Sparmassnahmen, um eine ausreichende Liquidität sicherzustellen. Wir gehen davon aus, dass der Luftverkehr für längere Zeit nicht mehr das gleiche Volumen erreichen wird. Deshalb werden wir in unseren Szenarien auch beurteilen müssen, wie stark und wie rasch wir die Investitionen wieder hochfahren können.

Welche Forderungen haben Sie an den Bund und die Regierung in Frankreich?

Die von den beiden Staaten zur Verfügung gestellten Hilfsinstrumente, vor allem die Kurzarbeit, helfen uns, die Liquidität zu sichern und Kosten zu reduzieren. Der Flughafen besteht aber nicht nur aus der Betriebsgesellschaft. Mindestens ebenso wichtig für einen funktionierenden Flugbetrieb sind die für das Gesamtsystem relevanten Part-

ner. Vor allem für diese Partner mit finanziellen Schwierigkeiten müssen kurzfristige Lösungen gefunden werden.

Wie weit sind die Planungen, um den Betrieb wieder normalisieren zu können?

Das Hochfahren wird vor allem von externen Faktoren abhängig sein. Diese zu beurteilen, ist schwierig, weshalb wir auch hier mit Szenarien arbeiten.

«Die Krise wird eine weitere Bereinigung des Airline-Marktes nach sich ziehen.»

Von welchen Faktoren sprechen Sie?

In erster Linie hängt es davon ab, wie lange die ausserordentliche Situation noch andauern wird und wie rasch die staatlichen Einschränkungsmassnahmen gelockert werden. Die Grenzen dürften am Anfang noch mit grosser Zurückhaltung geöffnet werden, sodass nur eine sehr beschränkte Anzahl von Destina-

tionen angefliegen werden kann. Wir gehen davon aus, dass zuerst regionale Destinationen – beziehungsweise im Fall von Frankreich nationale Flughäfen – wieder angefliegen werden können. Zudem sind allfällige gesundheitliche Auflagen zu berücksichtigen wie das Respektieren von Abständen.

Haben Sie Angst, dass den Menschen die Lust aufs Fliegen vergangen ist?

Ich erwarte eine anfängliche Zurückhaltung seitens der Passagiere, insbesondere für Ferientreisen. Wir gehen davon aus, dass zuerst der Besucherverkehr, das heisst der Besuch von Verwandten und Bekannten, die man seit Wochen nicht mehr getroffen hat, anziehen wird. Und in gewissem Ausmass auch der Geschäftsreiseverkehr. Von einer schnellen Rückkehr zur Normalität kann somit keine Rede sein.

Gehen Sie davon aus, dass der Flugplan nach Corona anders aussehen wird?

Die gegenwärtige Krise wird sicherlich eine weitere Bereinigung des Airline-Marktes nach sich ziehen. Airlines, die bereits vor der Krise in einer schlechten finanziellen Verfassung waren, werden wohl längerfristig nicht überleben. Ich gehe aber davon aus, dass unsere grösste Airline auf Platz, Easyjet, die Krise überstehen wird. Die Liquidität konnte sie, wie sie bekannt gab, bereits so weit erhöhen, dass sie bis Ende Jahr auch ohne Einnahmen überleben wird.

Bereits versuchen Umweltpolitiker, Kapital aus der Situation zu schlagen. Spüren Sie das?

Natürlich bedeutet die aktuelle Situation viel weniger Fluglärm und weniger CO₂-Ausstoss. Die Wiederaufnahme eines geregelten Flugbetriebs dürfte dann aus dieser Sicht verständlicherweise kaum Freude bereiten. Wir sind uns sehr wohl bewusst, dass die Umweltthematik den Flugverkehr auch nach der Krise stark, wenn nicht sogar stärker beschäftigen wird. Der Dialog und der konstruktive Austausch mit den verschiedenen Anspruchsgruppen wird für uns umso wichtiger sein.

Auch mit der Ruhe für die Anwohner dürfte es vorbei sein.

Wir stehen mit unseren Lärm-massnahmen aber auch jetzt nicht still. Wir führen die bisher eingeleiteten Massnahmen des Flughafens für eine CO₂-Reduktion und für eine deutliche Lärmreduktion zwischen 23 und 24 Uhr mit aller Entschiedenheit weiter. Auch die eingeleitete Korrektur der Abflugverfahren gegen Süden treiben wir voran. In den kommenden Wochen wollen wir den französischen Luftfahrtbehörden zudem unsere Vorschläge für weitere verstärkte Massnahmen unterbreiten, die den Lärm vor allem in der sensiblen Zeit von 23 bis 24 Uhr substanziell reduzieren sollen.

«Es braucht dringend eine Entschleunigung»

Museen während Corona Josef Helfenstein, Direktor des Kunstmuseums Basel, leitete während 15 Jahren Museen in den USA. Er geht davon aus, dass die amerikanischen Museen die Corona-Pandemie und ihre Folgen relativ gut überstehen werden.

Christoph Heim

Wie verändert die Corona-Krise die Kunstwelt?

Die Museen werden jetzt, wie andere Bereiche der Gesellschaft auch, zu einer Denkpause gezwungen, die ich für durchaus sinnvoll erachte. Wir als Gesellschaft und die ganze Kunstwelt befinden uns in einer scheinbar nicht aufzuhaltenden Beschleunigungsspirale. Die Krise zeigt uns, dass es so nicht weitergehen kann.

Müssen die Museen nachhaltiger werden?

Es braucht dringend eine Entschleunigung, nicht nur bei den Museen, davon bin ich überzeugt. Unsere Blockbuster-Ausstellungen und gewohnheitsmässigen Flugreisen werden wir überdenken müssen. Wir in den Museen sollten uns vermehrt auch Fragen zuwenden, die ausserhalb der Kunst liegen. Wie gehen wir um mit uns, unseren Ressourcen, unserem Planeten? Wir müssen auch in den Museen versuchen, unsere Strategien neu zu definieren. Manchmal kommt mir der Lockdown wie eine kollektive Retraite vor.

Bevor Sie nach Basel kamen, waren Sie lange Museumsdirektor in den USA. Wie gross ist der Schaden, den die Corona-Krise der amerikanischen Museumslandschaft zufügt?

Der Unterschied zwischen amerikanischen und europäischen Museen ist nicht so gross, wie es scheint. Die amerikanischen Museen sind zwar grösstenteils privat finanziert. Richtige Donatoren springen aber nicht einfach ab in der Krise. Sie halten ihren Museen die Treue. Den Museen geht es relativ gut. Viel schlimmer steht es um das amerikanische Bildungs- und Gesundheitssystem.

Das Metropolitan Museum of Art (Met) in New York schätzt, dass es in der Krise 100 Millionen Dollar verlieren könnte. Was würde das bedeuten?

Das Met verfügt über ein bedeutendes Stiftungsvermögen, ist aber – wie der Louvre oder andere grosse Museen – in ausserordentlichem Masse von Ticketeinnahmen abhängig. Wenn der Tourismus in einer Krise wie jetzt zusammenbricht, dann sind



Das Metropolitan Museum of Art in New York ist wegen der Corona-Pandemie geschlossen. Foto: © The Metropolitan Museum of Art

«In Amerika könnten kleine Museen die Krise vielleicht besser überstehen.»

solche Museen massiv betroffen. Das führt dann vermutlich auch zur Entlassung von Mitarbeitern und dazu, dass Programme gestrichen werden.

Wenn das dem Met passiert, wie sehr leiden denn die vielen kleineren Museen?

Kleinere Museen, die sich nicht in den touristischen Metropolen der West- und der Ostküste befinden, werden diese Krise vielleicht besser überstehen. Sie sind ganz einfach weniger abhängig von Ticketeinnahmen. Verglichen mit Europa ist Amerika ein relativ junges Museumsland mit unzähligen kleinen Museen, die in der Regel stark in der Community verankert sind. Diese Museen wird es auch nach der Krise noch geben.

Wie wirkt sich die Krise auf die Menil Collection in Houston aus, die Sie lange geleitet haben?

Ich vermute, dass das Museum die Krise gut überstehen wird. Ich habe immer noch regelmäs-

sigen Kontakt mit meinen ehemaligen Mitarbeitern.

Ist die Menil Collection auch von Ticketeinnahmen abhängig?

Nein, der Eintritt ist gratis, auch zu den Sonderausstellungen. Das ist eine ideale Situation, gerade auch für Menschen, die sich Kultur nicht leisten können.

Sie haben als Direktor der Menil Collection die Bankenkrise von 2007/2008 erlebt. Wie war das?

Wir mussten niemanden entlassen, aber unser Vermögen ging wegen des Einbruchs des Börsenmarktes kurzfristig um 20 Prozent zurück. Da unser Jahresbudget sich aber am Durchschnitt von drei Jahren des Vermögens orientierte, liessen sich panikartige Schnellreaktionen wie zum Beispiel Entlassungen verhindern und die Börsenverluste relativ gut auffangen. Nach der Krise konnten wir das Stiftungsvermögen sogar deutlich steigern.

Welche der bekannteren Museen leiden besonders unter der aktuellen Krise?

Ich vermute, dass Institutionen, deren Endowments (Stiftungsvermögen) nur einen geringen Teil der Kosten decken, besonders getroffen werden. Dazu gehören auch bekannte Museen wie das Museum of Contemporary Art (Moca) in Los Angeles und das Guggenheim Museum in New York. Museen mit geringer finanzieller Absicherung sind natürlich anfälliger in einer Situation, wo Ticketeinnahmen wegfallen.

Sind Museumsmitarbeiter in den USA eigentlich gewerkschaftlich organisiert?

Je nach Region ist das der Fall, zum Beispiel an der Ost- und Westküste. Aber nicht in Texas und vielen anderen Staaten. Viele Museen können in der jetzigen Lage gar nicht anders, als Mitarbeiter zu entlassen. Denken Sie etwa an das Met mit über 2000 Mitarbeitern, es gibt in den USA ja keine Kurzarbeit. Ich weiss aber, dass Kollegen in den USA

Verlängert und verschoben

Das Kunstmuseum Basel hat seine geplanten Ausstellungen aufgrund der Corona-Pandemie und der sich jetzt abzeichnenden Wiedereröffnung wie folgt verschoben:

The Incredible World of Photography. Sammlung Ruth und Peter Herzog
neu: 18.7. – 4.10.2020

Isa Genzken. Werke 1973–1983
neu: 5.9.2020 – 24.1.2021

Tacita Dean. Antigone
neu: 12.9.2020 – Ende Februar 2021

Kara Walker. A Black Hole is Everything a Star Longs to Be
neu: 5.6.2021 – 26.9.2021

Unverändert:
Charmion von Wiegand. Coloring Modernism
12.9.2020 – 10.1.2021

Rembrandts Orient. Westöstliche Begegnung in der niederländischen Kunst des 17. Jh.
31.10.2020 – 14.2.2021 (hm)

wenn immer möglich keine Entlassungen vornehmen wollen.

Wagen Sie eine Prognose: Wie wird die amerikanische Museumslandschaft im Herbst oder im Winter aussehen?

Ich gehe nicht davon aus, dass es grosse Änderungen geben wird. Aber es ist zu früh für Prognosen, wir wissen nicht, wie tief die Wirtschaftskrise sein wird. Meine Befürchtung ist, dass die Tendenz zur Zweiklassengesellschaft sich im Verlauf dieser Krise noch verschärfen wird. Das Kunstsystem ist da insgesamt eher auf der Sonnenseite. Die direktesten Auswirkungen könnte die Krise auf Bauprojekte der Museen haben. Die werden in solchen Situationen schnell gestoppt.

Denken Sie an das Museumsprojekt von Peter Zumthor für das Los Angeles County Museum?

Dort wurde gerade mit dem Abriss der alten Gebäude begonnen. Dennoch droht gerade grossen Bauprojekten, dass sie in Krisen gestoppt werden.

Leitartikel

Getrennten Weges gegen die Krise

Vor zwei Monaten nahm die Krise in der Region ihren Lauf. In der Chronologie zeigt sich: Die beiden Basel arbeiten wenig zusammen. Der Grund liegt in ihrem unterschiedlichen Charakter, der nun besonders stark hervortritt.

Am Anfang war das Chaos. Basel-Stadt und Baselland zählten in der letzten Februarwoche zu den Kantonen mit den ersten Coronafällen. Sofort brach sich eine ungeahnte Dynamik Bahn: Fasnacht abgesagt, nur Beizenfasnacht in Baselland; das Unispital rüstete sich in der Predigerkirche auf den erwarteten Ansturm und bald folgte der erste Todesfall auf dem Bruderholz. Die Ausgangslage für die Region zu Beginn des März war schlecht. Nur wenige Kilometer weiter im Elsass schnellten die Infektionszahlen in die Höhe. Zudem sind Ballungszentren ohnehin von einer schnelleren Ausbreitung gefährdet. Basel-Stadt ist von allen Kantonen am dichtesten besiedelt, Baselland folgt auf Platz fünf. Wenig erstaunlich verlief die Kurve im Stadtkanton bald schon so steil wie im Tessin. Während in Basel-Stadt regelmässig die Regierung vor die Medien stand – analog zum Bundesrat flankiert vom Kantonsarzt und anderen Entscheidungsträgern –, fielen die ersten Reaktionen im Baselbiet nur spärlich aus: Bildungsdirektorin Monica Gschwind kehrte von ihren Ferien im Risikogebiet erst mal in die Quarantäne zurück.

Gleichzeitig lancierte Basel-Stadt eine Kampagne, welche sich später als eine der wirksamsten Massnahmen zur Eindämmung von Covid-19 herausstellen sollte: die Aktion #Seifenboss. In einem kurzen Film lernten Kinder das Händewaschen. Das Video mit der dazugehörigen Geste verbreitete sich spätestens ab Schulbeginn wie ein Lauffeuer. Das nämlich war ein weiterer wichtiger Punkt für die gesam-



In beiden Basel wurden glücklicherweise nicht alle Spitalkapazitäten gebraucht.

Bild: Keystone

te Region: Im Gegensatz zu anderen Kantonen öffneten die Schulen nach den Ferien wieder. 20 000 Schülerinnen und Schüler bedeuteten einen riesigen Multiplikator für eine Kampagne, die sich nur augenscheinlich an die Kinder richtete. Tatsächlich waren die wahren Adressaten die Eltern, die so die Wichtigkeit der Handhygiene lernten. Basel-Stadt entwickelte daraus eine für den Kanton beispiellose Kampagne, liess Plakate und Fahnen drucken und erreichte über Social Media 750 000 Menschen, sodass am Ende auch andere Kantone aufsprangen. Nach diesen zwei Wochen hatten viele ihre Meinung bereits gemacht. Basel-Stadt spurt vor, Baselland zieht bestenfalls nach.

Ausgerechnet an einem Sonntag, genauer dem 15. März, startete das Baselbiet einen Alleingang, unabhängig von den Nachbarn, unabhängig vom Bund. Das mochte damals als forsch erscheinen, und sicher war auch die Kommunikation schlecht. Tiefpunkt: Isaac Reber und ein gelalltes Interview gegenüber SRF. Die erklärte Notlage und die damit verbundenen Einschränkungen des öffentlichen Lebens entpuppten sich im Nachhinein

jedoch als ein Vorsprung auf die Infektionsrate.

Die Basler Fasnacht und das Baselbieter Vorpreschen: Noch bevor Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga das Land zu einem Ruck aufforderte, war dieser in den beiden Basel bereits vollzogen. Dies zu einem Moment, in dem Zeit eine gewaltige Rolle spielte. Statistiken der ETH Zürich zeigen, wie schon vor dem Lockdown die Reproduktionszahl zurückging. Infektiologen wie Pietro Vernazza folgern daraus, dass manche Massnahmen gar nicht nötig wären. Zentral seien das Abstandhalten und die Hygiene, beides obliegt der Eigenverantwortung. Dem widersprechen viele Forscher, doch für die beiden hiesigen Regierungen ist der Schluss sicher zulässig: Sie haben der Bevölkerung das Bewusstsein für die Krise frühzeitig in die Köpfe gehämmert, und das war richtig. In Basel-Stadt und Baselland zeigte sich entsprechend ein Knick in der Kurve und es blieb möglich, stets auf die Selbstverantwortung der Leute zu zählen.

Die Spitäler waren da bereits gut aufgestellt. Die beiden grossen öffentlichen Häuser

der Region, das Universitäts- und das Kantonsspital Baselland, hatten vor der Krise trotz gescheiterter Fusion im Alltag sehr eng zusammengearbeitet. Kaum aber erreichte die Coronapandemie die Schweiz, gingen die Spitäler wieder getrennte Wege. Doch immerhin gelang es den beiden Kantonen nach kurzer zeitlicher Verzögerung, die Privatspitäler für einen gemeinsamen Kampf gegen Covid-19 ins Boot zu holen.

Die Stadtregierung hingegen brillierte früh mit Massnahmen, um den drohenden Wirtschaftsschaden abzufedern. Es ist das Verdienst von Christoph Brutschin, der die Verbände beizog. Vom Taxifahrer bis zur Physiotherapeutin scheinen aktuell die Bedürfnisse gedeckt und auch für die Schwächsten ist gesorgt. Abzüge gibt es höchstens für das etwas komplizierte Verfahren zur Begrenzung von Fixkosten wie Miete. Hier scheint das Baselbieter Modell unbürokratischer: Im KMU-Kanton erhält etwa ein Beizer schnelle Hilfe von 7500 Franken à fonds perdu. Der Entwicklung geschuldet, besserten beide Regierungen ihr Angebot fortwährend nach, wobei insbesondere im Baselland die

gesamte Politik einbezogen war. Der Landrat war das zweite Parlament, das den Betrieb wieder aufnahm und damit das Vorgehen der Regierung schnell legitimierte. Die Stadt folgte erst jetzt, sechs Wochen nach den Ankündigungen der Regierung.

Das passt ins Bild. In der Stadt vertraut man der Obrigkeit. Sei es die eigene oder die Landesregierung, die man in der Kommunikation kopiert. Abgesehen von der Wirtschaft hat der Kanton Basel-Stadt stets auf den Bund gewartet und dann reagiert. Das Baselbiet hingegen hat sich ein Stück Renitenz bewahrt. Noch immer kommuniziert die Regierung spärlich und lieber direkt mit den Betroffenen, als die Öffentlichkeit zu suchen. Dabei spielt auch die Geopolitik eine Rolle: Das Baselbiet ist über die Gemeinden strukturiert, Liestal ist die Koordinationszentrale. Schon zu Beginn der Krise fiel es den Gemeinden zu, über ihre Fasnachten zu entscheiden. So läuft das System von Checks and Balances, und deshalb spart man auch nicht mit Kritik am Bund, wenn es um das Überleben der KMU geht. Vor dem Hintergrund dieser Unterschiede erklärt sich, warum es kaum Zusammenarbeit zwischen den beiden Kantonen gab, kaum eine Pressekonferenz je abgestimmt war, obwohl es in einem so kleinen, gemeinsamen Lebensraum Überschneidungen geben muss. Doch auch wenn die Regierungen sich selten synchron verhalten haben: Die Kurve der Anstiege tat es. Und das scheint doch das Wichtigste.



Benjamin Rosch
benjamin.rosch@chmedia.ch

«Das Gesundheitswesen hat die Belastungsprüfung bestanden»

Sanfte Lockerung Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger appelliert an die Bevölkerung, die Hygienemassnahmen weiterhin einzuhalten. Für die Spitäler findet er lobende Worte.

Martin Regenass

Aus einem Studio flimmerten sie via Laptop in die Stube: CVP-Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger und Kantonsarzt Thomas Steffen informierten am Freitag-nachmittag über den ersten Lockerungsschritt vom kommenden Montag. Unter anderen Garten-center und Coiffeurgeschäfte dürfen dann mit speziellen Schutzkonzepten wieder öffnen. Für die Einhaltung dieser Konzepte würden Arbeitskontrolleure oder auch Lebensmittelinspektoren auf die Piste geschickt. Steffen: «Wir machen allerdings keine flächendeckenden Kontrollen, sondern setzen auf Eigenverantwortung.» Bei Nichtbeachtung der Schutzmassnahmen drohten Verzeigungen und Bussen.

Auch die Ärzte und Spitäler werden ihre Kapazitäten für nicht an Corona Erkrankte und für nicht unmittelbar dringliche Behandlungen wieder hochfahren. Die aufgeschobenen Operationen könnten die Spitäler nun wieder durchführen. Vor diesem Hintergrund appellierte Engelberger an die Bevölkerung, medizinische Dienste jetzt in Anspruch zu nehmen. «Wenn Sie ein medizinisches Problem haben, warten Sie nicht zu. Im Gesundheitswesen ist das Risiko einer Ansteckung mit dem Coronavirus tief. Mit einer Behandlung zuzuwarten, kann gefährlich und gesundheitsschädigend sein.»

Durchschnittsalter: 83

In Basel-Stadt befanden sich Stand Freitag sieben Patienten auf der Intensivstation. Total sind 46 Menschen mit Covid-19 verstorben. Wie Steffen erklärte, sind sämtliche Verstorbenen über 60 Jahre alt. Das Durchschnittsalter liege bei 83 Jahren.

Der Spitzenwert mit 119 Coronavirus-Hospitalisierten lag in Basel um die Monatswende März/April. «Es ist erfreulich, dass die Kurve seither runtergeht



Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger (l.) und Kantonsarzt Thomas Steffen informieren über die Lockerungsmassnahmen. Foto: Florian Bärtschiger

und es noch weiter tun wird», sagte Steffen. Er führt dies auf die Massnahmen mit dem Verbot der Fasnacht, der Einführung der Hygienemassnahmen, den Schulschliessungen, dem Verbot von Veranstaltung mit über 100 Personen und schliesslich dem Lockdown zurück. Für Euphorie und eine rasche Lockerung ist es allerdings zu früh. Steffen: «Der Verlauf zeigt, dass es wieder neue Fälle geben wird und wir bei der Lockerung wachsam sein müssen.»

Engelberger rechnet denn auch fest mit einer zweiten Welle von Ansteckungen in der Bevölkerung. «Darauf müssen wir uns einstellen. Weil wir nicht wissen, wann sie kommen wird,

müssen wir die Verhaltensregeln weiterhin einhalten», appelliert er an die Bevölkerung.

Neben Appellen lobte der Basler Gesundheitsdirektor aber auch. Allen voran die Spitäler und das Gesundheitspersonal. «Unser Gesundheitswesen hat die Belastungsprüfung bestanden. Wir sind von ganz schlimmen Szenarien wie in der Lombardei oder im Elsass verschont geblieben.» Beim Rückgang der Covid-19-Fälle hätten sicherlich die Schutzbestimmungen eine grosse Rolle gespielt. Nun sei es wichtig, zu analysieren und die Zusammenhänge des Verlaufs auszuleuchten, um bei einer zweiten Welle rasch reagieren zu können.

Hierzu erläuterte Thomas Steffen, dass das Gesundheitsdepartement bei 40 Prozent der Ansteckungen die Quelle nicht habe eruieren können.

Altersheime bleiben zu

20 Prozent der Fälle hätten sich in Familien ereignet, weitere 20 in Heimen und Spitälern, je 10 Prozent der Leute hätten sich bei der Arbeit und auf Reisen oder in der Freizeit angesteckt. «Die grosse Unbekannte liegt in der Mitte des Verlaufs, dort, wo wir nicht mehr zurückverfolgen können, wer sich wo angesteckt hat», so Steffen. Um dem künftig besser begegnen zu können und den Dialog zwischen den Spitä-

lern, Behörden und Patienten zu intensivieren, werde im IT-Bereich und mit einer sogenannten Contact-Tracing-App aufgerüstet.

Andere Kantone versorgen die Unternehmen mit Schutzmasken. Das macht Basel-Stadt gemäss Engelberger nicht. «Wir halten uns bereit, das Gesundheitswesen mit Masken zu versorgen. Für alle übrigen Branchen setzen wir auf die Ankündigung des Bundes, dass er die Branchen und Unternehmen versorgen wird.» Unklar ist zurzeit, wann die Altersheime wieder für Besuche geöffnet würden. Das Gesundheitsdepartement will hierzu zu einem späteren Zeitpunkt informieren.

Coronavirus in der Region Basel

Fünf Neuinfektionen in Basel-Stadt

Das Gesundheitsdepartement Basel-Stadt meldet mit Stand Freitag insgesamt 936 positive Fälle. Dies sind fünf mehr als am Vortag. Im Kanton Basel-Stadt liegt ein weiterer Todesfall aufgrund einer Covid-19-Infektion vor. Es handelt sich um einen 79-jährigen Mann mit Risikovor-erkrankungen. Die Zahl der Todesfälle im Kanton Basel-Stadt beträgt nun insgesamt 46.

Vier weitere Todesfälle in Baselland

Im Kanton Baselland steigen die Corona-Zahlen am 24. April an: Seit Donnerstag haben sich zwei weitere Personen mit dem Virus angesteckt. Damit beträgt die Infiziertenzahl insgesamt 813, bei 85 aktiven Fällen. 698 Personen, sechs mehr als noch am 23. April, gelten als geheilt. Zu den 26 Todesfällen des Vortags kommen vier weitere dazu.

Lokale Apotheker sind «entsetzt»

Der Bundesrat entschied am 22. April, dass Schutzmasken nur noch von Grossverteilern wie Coop und Migros verkauft werden dürfen – sehr zum Missfallen des lokalen Apothekenverbands: «Wir sind entsetzt über den vom Bundesrat angekündigten, exklusiven Verkauf von Schutzmasken über die Grossverteiler.» Das Apothekenpersonal sei für die Wahl der richtigen Maske und die Vermittlung der richtigen Anwendung extra ausgebildet. Ausserdem werde die Wettbewerbsgleichheit ausgehebelt. Der Entscheid des Bundesrats müsse korrigiert werden.

Hin und Her bei Familiengärten

Für die Basler Pächter von Familiengärten in Colmar ist die derzeitige Situation verwirrend. Erst durfte man die Gärten gar nicht mehr besuchen, dann nur kurz, und jetzt gilt wieder das Besuchsverbot. Die Basler Stadtgärtnerei schreibt, dass die rechtliche Situation sich «mehrfach sehr kurzfristig geändert» habe und entschuldigt sich bei den Pächtern. Sobald sich die Lage ändere, werde die Stadtgärtnerei dies via Mail und auf ihrer Webseite kommunizieren.

«Wir dürfen die Lehrer nicht überlasten»

Silvia Steiner, die oberste Schweizer Bildungsdirektorin, erteilt einer Mischform von Präsenz- und Fernunterricht eine Absage.

Interview: Kari Kälín

Nächste Woche wird der Bund Vorgaben für die Wiederaufnahme des Präsenzunterrichts vom 11. Mai in der Volksschule machen. Mit welchen Massnahmen rechnen Sie?
Silvia Steiner: Wir gehen davon aus, dass der Bund Eckwerte in drei Bereichen erlassen wird: erstens zum Schutz der vulnerablen Personen, namentlich der Schüler, ihrer Eltern und der Lehrpersonen. Zweitens erwarten wir Angaben zum Thema Prävention und Aufklärung, drittens zur Umsetzung der Hygienemassnahmen.

Wird es vor allen Schulzimmertüren Desinfektionsspender geben?
Die Details sind noch nicht spruchreif, dazu kann ich mich nicht äussern. Der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) ist es wichtig, dass die Kantone genügend Spielraum bei der Umsetzung der Schutzkonzepte haben, dass sie den unterschiedlichen Voraussetzungen in den einzelnen Gemeinden und Schulen Rechnung tragen können. Wir müssen zum Beispiel die Bedenken von Westschweizer Kantonen ernst nehmen, sie haben grössere Infektionsraten und stehen der Schulöffnung skeptischer gegenüber als die Deutschschweiz.

Ist das Einhalten der Coronaregeln in einer Primarklasse mit 20 Schülern realistisch?
Es ist unrealistisch, dass sich die Schüler im Klassenzimmer und im Turnunterricht nie näher als zwei Meter kommen. Es ist aber wichtig, dass sie im öffentlichen Raum die Abstandsregeln respektieren und maximal in Fünfergruppen unterwegs sind. Ich traue es den Lehrern zu, die Kinder für diese Anforderungen zu sensibilisieren.

Werden die Kantone gefährdete Kinder oder Kinder von gefährdeten Eltern dispensieren?
Der Bund wird zu diesem Thema keine detaillierten Weisungen erlassen, auch die EDK verzichtet bewusst darauf. Die Kantone müssen den Einzelfall bewerten und abwägen zwischen dem Recht auf körperliche Unversehrtheit von Schülern und deren Angehörigen sowie dem verfassungsmässigen Recht auf Bildung.

Das Gesetz sieht Bussen vor für Eltern, die ihre Kinder von der Schule fernhalten. Werden die



Silvia Steiner: «Es bringt nichts, wenn jemand mit Angst vor der Klasse steht.» Bild: Leo Wyden (Zürich, 25. Februar 2019)

Kantone Sanktionen aussprechen, wenn Eltern ihre Kinder aus Angst vor einer Ansteckung nicht in die Schule schicken?
Davon sehen wir bewusst ab. Es ist wichtig, dass die Menschen in dieser schwierigen Phase wieder Vertrauen in die Volksschule aufbauen. Mit Bussen werden wir die Ängste nicht vertreiben. Vielmehr werden wir das Gespräch suchen müssen, gerade auch mit Eltern, welche selber zur Risikogruppe gehören. Ich bin zuversichtlich, dass wir im Dialog passende Lösungen für den Einzelfall finden werden.

Wie viele Lehrpersonen gehören zur gefährdeten Gruppe?
Das wissen wir nicht. Es würde aber nichts bringen, wenn jemand mit Angst vor einer Klasse steht.

Können die Schulen einen Ausfall der vulnerablen Lehrer verkraften?
Ich habe grosses Vertrauen, dass auch Lehrpersonen mit gesundheitlichen Problemen ihrem Beruf nachgehen, weil sie Freude daran haben. Es ist entscheidend, dass die Schulen für sie ein Schutzkonzept umsetzen können. Da sind vor allem auch die Schulleitungen gefordert.

Ist eine Mischform von Präsenz- und Fernunterricht zum Schutz verletzlicher Lehrer denkbar?
Der Aufwand für diesen Tanz auf zwei Hochzeiten wäre sehr gross. Ich finde das keine gute Idee. Wir dürfen die Lehrer jetzt nicht überlasten, sondern müssen sorgfältig mit unseren Ressourcen umgehen. Entscheiden wird letztlich der Bund. Ich bin zuversichtlich,

dass er die pädagogischen Inputs der Kantone berücksichtigt wird.

Sollen einzelne Kantone ihre Schulen auch später als nach dem 11. Mai öffnen dürfen?
Aus Sicht der EDK spricht nichts dagegen. Die Kantone sollen selber entscheiden, wann sie den normalen Betrieb wieder hochfahren. Die EDK wird sich auf Eckwerte bei den Schutzkonzepten einigen, aber keine didaktischen und operativen Vorgaben definieren.

Die EDK empfiehlt, keine mündlichen Maturaprüfungen zu veranstalten. Weshalb hat sie keinen generellen Verzicht beschlossen?
Wir wollen den Kantonen Freiheiten lassen. Für viele bedeutet die Maturaprüfung eine Art psychologischer Ab-

schluss eines wichtigen Abschnitts einer Bildungskarriere.

Einige Kantone werden schriftliche Maturaprüfungen durchführen, andere wie Zürich oder Bern wollen darauf verzichten. Kommt man in prüfungsfreien Kantonen im Schlafwagen zur Matura?
Die Gymnasiasten haben auf dem Weg zur Matura ein mehrjähriges, strenges Promotionsverfahren durchlaufen. Es wäre ein Armutszeugnis, wenn dieser Leistungsausweis respektive die Erfahrungsnoten nicht genügt, um nachher an einer Hochschule zu studieren. Die Universität Zürich hat mir übrigens bestätigt, dass sie keine Zweifel an der Studierfähigkeit des diesjährigen Maturajahrgangs hegt.

Stört die föderale Vielfalt bei den schriftlichen Prüfungen nicht?
Nein. Ich kann gut mit ein paar Farbtupfern leben. Ich gebe zu bedenken, dass sich nach einem langen Intermezzo mit Fernunterricht einige Probleme stellen. Wie können wir die Chancengerechtigkeit sicherstellen? Hatten alle die gleichen Lernbedingungen? Können die Prüfungen auch bestanden werden, wenn die Schüler während Wochen nur von der Ferne unterrichtet wurden? Die Prüfungen müssen auch rekursfähig sein. Ergo müssten die Mittelschullehrerinnen und -lehrer neue Prüfungen schreiben. Es geht auch darum, deren Ressourcen zu schonen.

Für das Streichen der schriftlichen Prüfung müsste der Bundesrat die Maturitätsverordnung mit Notrecht ändern. Was passiert, wenn der Bundesrat das nicht tut?
Die EDK-Plenarversammlung hat sich einstimmig dafür ausgesprochen, den Entscheid den Kantonen zu überlassen. Diverse Kantone, die 67 Prozent der Maturanden stellen, haben sich bereits gegen schriftliche Prüfungen ausgesprochen, unter anderem die ganze lateinische Schweiz. Wenn der Bund auf den schriftlichen Prüfungen beharrt, beschert das einigen Kantonen grosse Probleme bei der praktischen Umsetzung. Ob dem Bundesrat unser Antrag gefällt, weiss ich jedoch nicht.

Zur Person
Silvia Steiner (CVP) ist seit 2015 Bildungsdirektorin des Kantons Zürich und Präsidentin der Schweizerischen Konferenz der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren.

Daniel Koch gibt grünes Licht für Spielgruppen

Der Lockdown bedeutete auch für die Kleinsten eine Zwangspause. Jetzt sendet der Bund ein klares Öffnungssignal.

Kinder Sie tolen im Wald herum oder vergnügen sich im Spielzimmer: Rund 170 000 Kinder im Vorschulalter besuchen hierzulande eine Spielgruppe. Das Coronavirus beendete aber dieses Angebot. Die Lockdown-Verordnung des Bundesrats von Mitte März verbietet private Veranstaltungen. Praktisch sämtliche Kantone interpretierten das so, dass sie den Betrieb von Spielgruppen untersagten.

Unklar war, ob die Spielgruppen analog zur obligatorischen Schule am 11. Mai wieder starten dürfen. Der Kanton Bern erteilte diesem Anliegen am vergangenen Mittwoch eine klare Ab-

sage. Jetzt aber schöpfen Eltern und Kinder neue Hoffnung. Der Bund habe den Betrieb von Spielgruppen ebenso wenig eingeschränkt wie jenen von Kindertagesstätten, sagte Daniel Koch, Delegierter des Bundes für die Coronapandemie, am Freitag an einer Medienkonferenz in Bern. Es sei nicht Aufgabe des Bundes, in diesem Bereich Regeln zu erlassen. Das Fünfergruppen-Regime gelte für Erwachsene, aber nicht für Kinder.

Kochs Aussagen zeigen Wirkung. So prüft der Kanton Luzern, die Spielgruppen wieder zu öffnen, wie Edith Lang, Leiterin der Dienststelle Soziales

und Gesellschaft, sagt. In der nächsten Woche werden die Spielgruppen informiert. Noch am Mittwoch hatte ihnen der Kanton mitgeteilt, sie könnten ihren Betrieb noch nicht aufnehmen, man warte auf eine Mitteilung des Bundesrats. Andere Kantone sind forscher. So erlaubt Solothurn schon ab Montag wieder Spielgruppen.

Aussage wiederholt: Kinder sind nicht ansteckend
Der Schweizerischer Spielgruppen-Leiterinnen-Verband nimmt die Worte von Daniel Koch mit Genugtuung zur Kenntnis. Die Spielgruppen leisteten

einen wichtigen Beitrag zur Vorschulbildung, sagt Präsidentin Eva Roth. In der Coronakrise seien deren Interessen bis jetzt aber untergegangen. Der Verband empfahl seinen Mitgliedern schon Mitte April, nach den bundesrätlichen Lockerungsankündigungen, die Spielgruppen ab dem 11. Mai parallel zur Volksschule zu öffnen. Denn der Berufsverband zählt Spielgruppen zum Bereich der Bildung.

Koch wiederholte noch bestimmter, was er schon mehrfach erklärt hatte: Kinder seien viel seltener vom Coronavirus betroffen und selber nicht ansteckend. Dennoch riet er davon ab, dass

jetzt die Enkel ihre Grosseltern besuchen – nicht wegen der Enkel, sondern den sie begleitenden Eltern, welche das Virus übertragen könnten.

Keine Maskenpflicht im Schulzimmer
Koch nahm auch Stellung zur Sicherheit bei der Schulöffnung. Er zerstreute Ängste wegen ansteckender Kinder. Die potenzielle Gefahrenquelle für Lehrer seien andere Lehrer. Und er machte klar: «Lehrer werden nicht mit einer Maske unterrichten müssen.»

Kari Kälín

Dienstag, 28. April 2020

Brennpunkt



Eine Mitarbeiterin kontrolliert vor dem Eingang zum Obi Dreispitz, dass die Abstandsregeln eingehalten werden.

Bild: Roland Schmid (Basel, 27. April 2020)



Warten für den spontanen Haarschnitt.

Bild: Andreas Schwald



Autoschlange vor dem McDonald's in Allschwil.

Bild: Kelly Spielmann



Blumen-Rausch. Bild: Martin Graf

Blumen, Setzlinge, Erde, Kräuter

Während der Andrang auf Gartencenter in beiden Basel gross war, herrschte in den Stadtquartieren Normalbetrieb.

Ayse Turcan und Dimitri Hofer

Es ist schon eher sommerlich als frühlingshaft warm an diesem Montagmittag. Vor dem provisorischen Eingang des Obi-Markts am Dreispitz auf der Seite der Münchensteinerstrasse hat sich eine Warteschlange gebildet, die bis um die Ecke führt. Dort, vor der Fassade mit den verbliebenen Sonnenblumen und der Aufschrift «Gartenparadies», warten etwa dreissig Personen in der prallen Sonne darauf, sich mit Garten- und Bauzubehör eindecken zu können.

Am Mittag bereits 600 Personen im Obi Dreispitz

«Blumen, Setzlinge, Erde, Kräuter und Holz – das läuft am besten», sagt der Filialleiter des Obi Dreispitz, Ralf Nötzold. Damit hatte er auch gerechnet. Die Anzahl Menschen, die heute hier einkaufen wollen, überrascht ihn jedoch eher: «Wir hätten nicht gedacht, dass es so viele werden.»

Nötzold schätzt, dass am Mittag bereits etwa 600 Personen eingekauft hatten. Auf der Ladenfläche seien jedoch nie mehr als 225 Personen gleichzeitig anwesend, damit die Abstände in jedem Fall eingehalten werden könnten.

Lange Schlangen sind auch vor den vier Landi-Filialen im Baselbiet zu beobachten. Das Unternehmen darf seine Gartenabteilung und den Baufachmarkt wieder öffnen. «In der Filiale in Aesch warteten die Menschen bereits eine Stunde vor der Ladenöffnung» sagt Beat Gisin, Vorsitzender der Geschäftsleitung der Landi Region Basel. «Mit dem ersten Tag sind wir sehr zufrieden», bilanziert er.

«Wir hoffen, dass es in den nächsten Tagen so weitergeht.»

Die meisten Coiffeursalons hatten am Montag geöffnet

Nicht nur Grossverteiler wie Do it + Garden, Obi und die Landi dürfen seit gestern wieder geöffnet haben, auch kleinere Gärtnereien und Blumenläden haben den Betrieb wieder aufgenommen. Anders als vor den grossen Zentren präsentiert sich

in den Quartieren ein normales Bild. Während vor dem Jumbo am Claraplatz immerhin zehn Leute auf den Einlass warten, sieht es in Geschäften wie dem Blumenhaus Köpfer im Gellert aus wie vor Corona.

Auch im Kleinbasel herrscht am Montag beinahe die gewohnte Geschäftigkeit. Grund dafür ist mit die hohe Coiffeur-Dichte im Quartier. Denn auch Kosmetik-, Massage- und

Friseursalons dürfen wieder Kunden bedienen – unter Einhaltung von Abstands- und Hygieneregeln. Obwohl der Montag traditionell der Ruhetag der Coiffeure ist, haben die meisten Läden geöffnet.

Die Polizei baut die Kontrollen in der Stadt aus

Trotz des Ansturms scheinen sich die Menschen an die Verhaltensregeln gehalten zu haben. «Aufgrund der Wiedereröffnung vieler Geschäfte haben wir dort unsere Patrouillentätigkeit erhöht», sagt Toprak Yerguz, Sprecher der Polizei Basel-Stadt. Meldungen über Streitereien in den Schlangen seien ihm nicht bekannt.

Ähnlich klingt es im Landkanton: Die Polizei habe keine Kunden büssen müssen, sagt Andrea Bürki, Sprecherin des Baselbieter Krisenstabs. Das Kantonale Amt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Kiga) kontrollierte, ob die Läden die Sicherheitsbestimmungen einhalten. Nur einmal sei es unterlassen worden, genügend Markierungen auf dem Boden anzubringen. «Der Betreiber wurde darauf hingewiesen.» In den nächsten Tagen werde kontrolliert, ob sich die Situation verbessert habe.

Manche probieren's sogar zu Fuss

schränkt, damit es sicher und schnell geht. Aktuell fokussieren wir uns auf die Produkte, die am häufigsten bestellt werden», sagt Mediensprecherin Jae Ah Kim. Gestern seien Big Macs und Happy Meals die meistverkauften Gerichte gewesen. Um an einen der Klassiker zu kommen, versuchen es in Füllinsdorf sogar zwei Frauen zu Fuss: Zwischen zwei Autos gehen sie langsam zur Bestellanlage vor, werden dort aber wieder weggeschickt. Denn, wie Kim sagt, dürfe der McDrive nur mit dem Auto oder dem Motorrad besucht werden.

In Pratteln steht vor dem McDrive-Eingang ein Mitarbeiter und weist mit einem Schild auf den Eingang hin, um Kunden anzulocken. Nötig wäre dies wohl nicht, denn auch hier stehen über ein Dutzend Autos an. So auch in Allschwil: Die Schlange geht um das ganze Restaurant. Und doch geht der Service schnell. Beim Selbstversuch dauert es nur 14 Minuten, bis eine Mitarbeiterin die braune Tüte mit Nuggets und Pommes aus dem Fenster streckt. Es sei unglaublich viel los, sagt sie. «Aber es ist schön, dass wir wieder etwas zu tun haben.» (ksp)

«Wir können bis zu 50 Corona-Patienten auf der Intensivstation betreuen»

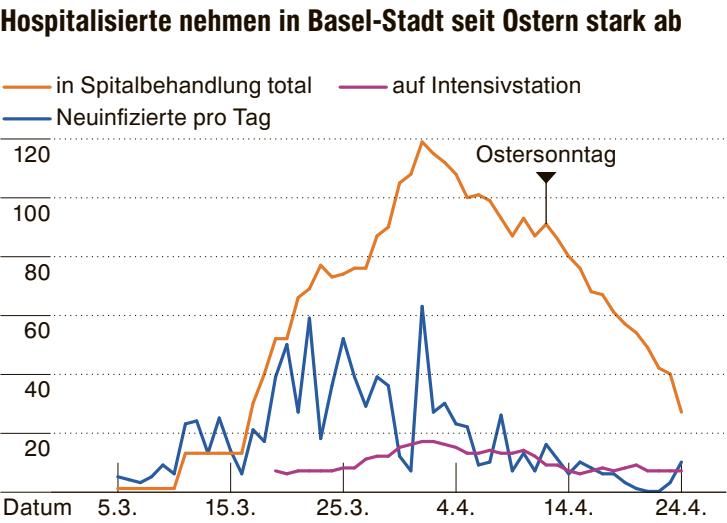
Die Grenze der Basler Spitäler Der Regierungsrat geht von einer zweiten Welle an Neuinfektionen aus. Doch wie gross darf diese sein? Peter Indra, Leiter der Basler Gesundheitsversorgung, gibt konkrete Antworten.

Katrin Hauser

Es war in den letzten Wochen und Monaten schwierig, dem Basler Gesundheitsdepartement (GD) die genauen Zahlen zu entlocken. Wer wissen wollte, wie viele Intensivpflegebetten es denn nun genau gebe und wie viele Corona-bedingt hinzugekommen seien, wurde höflich, aber bestimmt mit den Worten abgewimmelt: «Wir möchten im Moment keine Zahl nennen.»

Mittlerweile, nachdem die Panik abgeflacht und die Infektionsrate zurückgegangen ist, zeigt sich das GD redefreudiger. Endlich beantwortet es die entscheidende Frage: Wie viele schwere Corona-Fälle können in Basel maximal beatmet werden? «Wir können bis zu 50 Corona-Patienten auf den Intensivstationen betreuen, ohne dass es zu einem deutlichen Qualitätsabbau kommt», sagt Peter Indra, Leiter der Gesundheitsversorgung.

Sollte es mit der allmählichen Lockerung der Massnahmen nun zu der vielbesagten zweiten Welle an Infektionen kommen, mit der der Regierungsrat bereits fest rechnet: Wie gross darf sie sein? Wenn man sich die Zahlen Anfang April genauer anschaut, ging dem Peak der Patienten auf der Intensivstation ein Peak der Neuanssteckungen voraus: Am 20. März waren es 50, zwei Tage später 59, am 25. März 52. Und es folgten 17 Intensivpflege-Fälle. Wären es nun dreimal so viele –



das heisst rund 150 Neuanssteckungen pro Tag, die auch dreimal so viele Intensivpflege-Fälle nach sich ziehen, also 51 an der Zahl – «könnte dies die Basler Spitäler durchaus an ihre Grenzen bringen», sagt Peter Indra. Zumal diese 150 neuen Infizierten weitere Personen ansteckten und die Zahlen somit exponentiell steigen würden.

Dies würde die Basler Spitäler aber nicht unvorbereitet treffen: «Wir arbeiten hier mit einem Frühwarnsystem», erklärt Indra. «Wir wissen: Wenn die Neuinfektionen steigen, kommt es zu mehr Hospitalisierten, und davon muss rund ein Fünftel beatmet werden.» Innert 24 Stunden würden sich je sechs zusätzliche Intensivpflegebetten aufbauen lassen. Die Auf-

rüstung erfolgt stufenweise. Die Betten seien bei einem starken Anstieg des Bedarfs jedoch weniger das Problem. «Es ist vor allem das Fachpersonal.»

Wären über Ostern beispielsweise 50 statt 17 schwere Covid-19-Patienten auf die Intensivstation verlegt worden, hätte man «Ärzte und Intensivpflegepersonal aus dem Urlaub zurückholen müssen.» Ausserdem hätte das normale Operationsprogramm massiv reduziert werden und das Pflegepersonal von einem 8-Stunden- auf einen 12-Stunden-Betrieb wechseln müssen. Solch eine Umstellung endet gemäss Peter Indra darin, dass die Betreuung auf der Intensivstation schlechter wird. «Das Personal würde durch die längeren

Zahlen zu den Hospitalisierten Basel-Stadt

Stand 24. April 2020	Unispital	Claraspital
Hospitalisierte Total	195	32
Durchschnittsalter	79 Jahre	69,3 Jahre
Altersspanne	17–93 Jahre	23–98 Jahre
Anteil Männer	55 %	62,5 %
davon auf der Intensivstation	42	6
Durchschnittsalter	65 Jahre	68 Jahre
Altersspanne	31–93 Jahre	50–79 Jahre
Anteil Männer	69 %	66 %

Grafik: mat/Quelle: Gesundheitsdepartement Basel-Stadt

Schichten mehr beansprucht, wäre müder und damit weniger leistungsfähig.»

Momentan stehen in Basel-Stadt 50 Intensivpflegebetten zur Verfügung – 46 im Unispital und 4 im Claraspital. Von den 46 Betten im Unispital sind jedoch nur 26 beatmet und nur 20 davon effektiv für Covid-19-Patienten nutzbar. Gebraucht werden für Virus-Erkrankte momentan jedoch nur sieben.

Bei Bedarf hätte man diese aber für die Covid-Patienten auf rund 80 Betten erhöhen können. «Das funktioniert natürlich nur, wenn der normale Operationsbetrieb massiv heruntergefahren wird.» Was die Beatmungsgeräte betrifft, so konnte man einen Teil bei der Armee bestellen.

«Ausserdem hatten wir einen Glücksfall: Das Kinderspital beschaffte Corona-unabhängig 15 neue Batmungsgeräte, und wir konnten die noch funktionstüchtigen alten Geräte als Reserve übernehmen.» Nur vier Geräte seien wegen des Virus für das Bethesda-Spital neu gekauft worden.

Bislang mussten 227 Menschen wegen einer Infektion mit dem Coronavirus in ein Basler Spital eingeliefert werden – der Grossteil davon ins Unispital. Die jüngste Person unter den Covid-19-Patienten ist 17 Jahre alt, die älteste 98. Auf der Intensivstation waren es insgesamt 48 Patienten. Die Männer befanden sich in beiden Spitälern prozentual in der Überzahl.

Nachrichten

Grosser Stellenabbau bei Tally Weijl

Basel Der Basler Modekette Tally Weijl droht das Aus. Wenn es nicht gelingt, innert Kürze Kredite zu bekommen, werden die Läden geschlossen bleiben. Ein neuer Businessplan bringt harte Einschnitte. Besonders am Hauptsitz Basel wird gekürzt und viele Läden europaweit geschlossen. Beobachter gehen von 20 bis 30 Prozent der Stellen aus. Dass es Tally Weijl schlecht geht, liegt nicht nur an Corona. Bereits vergangenen Sommer war die Lage verzweifelt. Der Imagewechsel, weg vom Werbeslogan «Totally sexy», ging daneben. (red)

Unbekannter legt Giftköder aus

Basel Die Tierschutz-Organisation SHKR warnt Hundebesitzer: Im Raum Basel-Stadt und Allschwil wurden Giftköder gefunden. Ein sechs Monate alter Rüde sei am Samstag das erste Opfer der Giftattacke geworden. Die Köder befanden sich im Bereich Feldstrasse, Gartenstrasse und Baslerstrasse in Allschwil, meldet die SHKR. Beim eingesetzten Köder handle es sich um Rattengift. Wohl bereits am vergangenen Montag wurde am Gundeldingerrain in Basel-Stadt ein Hund Opfer eines ausgelegten Giftköders. Ob die beiden Fälle einen direkten Zusammenhang haben, ist nicht bekannt. (red)

«Solche Schichten sind sehr anstrengend, führen aber nicht zu Leistungsabbau»

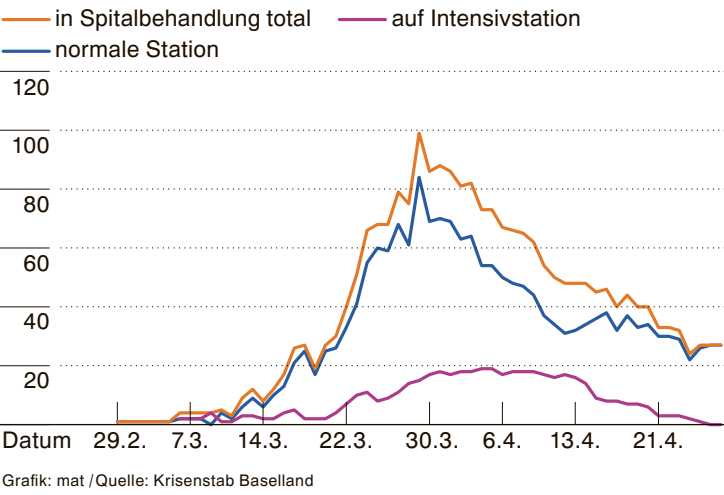
Zwölf Stunden Arbeit am Tag statt acht: Dies ist seit längerem der Arbeitsalltag von Pflegenden auf der Intensivstation im «Covid-Spital» Bruderholz. Der Grund dafür ist, dass Corona-Patienten mit schweren Krankheitsverläufen sehr pflegeintensiv sind, da sie über längere Zeit beatmet werden müssen. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in der Intensivstation des Bruderholzspitals liege bei zwei Wochen, sagt Andrea Kuoni, Mediensprecherin des Kantonsspitals Baselland: «In dieser Zeit geht natürlich auch die Muskulatur massiv zurück.» Allein um einen Patienten vom Rücken auf den Bauch zu drehen, brauche es fünf Pflegende.

Der Fotojournalist Alexander Kühni, der Mitte April einen Tag auf besagter Station dokumentierte, bestätigt dies mit folgender Beobachtung: «Die drei kräftigen jungen Männer des Lagerungsteams brauchen zusammen mit den am Bett arbeitenden Pflegepersonal rund 12 bis 15 Minuten pro Patient.»

Mehrere Tage frei

Als die Zahlen der Neuinfektionen zunahmen und immer mehr Corona-Infizierte ins Bruderholzspital eingeliefert werden mussten, war man in Baselland auf Hilfe von aussen angewiesen.

Derzeit keine Corona-Patienten auf der Intensivstation in BL



«Wir haben sowohl aus Privatspitälern Unterstützung erhalten als auch von den Spitalsoldaten der Armee», so Kuoni.

Doch auch das bereits vorhandene Personal wurde mehr beansprucht als zuvor. Anfang April stellte das Bruderholzspital auf den 12-Stunden-Betrieb um. Die Pflegenden auf der Intensivstation absolvierten somit genau jene Schichten, die gemäss Peter Indra vom Basler Gesundheitsdepartement zu einem Leistungsabfall führen. Anita Kuoni widerspricht ihm: «Natürlich sind solche Schichten sehr an-

strengend. Weniger leistungsfähig ist das Personal jedoch nicht.» Zum einen gebe es zwei Pausen à 30 Minuten. Zum anderen würden die betreffenden Mitarbeiter, um sich zu erholen, mehrere Tage frei bekommen anstelle eines einfachen Wochenendes.

Auf Wartebank für Einsatz

Dennoch wurde Kritik laut. Betroffene meldeten sich bei der Gewerkschaft VPOD, diese intervenierte lautstark. «Interessanterweise kam die Kritik grösstenteils nicht von Mitarbeitern, die

effektiv auf der Intensivstation arbeiteten», sagt Anita Cuoni. Beschwert hätten sich vor allem diejenigen, die sozusagen auf der Wartebank für den Einsatz im Covid-Spital gesessen haben.

Gemeint ist damit das Personal im Spital Liestal, das ebenfalls auf den 2-Schicht-Betrieb umstellen musste: «Da wir nicht wussten, wie sich die Infiziertenzahlen entwickeln, mussten wir auf alles vorbereitet sein.» Der 12-Stunden-Betrieb wurde gemäss Anita Kuoni jedoch in verschiedenen Zonen bereits wieder abgeschafft. «Ab nächster Woche werden definitiv alle Stationen wieder im normalen 3-Schicht-Betrieb geführt.»

Mit zweiter Welle rechnen

Vorbereitet bleibt man beim Kantonsspital Baselland aber auch weiterhin. Obwohl der kantonale Krisenstab an diesem Montag zum ersten Mal seit mehr als einem Monat null Corona-Patienten auf der Intensivstation vermeldete, rechnet man auch im Baselbiet mit einer zweiten Welle an Infizierten. «Wir gehen daher vorsichtig in den Normalbetrieb zurück.» Zehn der 20 neu beschafften Intensivpflegebetten würden in Reserve behalten. Vor Corona waren es lediglich drei.

Katrin Hauser

Coronavirus in der Region

Zahlen in Baselland bleiben stabil

Am 27. April bleibt es bei einer Gesamtheit von 816 positiv getesteten Individuen im Landkanton. Über 90 Prozent in Baselland genesen. Aktive Fälle verzeichnet der Kanton am Montag nur noch 48 – das sind 14 weniger als noch am Vortag. Mit 737 Fällen gelten mittlerweile gut 90 Prozent aller positiv getesteten Personen als geheilt. Die Todesfälle bleiben weiterhin bei 30 Personen. Von 23 Patienten liegt an diesem Tag einer auf der Intensivstation.

Keine neuen Todesfälle in Basel-Stadt

Das Gesundheitsdepartement Basel-Stadt meldet mit Stand Montag 941 positive Fälle von Personen mit Wohnsitz im Kanton Basel-Stadt. Je zwei Neuinfektionen seien am Samstag und Sonntag registriert worden, heute Montag ein Fall. Dies sind fünf Fälle mehr als vor dem Wochenende. 815 Personen der 941 positiv Getesteten und damit mehr als 85 Prozent seien wieder genesen. Die Zahl der Todesfälle im Kanton Basel-Stadt betrage unverändert 46.

Ansturm auf Masken im Fricktal

Der Kanton Aargau verteilt gratis Schutzmasken an jene Betriebe, die ab gestern Montag wieder öffnen. In Frick haben Stand Sonntagnachmittag 289 Firmen insgesamt 30'264 Schutzmasken bezogen.

Viele Arbeitslose im Elsass

Zurzeit sind 148'260 Personen im Elsass als arbeitslos gemeldet, wie die am Montag veröffentlichten offiziellen Zahlen zeigen. Damit stieg die Arbeitslosenquote in der Region Grand Est auf 6,7 Prozent. Von den rund 5,5 Mio. Einwohnern, die die östlichste Region Frankreichs zählt, sind gut 92'000 Personen ohne jegliche Arbeit, die anderen gehen nur teilweise oder einer stark reduzierten Beschäftigung nach. Es wird davon ausgegangen, dass die Arbeitslosenzahl noch deutlich ansteigen wird.

Zwei weitere Todesfälle im Aargau

Im Kanton Aargau sind zwei weitere Menschen an den Folgen von Covid-19 verstorben. Damit stieg die Zahl der Toten seit Freitag auf 33. Die Zahl der bestätigten Infektionen erhöhte sich im gleichen Zeitraum um 36 auf 1088. 42 Personen befanden sich am Montag in einem Spital. Davon wurden 15 Personen auf Intensivstationen behandelt. Von diesen mussten 14 künstlich beatmet werden.

Schmerzlinik ist für alle da

Nach dem Entscheid des Bundesrats, das Verbot nicht notfallmässiger Behandlungen aufzuheben, setzt die Schmerzlinik Basel das Konzept «Safe Clinic» um. Sehr strenge Massnahmen werden durchgesetzt, um Patienten Konsultationen, Eingriffe und medizinische Betreuungen zu gewährleisten und weiterhin Covid-frei zu bleiben. Die Privatklinik betont, dass der Kampf, der alle Akteure des Gesundheitssektors, private wie öffentliche, vereint, eine absolute Priorität bleibt, und dass sie in der Lage ist, sich anzupassen, sollte dies nötig sein.

Je grösser, desto verbotener

Der Bundesrat verbietet bis Ende August kulturelle Veranstaltungen ab 1000 Personen. Was gilt für die einzelnen Kultursparten?



Bereits ab Dienstag, 12. Mai, ist die Ausstellung «Triumphant Scale» von El Anatsui im Kunstmuseum Bern wieder offen – zu normalen Öffnungszeiten, wie das Museum bestätigt.

Bild: Anthony Anex/Keystone

Regina Grüter, Hansruedi Kugler, Julia Stephan, Sabine Altorfer, Stefan Künzli

Der Bundesrat hat entschieden: Bis am 31. August 2020 bleiben kulturelle Veranstaltungen über 1000 Personen verboten. Was mit Veranstaltungen unter 1000 Leuten passiert, bleibt noch offen. Der Bundesrat will am 27. Mai entscheiden, ob und wie sie durchgeführt werden können. Wie sind die Aussichten und Möglichkeiten der Kultursparten? Wie können wir in diesem Sommer unser Bedürfnis nach Kultur und kulturellen Veranstaltungen stillen?

Musik

Was zu befürchten war, ist nun Tatsache geworden: Im Coronasommer 2020 wird es weder grosse Open Airs noch grosse Musikfestivals geben. Für die Events im August durfte noch gehofft werden. Aber auch sie fallen nun dem Virus zum Opfer. Ein harter Schlag für die ganze Branche, aber ein richtiger und überfälliger Entscheid. Die Vorschriften zum Distanzhalten können nicht eingehalten werden. Offen ist zudem auch, ob die internationalen Stars überhaupt einreisen könnten.

Der Bundesrat hat Klarheit und die gewünschte rechtliche Grundlage geschaffen. Die Veranstalter können nun mit der Planung für den Festivalsommer 2021 beginnen. Oder aber sie stellen sich auf Beschränkungen, Vorgaben und Restriktionen ein und konzipieren abgespeckte, originelle Konzertsituationen. Not macht bekanntlich erfinden. Wieso nicht ein verkleinertes Lucerne Festival mit klassischen Open-Air-Konzerten für 500 Leute an den Gestaden des Vierwaldstättersees?

Es gilt das Prinzip: je grösser, desto verbotener. Das Kleine, Feine und Intime ist für einmal im Vorteil. Wird zu einem Wert. Eigentlich eine schöne Aussicht. Ob aber kleinere Festivals und Open Airs in diesem Sommer

durchgeführt werden können, ist freilich eine andere Frage. Sicher können kleine Events die behördlichen Vorgaben besser einhalten. Aber bestuhlte Pop-Open-Airs? Keine Menschentraube vor der Bühne? Stattdessen zwei Meter Distanz? Diese Vorstellung fällt uns noch schwer. Sind Open Airs unter solchen Bedingungen überhaupt noch attraktiv? Für die Besucher, aber auch für die Veranstalter? Können sie auf diese Weise noch kostendeckend durchgeführt werden? Wir hoffen weiter!

Film

Die Kinos wurden zwar mit keinem Wort erwähnt, sind aber im Ausstiegsfahrplan für die 3. Etappe vorgesehen. Und in der Schweiz beheimatete internationale Filmfestivals wie Locarno und Zürich haben jetzt immerhin nach langer grosser Planungsunsicherheit ein Datum und eine Zahl.

Infolgedessen hat das Locarno seine Ausgabe 2020 in der üblichen Form vor Ort abgesagt. Es werde in diesem Jahr nicht möglich sein, «eine Veranstaltung durchzuführen, in deren Zentrum die Begegnung und das Miteinander an den realen Festivalschauplätzen stehen», heisst es. Das Festival ändere sein Format und starte mit «Locarno 2020 – For the Future of Films» «eine Initiative zur Unterstützung des unabhängigen Autorenkinos». Sofern es die weiteren Entwicklungen erlauben würden, gehören dazu auch «Vor-Ort-Auführungen mit den grösstmöglichen Sicherheitsvorkehrungen». Das Zurich Film Festival (24.9.–4.10.) hingegen darf weiter hoffen, den Event unter mehr oder weniger «normalen» Umständen durchführen zu können.

Für die Kinos bedeutet der 8. Juni voraussichtlich eine Rückkehr zu den Zuständen vor der Schliessung am 16. März. Auch da wurde schon darauf geachtet, dass die Gäste nicht zu nah beieinandersitzen. Mit der Vergabe von

Sitzplätzen könnten die Distanzregeln eingehalten werden. Es ist eine Frage von Aufwand und Ertrag. Blockbuster in vollen Kinos sind eine Illusion.

Theater

Der Theatervorhang geht auch nach dem 11. Mai nicht hoch. Bis der Bundesrat Ende Mai bekannt gibt, wie er trotz Versammlungsverbot Kulturveranstaltungen erlauben will, bleibt für die Theater alles beim Alten. Proben sind weiterhin nur eingeschränkt möglich. Auch das macht es schwierig, vorauszusagen, wann die Häuser im Herbst wieder eröffnet werden. Derzeit arbeitet der Schweizerische Bühnenverband mit Spezialisten ein Schutzkonzept, das der Branche, in der physische Nähe zum Arbeitsalltag gehört, Lösungen anbieten soll. An Häusern wie dem Theater Basel denkt man intensiv über neue Saalpläne und Einlasssysteme nach, die im Herbst aktiviert werden könnten. Auch Stückenpassungen sind kein Tabu mehr. Wer noch vor dem Sommer Theater schauen möchte, muss mit dem wachsenden Onlineangebot vorliebnehmen. Das Luzerner Theater hat seine abgebrochene Theaterserie «Taylor AG» gerade erst in

«Es ist überraschend, wir müssen umplanen, aber wir sind am 12. Mai parat.»

Thomas Soraperra
Kunstmuseum Bern

einer Onlineversion fortgesetzt. Am Theater St. Gallen kreieren Schauspieler Hörspiele. Und am Schauspielhaus Zürich bastelt Intendant Nicolas Steemann an einem Corona-Passionsspiel.

Literatur

Es war kein Aprilscherz, sondern eine vorausschauende Absage: Der Entscheid der Solothurner Literaturtage ist gestern bestätigt worden. Literatur findet derzeit nur privat oder online statt. Die Solothurner Literaturtage starten am 14. Mai mit einem Onlinemagazin den Vorlauf auf das Online-Festival vom 22. Bis 24. Mai. Da das Versammlungsverbot mit über fünf Personen wahrscheinlich bis zum 8. Juni gilt, sind leider keine Lesungen, Buchvernissagen und auch keine Literaturfestivals erlaubt. Zweierlei tröstet uns: Zum einen bieten Verlage, Autorinnen, Literaturhäuser und Medien Onlineformate an. Im Onlinebereich unserer Zeitung finden sich übrigens ebenfalls nicht nur geschriebene Artikel, sondern auch Videos mit Lesungen von Schweizer Autorinnen und Autoren. Zum anderen freuen sich Bücherfans darüber, dass sie ab dem 11. Mai wieder in Bibliotheken Bücher suchen und ausleihen können und dass auch Buchhandlungen zum Schmökern offen sind.

Kunst

Das ist die grösste Überraschung für den Kulturbereich: Die Museen dürfen bereits am 11. Mai öffnen – und nicht wie vor zwei Wochen angekündigt am 8. Juni. Das freut – und überrumpelt – die Museen.

Einfacher wird es für kleinere Häuser, in die sich nicht Tausende drängen. Viele Museen haben schon angekündigt, dass sie die Ausstellungen, die sie Mitte März abrupt schliessen mussten, wieder aufmachen und sie wenn möglich verlängern. Etwa im Kunstmuseum

Bern und Zentrum Paul Klee. «Es ist überraschend, wir müssen umplanen, aber wir werden am 12. Mai parat sein», sagt Thomas Soraperra, der kaufmännische Direktor. «Nun geht es sogar noch schneller, als wir gehofft hatten», jubelt das Kunstmuseum Luzern. «Wir vermissen das Publikum im Haus und freuen uns, wenn die Räume wieder belebt werden», meint Sandra Walder, Interimsdirektorin am Kunsthhaus Aarau.

Schwierig wird es für grosse Häuser mit sehr hohem Zulauf, wie das Landesmuseum, das Verkehrshaus oder die Fondation Beyeler. Im Moment kann man sich nicht vorstellen, dass Beyeler die gross angekündigte «Goya»-Ausstellung mit Leihgaben aus der ganzen Welt am 17. Mai eröffnen kann.

«Wir haben bereits ein Schutzkonzept erarbeitet und werden das anpassen, sobald die Details aus Bern vorliegen», sagt Andrej Abplanalp, Kommunikationschef im Landesmuseum Zürich. Zum Glück sei das Haus gross genug, so könne sich das Publikum gut verteilen – und endlich auch die Ausstellung «Nonnen. Starke Frauen des Mittelalters» sehen, die im März hätte öffnen sollen. Im Kunsthhaus Zürich antwortet Mediensprecher Björn Quellenberg verhalten: «An den Auflagen betreffend Hygiene und Social Distancing bemisst sich die Zeit, die für betriebliche Vorbereitungen gebraucht wird, und die Kalkulation, ob eine Öffnung wirtschaftlich wieder vertretbar ist.»

Noch offen ist, wie die Museen Veranstaltungen, Führungen, und Workshops handhaben dürfen. «Kleiner und öfter vielleicht», sagt Abplanalp.

Ein Spezialfall ist die Art Basel. Die weltweit wichtigste Kunstmesse wurde vor Wochen schon vom Juni in den September verschoben. Aber die Durchführung bleibt unsicher. Werden im September die Galerien und Sammler aus aller Welt kommen? Lange kann die Art Basel den Entscheid nicht mehr hinauszögern.

Restaurants und Bars öffnen wieder

Die Wirte atmen auf. Die Präsidentin der Gesundheitsdirektoren, Heidi Hanselmann, übt Kritik.

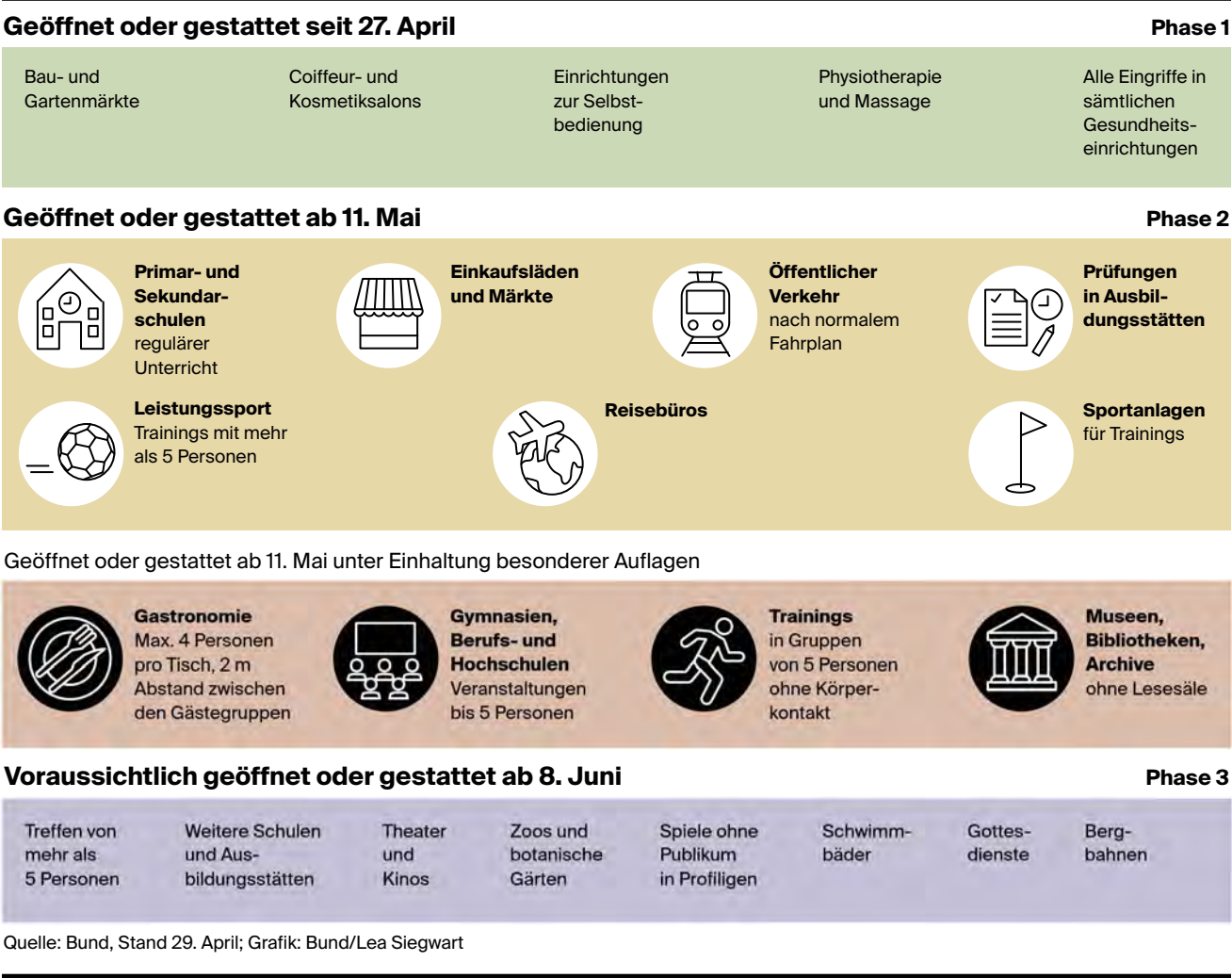
Pascal Ritter

Am 11. Mai dürfen Restaurants wieder öffnen, wenn sie gewisse Hygieneregeln einhalten. Pro Tisch können maximal vier Personen sitzen. Eltern mit Kindern dürfen diese Limite überschreiten. Auch Bars und Pubs dürfen wieder aufmachen. Allerdings müssen die Gäste Platz nehmen. Gesundheitsminister Alain Berset (SP) sagt am Mittwoch in Bern: «Wir machen am 11. Mai einen grossen Schritt in Richtung Normalität. Dieser Schritt braucht aber Geduld, Vorsicht und Disziplin.»

Der Bundesrat kommt mit dieser Lockerung, die nun schneller kommt, als zuvor angekündigt, den rund 20 000 Gastronomiebetrieben in der Schweiz entgegen, die so Berset, «vor existenziellen Problemen stehen». Die Wirte sind froh. «Ich bin erleichtert», sagt Gastrosuissepräsident Casimir Platzer. «Es ist mehr, als wir erwartet haben.» Die Gastronomen hatten damit gerechnet, dass nur zwei Personen pro Tisch zugelassen werden.

Kritik am Bundesrat auf dem Anrufbeantworter

Wie stark die Wirte sich nach diesem Schritt gesehnt haben, konnte man am Mittwochmorgen noch auf dem Telefonbeantworter des Landgasthauses Strauss in Meierskappel LU hören: «Der Bundesrat schreibt uns leider weiterhin vor, das Restaurant geschlossen zu haben.» Nun freut sich Wirt Ruedi Stöckli darauf, seine Gartenterrasse zu öffnen. Die Freude wird aber durch weiterhin geltende Beschränkungen getrübt. Bankette zu



Anlässen wie Geburtstag oder Konfirmation sind weiterhin nicht möglich. Stöckli, der dem Luzerner Gastverband vorsteht, wird nun auf die Betriebsferien im Sommer verzichten

und das Restaurant offenhalten. «Das sind wir unseren Gästen schuldig», sagt er. Die Personalpläne hat er angepasst und wird weiterhin für einen Teil Kurzarbeit anmelden. Wie Wirt-

schaftsminister Guy Parmelin (SVP) in Bern sagte, ist dies trotz der Teilöffnung weiterhin möglich.

Auch der Zürcher Gastrounternehmer Koni Frei ist froh über den Be-

schluss des Bundesrates. Er ist im Zürcher Langstrassenquartier an verschiedenen Bars und Kaffees beteiligt. In der Sport-Bar holten sich die Gäste bisher ihr Bier oder ihren Gin Tonic an der Theke und tranken ihren Espresso auch einmal im Stehen. Frei und seine Partner müssen nun mehr Tische aufstellen, um die Auflagen des Bundes einhalten zu können. «Wir machen auf, auch als Zeichen an unsere Stammgäste», sagt Frei. Ihm ist aber wichtig, dass nun nicht der Eindruck entsteht, es seien alle Probleme gelöst. «Gerade für kleinere Betriebe bleiben die Mieten ein Riesenproblem. Die Bars erwirtschaften nun vielleicht noch einen Viertel des Umsatzes, müssen aber die volle Miete bezahlen», erklärt Frei. Er geht davon aus, dass einige kleine Betriebe der Coronakrise zum Opfer fallen werden.

Vermieter schmettern 90 Prozent der Wirte-Begehren ab

Der Bundesrat hat den Gastronomen empfohlen, mit den Vermietern eine Lösung zu finden. Damit hatten die Wirte bisher aber kaum Erfolg. «Von unseren Mitgliedern weiss ich, dass das in 90 Prozent der Fälle nicht funktioniert hat. Und auch in den zehn Prozent, wo es Reduktionen gab, fallen diese sehr bescheiden aus», sagt Gastrosuissepräsident Casimir Platzer. Er setzt nun auf das Parlament, das nächste Woche zu einer Sondersession zusammenkommt.

Der Gewerkschaftsdachverband Travailsuisse begrüsst die Lockerungen in der Gastronomie. In einer Stellungnahme plädiert Travailsuisse da-

Lehrer und Schulleiter befürchten einen Flickenteppich

Mit welchen Regeln dürfen die Schulen wieder öffnen? Der Bund macht dazu nur wenige Vorgaben – das verunsichert die Betroffenen.

Es sind zwei Botschaften, die der Bundesrat gestern an die Schulen gesendet hat. Die erste lautet: Die Primar- und die Sekundarstufe dürfen am 11. Mai definitiv den Präsenzunterricht wieder aufnehmen – sie müssen aber nicht. Will ein Kanton darauf verzichten, muss er zumindest ein Betreuungsangebot schaffen. Und die zweite Botschaft: Wie genau der Schulbetrieb funktionieren soll, wird nicht vorgeschrieben. Zwar legt der Bundesrat ein Konzept vor, das Eckwerte aufführt, die berücksichtigt werden müssen. Doch konkrete Schutzvorgaben sollen die Kantone ausarbeiten, und sie wiederum könnten diese Aufgabe an die Gemeinden delegieren.

Die Eckwerte beruhen laut dem Bund auf dem Umstand, dass Erwachsene zwar das Coronavirus an Kinder weitergeben können, insbesondere kleine Kinder jedoch kaum Erwachsene anstecken. «Kinder haben meist mildere Verläufe mit wenigen oder keinen Symptomen», heisst es. Im Kern sieht das Konzept Folgendes vor:

— Der Unterricht im Klassenzimmer soll dem Alter der Schülerinnen und Schüler angepasst werden. Unter Zehn-

Keine Berufsmaturitätsprüfungen

Jeder Kanton kann selbst festlegen, ob er schriftliche Maturaprüfungen schreiben lässt oder ob es gar keine Maturaprüfungen gibt. Das hat der Bundesrat gestern entschieden. Die mündlichen Prüfungen waren bereits abgesagt worden. Auch Berufsmaturitätsprüfungen wird es nicht geben, wie der Bundesrat entschied. Die Abschlussnoten werden aufgrund der Erfahrungsnoten erstellt. Die Absage der Prüfungen wird nicht

jährige müssen untereinander keine Distanz einhalten. Ziel ist es, dass sich insbesondere Kinder tieferer Klassen «möglichst normal» verhalten können.

— Für Kinder ab zehn Jahren gibt es ebenfalls keine Distanzvorschriften, die Kantone können aber solche oder andere Massnahmen anordnen.

— Lehrer sollen untereinander und – wenn möglich – zu den Schülern einen Abstand von zwei Metern einhalten.

überall glücklich aufgenommen. So hatte Yves Flückiger, Präsident der Schweizer Hochschulrektoren, auf die Durchführung von Prüfungen gehofft. Ohne Prüfung bleibe ein Makel haften, hatte er in einem Interview mit dieser Zeitung gesagt.

An den Gymnasien findet weiterhin kein Präsenzunterricht statt. Erlaubt werden der Musikunterricht und Veranstaltungen bis fünf Personen. (lfb)

— Wer im Schulhaus verkehrt, soll die gängigen Verhaltens- und Hygieneregeln beachten. Die Klassenzimmer müssen nach jeder Schulstunde gelüftet werden. Die Kinder sind dazu angehalten, ihr Znüni nicht zu teilen.

— Maskenempfehlungen gibt es keine. Solche wären nicht sinnvoll, findet der Bundesrat. Allerdings könne «in gewissen Situationen» für Lehrer und über 16-Jährige das Benutzen von Masken in Betracht gezogen werden.

— Für Lehrer, die einer Risikogruppe angehören, und für Kinder, die mit besonders gefährdeten Personen in einem Haushalt leben, sollen individuelle Lösungen gefunden werden. Grundsätzlich sollen die Schüler wenn immer möglich am Unterricht teilnehmen.

— Allgemein gilt: Positiv auf das Coronavirus getestete Personen werden isoliert. Wer mit ihnen Kontakt hatte, wird informiert und unter Quarantäne gestellt. Dass wegen dieser Regelung ganze Schulen schliessen müssen, will der Bund offenbar verhindern: «Das Miteinander der Kinder im schulischen Setting wird nicht als enger Kontakt definiert», schreibt er. Falls sich die Fälle jedoch häuften, müsse unter Umständen doch eine Quarantäne angeordnet oder Gruppen innerhalb der Schule müssten voneinander getrennt werden.

Die einen sehen Spielraum, die anderen Wildwuchs

Die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren begrüsst die Eckwerte des Bundesrates. Sie liessen den Kantonen den nötigen Spielraum für die Umsetzung. Einige Kantone wollen bereits

heute Donnerstag darüber informieren, wie sie den Unterricht ausgestalten und wie ihre Schutzkonzepte aussehen.

Bei Lehrern und Schulleitern ist die Verunsicherung nach den gestrigen Entscheidungen derweil gross. Es entstehe ein kantonaler Flickenteppich, der das Vertrauen der Eltern in die Schule nicht fördere, kritisiert Dagmar Rösler, die oberste Lehrerin des Landes (siehe Interview rechts).

Zwar freue er sich, dass der Schulbetrieb wieder starte, sagt auch Thomas Minder, Präsident des nationalen Schulleiterverbandes. Gleichzeitig befürchtet er einen föderalistischen Wildwuchs: «Wenn die Kantone das Konzept des Bundes ganz unterschiedlich umsetzen, wachsen Unsicherheit und Unverständnis.» Es könne nicht sein, dass ein Kanton den Unterricht in Halbklassen durchführt, während sein Nachbarkanton auf regulären Präsenzunterricht setzt. Der Schulleiterverband bittet die Kantone in einem Aufruf eindringlich, auf Alleingänge zu verzichten, sich gegenseitig abzustimmen und die Verbände zu konsultieren.

Sven Altermatt und Lucien Fluri



Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga diskutiert mit Guy Parmelin (links) und Alain Berset. Bild: Peter Klaunzer/Keystone

für, nicht allein auf die Eigenverantwortung der Arbeitgeber abzustellen. «Intensive behördliche Kontrollen werden nötig sein, insbesondere um die Arbeitnehmenden der Gastrobranche von unrealistischen gesundheitspolizeilichen Aufgaben zu befreien», lässt sich Travailsuissepräsident Adrian Wüthrich zitieren. Bei der Konkretisierung des Schutzkonzeptes seien zudem die Angestellten zwingend einzubeziehen.

Gesundheitsdirektoren geht die Lockerung zu weit

Während unter den Wirtschaftsverbänden seltene Einigkeit herrscht, erklingt ein Zwischenruf von den kantonalen Gesundheitsdirektoren. Heidi Hanselmann (SP), Präsidentin der Gesundheitsdirektorenkonferenz und St. Galler Regierungspräsidentin, hätte sich

«Wir sollten nicht leichtfertig preisgeben, was wir mit schmerzhaften Einschränkungen erreicht haben.»

Heidi Hanselmann
Präsidentin der Gesundheitsdirektoren

eine vorsichtigere Öffnung gewünscht. «Dass man nun am 11. Mai zu viert am Tisch sitzen darf, werten wir als kritisch. Zu zweit wäre ein Mittelweg gewesen», sagt sie auf Anfrage.

Sie äussert Verständnis für die Wirt-e, die unter hohem wirtschaftlichem Druck stehen, befürchtet aber ein erneutes starkes Ansteigen der Infektionen. So könne der Nährboden für eine zweite Welle entstehen. «Der Preis für ein überhastetes Vorgehen dürfte dann weit schwerer wiegen», sagt Hanselmann. «Wir sollten nicht leichtfertig das preisgeben, was wir über Wochen mit schmerzhaften Einschränkungen mit Erfolg erreicht haben.»

Jetzt gelte es umso mehr, die Hygiene- und Abstandsmassnahmen konsequent einzuhalten. Dazu seien laut Hanselmann auch Kontrollen in den Restaurants nötig.

Mehr Ueli Maurer, weniger Alain Berset

Der Bundesrat erhöht das Tempo der Lockerungen.

Ab dem 11. Mai dürfen Restaurants unter Auflagen wieder Gäste empfangen, Bibliotheken, Museen und Archive öffnen ihre Tore. Der Bundesrat hat gestern zusätzliche Lockerungen beschlossen. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga betonte zwar, die Änderungen erfolgten im Einklang mit dem am 16. April vorgestellten, stufenweisen Lockerungskonzept des Bundesrates. Und doch könnten die schnelleren Öffnungsschritte ein Hinweis auf eine in den letzten zwei Wochen neu austarier-te Güterabwägung innerhalb der Landesregierung sein – nämlich zwischen epidemiologischen und wirtschaftspolitischen Überlegungen.

Bereits vergangene Woche sorgte das Tempo der Lockerungen für Diskussionen. Die von Alain Berset Mitte April herausgegebene Parole, der Ausstieg aus dem Lockdown erfolge «so schnell wie möglich, aber so langsam, wie nötig», wurde nicht in allen Departementen gleich ausgelegt. So scheiterte FDP-Bundesrat Ignazio Cas-sis an der Bundesratssitzung mit dem Antrag, sämtliche Geschäfte bereits per 27. April zu öffnen – und zwar deutlich.

Ein geschickt getimtes Interview nimmt den Entscheid vorweg

Der Aussenminister war nicht der einzige Magistrat, dem die anhaltende Einschränkung des Wirtschaftslebens zunehmend Sorgen bereitete. Auch Finanzminister Ueli Maurer signalisier-te, dass er eine schnellere Öffnung der Wirtschaft will. Vergangene Woche schätzte er die täglichen Schäden des Lockdowns auf 500 bis 700 Millionen Franken: «Je länger er anhält, desto mehr Schaden nimmt die Wirtschaft», sagte Maurer vor den Medien. Diese Aussage wiederum kam in Bersets In-nendepartement schlecht an. Maurer habe unterschlagen, dass die Massnah-

men in anderen Ländern und die Situ-ation der Weltwirtschaft einen grösseren Anteil an den düsteren Konjunktur-aussichten haben als die Massnahmen des Bundesrats.

Grüne wittern einen offenen Machtkampf im Bundesrat

Gestern doppelte Ueli Maurer, den böse Zungen in der Verwaltung mit dem US-Präsidenten Donald Trump verglei-chen, in der NZZ nach: Angesichts des drohenden Defizits in der Höhe von 30 bis 50 Milliarden sei es ihm als Finanz-minister «nicht mehr wohl in meiner Haut». Er trage zwar die Entscheide des Bundesrats mit, «aber ich frage mich schon, ob das wirklich notwendig war». Er forderte ein stärker risikobasiertes Vorgehen: «Mir kommt es vor, als wür-den wir den Leuten sagen, sie sollen alle daheim bleiben, weil starker Regen zu erwarten ist. Vielleicht würde es rei-chen, wen wir ihnen sagen, sie sollten einen Schirm mitnehmen und gute Stie-fel anziehen.» Maurer ritzte das Kolle-gialitätsprinzip stark. Bundespräside-ntin Sommaruga kommentierte Maurers Interview nur knapp: «Es gehört zur Arbeit des Bundesrates, vor Entschlüs-sen harte Diskussionen zu führen. Die-se Entscheidungen trügen dann alle Mitglieder des Bundesrates mit: «Das ist auch jetzt der Fall.»

Dass einzelne Bundesräte das Kol-legialitätsprinzip verletzen, um politi-schen Druck aufzubauen, schwäche die Regierung, kritisiert die Grüne Regula Rytz, Präsidentin der grössten Nicht-Bundesratspartei. Sie wittert einen offenen Machtkampf. «Der Bun-desrat verspielt damit das Vertrauen der Bevölkerung, die sich in den letzten Wochen äusserst solidarisch verhalten und diszipliniert gezeigt hat.»

Christoph Bernet

Nachgefragt bei der obersten Lehrerin der Schweiz

«Dies ist eine Feuerwehrübung für die Schulen»

Sie hätte sich einen anderen Entscheid vom Bundesrat gewünscht: Dagmar Rösler, die Präsidentin des Schweizer Lehrerverbandes, kritisiert, dass der Bund den Kantonen keine verbindliche-nen Vorgaben für die Schulöffnungen vom 11. Mai macht. Die oberste Lehrerin des Landes befürchtet einen kanto-nalen Flickenteppich. «Das ist wenig vertrauensfördernd», sagt Rösler.

Der Bundesrat hat Vorgaben gemacht. Ist jetzt klar, wie Schulen wieder geöffnet werden können?

Dagmar Rösler: Nein. Wir begrüssen zwar, dass der Bund Grindprinzipien veröffentlicht hat, die für alle Kantone gelten. Wir bedauern aber, dass darin weitere wichtige und für alle Kantone verbindliche Regeln und Vorgaben feh-len. Sehr viel ist noch nicht geklärt für die Umsetzung ab dem 11. Mai. Nun wird jeder Kanton ein eigenes Schutz-konzept erstellen müssen, was zu sehr grossen Unterschieden und einem kanto-nalen Flickenteppich führen kann. Man sieht dies bereits bei den Maturi-tätsprüfungen. Bei einem Problem, das die ganze Schweiz betrifft, hätten wir uns einen einheitlicheren Geist ge-wünscht.

Warum ist dies so schlecht?
Einerseits ist die Umsetzung jetzt sehr sportlich. Es geht noch eineinhalb Wo-chen, bis der Präsenzunterricht wieder starten soll. Dies ist eine Feuerwehr-übung für die Schulen.

Andererseits?
Andererseits ist ein Flickenteppich we-nig vertrauensfördernd. Die Eltern ver-gleichen ja und schauen, wie es in den anderen Kantonen aussieht. Bis jetzt hat der Bundesrat sehr vertrauenswür-dig informiert. Die Eltern, die Bevölke-rung insgesamt, haben die Entscheide auch akzeptiert, weil sie glaubwürdig wirkten. Wenn der Bund das Heft aus der Hand gibt und so viele Varianten entstehen, wirft das bei den Eltern und natürlich auch bei Schulleitungen und Lehrpersonen viele Fragen auf.

Können Sie ein Beispiel machen?
Laut dem Bundesamt für Gesundheit sollen Kinder ab zehn Jahren anste-ckender werden, je älter sie sind. Der Bund sagt aber einfach: Die Kantone könnten für Kinder ab zehn Jahren wei-tere Massnahmen treffen. Es gibt keine genauen Hinweise, welche Massnah-men getroffen werden sollen. Einige

Kantone werden nun vielleicht ab der 4./5. Klasse mit kleineren Gruppen oder Halbklassen starten, andere mit ganzen Klassen. Solche Unterschiede machen doch wenig Sinn. Denn das Virus ist überall gleich ansteckend. Wenn der Bund schon Altersangaben macht, dann müsste er doch auch klipp und klar sa-gen, welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind - aufgrund von wissen-schaftlichen Erkenntnissen.



Dagmar Rösler. Bild: Keystone

Spüren Sie Ängste bei Lehrern oder Eltern?

Ja. Das spüren wir. Wir erhalten viele entsprechende Reaktionen. Es geht bei-spielsweise um Eltern und Lehrer, die zur Risikogruppe gehören. Es geht aber auch um Eltern, die sich einfach fragen, ob sich die Kinder in der Schule anste-cken können. Es ist sehr viel offen und unsicher. Öffnen die Restaurants, kann ich entscheiden, ob ich hingehe oder nicht. Bei den Schulen ist es anders: Für Kinder gilt prinzipiell die Schulpflicht.

Der Bundesrat argumentierte gestern, es sei sinnvoll, dass vor Ort entschieden werden könne.

Natürlich soll der Bund den Schulen nicht vorschreiben, wie viel Desinfek-tionsmittel sie benötigen. Feinjustie-rungen sollen vor Ort möglich sein. Aber wichtige Grundprinzipien und deren Ausführung sollte der Bund vor-geben. Wir hoffen, dass zumindest in den Regionen, beispielsweise in der Nordwest- oder Zentralschweiz, die Koordination unter den Kantonen eini-germassen funktionieren wird.

Welche Rückmeldungen erhalten Sie aus der Westschweiz?

Das Tessin und das Genferseebecken sind viel stärker vom Virus betroffen. Je direkter man betroffen ist, umso vorsich-tiger wird man. Aber unsere Westschwei-zer Kollegen äussern ähnliche Meinun-gen wie der Schweizer Lehrerverband.

Was passiert nun am 11. Mai?

Es ist alles möglich. Einige Kantone werden die Schulen ganz öffnen. In an-deren, etwa im Tessin oder in der Waadt, ist es möglich, dass noch zuge-wartet wird.

Wie wird der Schulbetrieb aussehen?

Man darf auf keinen Fall erwarten, dass es am 11. Mai so weiter geht, wie es vor dem 13. März war. Die Hygiene-massnahmen beispielsweise sind ein-schneidend und verändern den Unter-richt. Ich gehe auch nicht davon aus, dass man immer alle Blockzeiten ein-halten kann. An eine Rückkehr zur Normalität ist derzeit nicht zu denken. Aber das muss ich auch noch sagen: Grundsätzlich freuen wir Lehrerinnen und Lehrer uns natürlich auch, dass die Schulen wieder öffnen und wir unsere Schülerinnen und Schüler wie-der sehen dürfen. (lft)

Der Sport erwacht aus dem Corona-Blues

Ab dem 11. Mai dürfen grundsätzlich alle Leistungs- und Freizeitsportler in der Schweiz wieder trainieren, wenn sie strikte Regeln einhalten. Antworten auf die zehn wichtigsten Fragen zum Comeback des Sports.



Ob die Meisterschaften in der Super und Challenge League zu Ende gespielt werden, bleibt offen. Ab dem 11. Mai dürfen Profis wieder in Mannschaftstrainings teilnehmen.

Bild: Keystone (Yverdon, 15. April 2020)

Raphael Gutzwiller, Klaus Zaugg und Rainer Sommerhalder

Was ist ab dem 11. Mai im Sport wieder erlaubt?

Trainings im Leistungs- und Freizeitsport sind frühestens ab dann wieder erlaubt – für Indoor- und Outdoorsportarten sowie für Einzel- wie Teamsportarten. Bedingung ist ein detailliertes Schutzkonzept für jede Sportart sowie die Einhaltung von allgemeinen Verhaltens- und Hygieneregeln. Das Schutzkonzept muss aufzeigen, wie die Sportart ausgeübt werden kann, sodass die Gefahr einer Ansteckung gering ist. Lediglich im Profisport und bei Nationalkader sind Gruppengrössen über fünf Personen erlaubt. Auch gilt mit Ausnahme des Profifussballs: kein Körperkontakt und ein Mindestabstand von zwei Metern. Nicht erlaubt bleiben Wettkämpfe.

Welche weiteren Öffnungsschritte sind bereits geplant?

Ab 8. Juni sollen Wettkämpfe in professionellen Ligen, aber ohne Zuschauer wieder möglich sein, falls es die Entwicklung der Pandemie zulässt. Der Bundesrat entscheidet am 27. Mai definitiv. Grossveranstaltungen mit mehr als 1000 Personen bleiben bis Ende August verboten.

Wie funktioniert es mit Fitnesscentern und Schwimmbädern?

Fitnesscenter, Yogaschulen und Schwimmbäder dürfen ebenfalls ab dem 11. Mai wieder öffnen. Jede einzelne Einrichtung muss ein Schutzkonzept vorlegen. Für alle Sportinfrastrukturen gilt ähnlich wie bei Verkaufsläden die Regel von maximal einer Person auf zehn Quadratmetern Raumfläche. Gerade für die Fitnesscenter erweist sich

die Einhaltung der geforderten Hygienemassnahmen als grosse Herausforderung. Ob sich eine rasche Wiedereröffnung lohnt, muss jedes Center für sich beurteilen. In Schwimmbädern ist neben dem Wettkampf- und Klubtraining auch das Freizeitschwimmen erlaubt. Aber auch hier sind die einzuhaltenen Massnahmen für die Betreiber mit grossem Aufwand verbunden. Die Gemeinden als grösste Gruppe der Betreiber wollen aber alles daran setzen, um zumindest eine teilweise Öffnung der Bäder zu ermöglichen.

Soll ich beim Sport eine Schutzmaske tragen?

Eine Tragepflicht für Schutzmasken gibt es in der Schweiz nicht. Die Thematik wurde von der Kerngruppe des Baspo zu den Schutzmassnahmen im Sport auch nicht vertieft diskutiert. Ein entsprechender Vorschlag in Deutschland, Bundesligaspiele nur mit Maskenpflicht durchzuführen, stiess auf breite Ablehnung. Wie gross der positive Effekt eines maskentragenden Hobbyläufers oder Velofahrers auf andere Passanten ist, bleibt wissenschaftlich nicht genau beantwortet. An erster Stelle der Schutzmassnahmen steht auch hier das Abstandhalten. In den insgesamt 80 bereits eingereichten Schutzkonzepten von Schweizer Sportorganisationen stehen die empfohlenen Massnahmen des Bundes im Zentrum. Ab heute werden die vom BAG abgesegneten Detailkonzepte der Sportarten auf der Website des Dachverbandes Swiss Olympic aufgeschaltet.

Wie geht es weiter mit Fussball in der Super und der Challenge League?

Ab dem 11. Mai dürfen Profis wieder in Mannschaftstrainings teilnehmen und ab dem 8. Juni sind Spiele ohne Zuschauer vorgesehen. Doch: Ob die

Meisterschaften der Super und Challenge League zu Ende gespielt werden, bleibt offen. Nicht alle Vereine der Swiss Football League sind der Meinung, dass Geisterspiele zielführend sind. Anders als Vereine in den Topligen Europas sind die Schweizer Clubs stark von den Ticketeinnahmen abhängig. Zunächst findet heute eine Komiteesitzung der SFL statt, in der über das Vorgehen beraten wird. Die Vereine können in der Folge wahrscheinlich auf schriftlichem Weg über den Abbruch oder die Weiterführung abstimmen. Die Liga selber spricht sich klar für eine Weiterführung aus. Dabei geht es insbesondere um die Einhaltung des Fernsehvertrags und um eine gute Position für die Verhandlung eines neuen TV-Vertrags ab Saison 21/22. Zudem ist möglich, dass sich die Liga durch eine selbstständige Absage der Saison rechtlich angreifbar macht. Lausanne-Sport, Leader der Challenge League und wahrscheinlicher Aufsteiger, könnte gegen den Abbruch insistieren.

Wie sieht das konkrete Schutzkonzept im Profifussball aus?

Mit dem Schutzkonzept soll sichergestellt werden, dass eine Infektion unter den Fussballern unwahrscheinlich ist. Es beinhaltet unter anderem, dass Spieler nicht gemeinsam duschen und die Trainingskleidung von zu Hause mitnehmen. Zudem soll auf unnötiges Näherkommen (Handshakes oder Umarmungen) verzichtet werden. Das Konzept kommt übrigens aufgrund eines Inputs des BAG ohne Tests aus, wie die Liga betont. Das Konzept ist vom BAG aber noch nicht definitiv abgesegnet.

Bleiben die Fussballklubs weiterhin in Kurzarbeit?

In Coronazeiten ist die Kurzarbeit für die Profi-Fussballvereine zu einem

wichtigen Instrument geworden. Derzeit profitieren auch die Spieler davon. Die SFL klärt nun ab, ob die Kurzarbeit zu einem gewissen Teil auch möglich ist, solange Geisterspiele notwendig sind, denn es fallen weiterhin hohe Einnahmen weg.

Wann gibt es wieder Teamsport und in welcher Form?

Durch den Bundesratsentscheid scheint klar, dass die Meisterschaft der Fussball-Amateure definitiv abgesagt wird. Bereits am 18. April haben die 13 Regionalverbände beim Schweizerischen Fussballverband dies beantragt. Zwar darf ab dem 8. Juni der Spielbetrieb bei den Profis wieder aufgenommen werden, für alle Teamsportarten der Amateure gilt dies jedoch nicht. Fraglich ist derzeit zudem auch, ob die Saison 20/21 wie geplant im August gestartet werden kann. Nach derzeitiger Beschlusslage des Bundesrats sind erst ab September wieder Spiele auf Amateurniveau möglich. Der Zentralvorstand des SFV berät heute Donnerstagmorgen in einer Telefonkonferenz über das weitere Vorgehen. Die weiteren traditionellen Schweizer Teamsportarten wie Eishockey, Handball oder Volleyball beginnen ihre Meisterschaften erst nach dem 1. September und dürfen darauf hoffen, dass ab dann Veranstaltungen mit mehr als 1000 Personen wieder erlaubt sind.

Welches sind die Verlierer des Bundesratsentscheides?

Ganz hart trifft es die Schwinger. Geisterschwingfeste wird es nicht geben und so mussten bis Ende August alle Anlässe abgesagt werden. Auch das Saisonhighlight, das Jubiläumsschwingfest 125 Jahre ESV vom 30. August wurde gestern auf 2021 verschoben. Einige wenige Schwingfeste im

September und Oktober bleiben vorerst im Kalender. Die Leichtathletik als grösste Sommersportart sucht nach Lösungen, um ab dem 8. Juni nationale und regionale Meetings durchzuführen – in einer stark angepassten Form. Bei Swiss Athletics hofft man, dass der Bundesrat am 27. Mai allenfalls die Vorschritt der maximalen Gruppengrösse von fünf Personen aufhebt. Während man beim grössten internationalen Meeting Weltklasse Zürich vom 11. September weiter hoffen kann, wird die Grossveranstaltung Athletissima in Lausanne zumindest am 20. August nicht stattfinden können.

Gibt es bereits konkrete Langfristfolgen für den Sport?

Die Eishockey-WM 2020 in Zürich und Lausanne (8. bis 24. Mai) musste abgesagt werden. Nun treibt die Frage nach einem neuen Termin in der Schweiz die Verantwortlichen um. Bis 2025 sind die WM-Turniere vergeben, bis 2022 die entsprechenden Verträge unterzeichnet und die Vorbereitungsarbeiten für die WM 2021 in Weissrussland und Lettland und 2022 in Finnland weit fortgeschritten. Daher ist an einer Telefonkonferenz die Option einer Verschiebung auf 2021 definitiv verworfen worden. Nun wird beim internationalen Verband der frühestmögliche Termin einer WM in der Schweiz beantragt. Somit wird die Eishockey-WM im Mai 2023 oder 2024 bei uns stattfinden. Für die finanziellen Langzeitfolgen im Schweizer Nachwuchssport will der Bundesrat schnell Abhilfe schaffen. Viele Sportvereine finanzieren ihren Nachwuchssport weitgehend über die Bundesbeiträge von Jugend+Sport. Diese fließen nur, wenn trainiert wird. Nun soll der jährliche Topf von 100 Millionen Franken zu einem grossen Teil auch verteilt werden, wenn Juniorentrainings monatelang ausfallen.

Samstag, 2. Mai 2020

«Die Krise wirkt sich bis 2022 aus»

Der Basler Tourismus-Direktor Daniel Egloff über die touristischen Folgen von Corona für Basel.

Andreas Schwald

Herr Egloff, die Coronakrise trifft die Tourismusbranche mit voller Wucht. Wie sieht die Lage bei Basel Tourismus aus?

Daniel Egloff: Die Umsatzeinbrüche sind für uns als privater Verein tatsächlich gross, vor allem bei den Übernachtungssteuern. Ebenso stark betroffen sind aber auch Bereiche, in denen wir selbst tätig sind, also Stadtführungen, Souvenirverkauf, Hotelkommissionsgeschäfte und Kongressdienstleistungen – das findet zurzeit kaum bis gar nicht statt. Unsere Neubudgetierung fürs 2020 geht noch von einem Ertrag von 9 statt 12 Millionen Franken aus.

Ein Viertel weniger also. Sie haben auf Kurzarbeit umgestellt, es kam auch zu einer Kündigung.

Ja, wir mussten im Bereich Marketing eine Kündigung vornehmen. Das fiel uns schwer. Wir haben einige gute Jahre hinter uns, konnten Reserven und Rückstellungen aufbauen. Aber in den Bereichen Marketing und bei den Personalkosten waren Anpassungen unumgänglich. Sämtliche Mitarbeiter von Basel Tourismus befinden sich bis auf Weiteres auf Kurzarbeit, zu unterschiedlichen Prozentzahlen.

Gab es keinen anderen Weg?

Die Coronakrise wird uns nachhaltig treffen. Sie ist nicht nach drei Monaten vorbei, die Auswirkungen werden bis 2021 stark spürbar sein und bis ins 2022 anhalten. Wir müssen uns also auch strukturell Gedanken machen. Wir können nicht mit deutlich weniger Marketingbudget und gleichbleibendem Personalbestand weitermachen. Das macht betriebswirtschaftlich keinen Sinn. Das verbleibende Marketing-Team ist nun direkt dem Bereichsleiter unterstellt.

Behalten Sie sich vor, weitere personelle Massnahmen zu treffen?

Stand heute glauben wir, dass wir so über die Runden kommen. Dazu kommt ein Einstellungsstopp, wir haben drei



Daniel Egloff: «Messen haben eine Zukunft.»

Bild: Roland Schmid

Vakanzen nicht mehr besetzt. Es ist aber auch so, dass wir in dieser ausserordentlichen Lage nicht voraussagen können, was passieren wird. Wie reagieren ausländische Märkte, wer beginnt wann zu reisen, wann sind Kongresse und Events wieder möglich? Das sind alles offene Fragen.

Dennoch: Sie müssen ja verschiedene Szenarien durchrechnen. Mit welchem Ausblick rechnen Sie noch fürs 2020?

Wir gehen schon 2020 mit einem Einbruch von rund 50

Prozent bei den Übernachtungszahlen aus – sofern sich die Lage im zweiten Halbjahr stabilisiert. Ansonsten wird der Einbruch deutlich grösser.

Und für die Jahre danach?

Wir gehen davon aus, dass sich der Geschäftstourismus in den kommenden zwei Jahren stabil entwickeln wird, natürlich unter Voraussetzung der Sicherheitsmassnahmen. Im Bereich Kongresse hängt die Lage stark davon ab, ab wann Anlässe wieder stattfinden. Zurzeit beobachten wir, dass viele Geschäfte ins 2021 verschoben werden, wie

«Wir erwägen auch, eigene Kongresse ins Leben zu rufen, zum Beispiel im Bereich Architektur. Hier hat Basel sehr viele Standortvorteile zu bieten.»

Daniel Egloff
Direktor Basel Tourismus

etwa das Eidgenössische Jodlerfest oder diverse grosse Kongresse.

Wenig erfreulich ist auch der Niedergang der Baselworld. Hat das einst wertvolle Messengeschäft in Basel noch eine Zukunft?

Ja. In Sachen Baselworld hoffen wir nun auf eine gute Lösung seitens MCH Group und darauf, dass die bewährten anderen Messegefässe weiterhin gut laufen werden. Generell erwarten wir aber eher, dass mittel- bis langfristig gerade im Bereich Convention und Kongresse das Potenzial weiter wächst.

Inwiefern?

Die MCH Group wird der Kongress-Tätigkeit sicher stärkere Beachtung schenken. Wir verfügen ja über eine gute Infrastruktur unter anderem mit der Eventhalle, wo die Baloise Session stattfindet. Wichtig für Basel sind internationale, mehrtägige Anlässe. Wir erwägen daher auch, eigene Kongresse ins Leben zu rufen, zum Beispiel im Bereich Architektur. Hier hat Basel sehr viele Standortvorteile zu bieten. Ebenso wichtig ist natürlich der Bereich Pharma und Life Sciences.

Bleibt noch der angesprochene Freizeittourismus...

Eine Prognose für 2021 zu stellen ist schwierig, es ist aber mit einem Minus 10 bis 20 Prozent im Vergleich zum Spitzenjahr 2019 zu rechnen. Für 2022 hoffen wir auf langsame Stabilisierung der Lage. Der Freizeittou-

rismus wird für Basel auch in Zukunft immer wichtiger. Wann genau, hängt aber von der Verunsicherung der Reisenden ab. Die Schlüsselfrage hierfür bleibt: Wann wird ein Impfstoff bereit sein?

Angesichts des Inland-Tourismus-Jahres 2020: Wie stark ist die Konkurrenz unter den Tourismusregionen in der Schweiz?

Die Schweiz ist tatsächlich von überschaubarer Grösse. Wir stehen zurzeit mit der Vereinigung der Regionaldirektoren in engem Austausch mit Schweiz Tourismus. Es macht keinen Sinn, wenn jede Tourismusregion auf eigene Faust um Reisenden wirbt, insbesondere angesichts der stark reduzierten Marketingbudgets. Entsprechend laufen Bestrebungen auf Bundesebene, dass die Regionen basierend auf den Zahlen von 2019 mit Budgets alimentiert werden. Das würde der Koordination enorm helfen.

Droht Basel angesichts der Inlandkonkurrenz mit den See- und Bergregionen nicht abgehängt zu werden?

Nein, wir haben sogar sehr gute Karten. Das wird auch nach der Corona-Zeit so bleiben. Basel bietet mit seinen Museen, seinem kulturellen Angebot und Charme enorm viel Inspiration – das wird ein grosses Bedürfnis sein, wenn Corona vorüber ist. Dann stellt sich für viele durchaus die Frage: Wollen wir wirklich Weltmetropolen mit Millionen von Menschen besuchen oder nicht lieber Städte wie Basel, die viel weniger dicht bevölkert sind und nun erst recht zur Geltung kommen?

Welche Zielgruppe soll diese Frage mit Ja beantworten?

Wir sind seit anderthalb Jahren daran, das Erscheinungsbild und die Zielgruppenstrategie von Basel Tourismus zu überarbeiten. Der Trend geht in Richtung einer jüngeren Zielgruppe, sogenannten Millennials ab 35 Jahren. Diese Stossrichtung passt für uns mehr denn je. Die bisherigen Analysen ausgehend von der aktuellen Krisenzeit zeigen, dass wir damit auf dem richtigen Weg sind.

Montag, 4. Mai 2020

Baselland

Bruderholz als Modell für die Zukunft

Ein Coronaspital beider Basel ist nicht zustande gekommen. Doch nun planen die Kantone an gemeinsamer Lösung für künftige Pandemien.

Hans-Martin Jermann

Das krisengeschüttelte Bruderholzspital hat in den vergangenen Wochen eine Renaissance erlebt: Der Entscheid der Baselbieter Regierung, am dortigen Standort des Kantonsspitals Baselland (KSBL) ein Referenzspital einzurichten, in welchem ausschliesslich mit dem Virus Infizierte behandelt werden, ist schweizweit auf Interesse gestossen. Durch die zentralisierte Behandlung positiv getesteter Personen wird die Ansteckungsgefahr für Patienten und das Gesundheitsfachpersonal anderer medizinischer Bereiche vermindert. Zudem können in einem Coronaspital Personal und Material gebündelt werden.

Parallele Strukturen nicht in der Notlage verändern

Im Zuge der Lockerungen und rückläufiger Ansteckungszahlen wird das Bruderholz derzeit stufenweise in den Normalbetrieb zurückgefahren, wobei weiterhin zehn Beatmungsplätze und 50 Betten für Coronapatienten zur Verfügung stehen.

Im Hintergrund wurde zuletzt aber auch eine andere Idee heiss diskutiert: Demnach hätte das Bruderholz als gemeinsames Coronaspital von Stadt und Land weitergeführt werden sollen. Die Baselbieter Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion sowie das Basler Gesundheitsdepartement bestätigten Recherchen der bz. Die Idee wurde allerdings verworfen zu Gunsten der bestehenden Lösung mit Isolierstandorten auf dem Bruderholz und im Universitätsspital Basel.

Die parallelen Strukturen während der Notlage zu verändern, wäre nicht zielführend ge-



Auf dem Bruderholz (im Bild die erweiterte Notfallabteilung) wurden zuletzt ausschliesslich Coronapatienten behandelt.

Bild: Keystone (26. März 2020)

wesen, sagt Jürg Sommer, Leiter des Amts für Gesundheit des Kantons Baselland. Der Stadtkanton seinerseits hat sich für ein Verbundkonzept mit mehreren Spitälern entschieden: «Dieses hat sich bewährt», sagt Anne Tschudin, Sprecherin des Gesundheitsdepartements. So könnten etwa coronapositive Onkologiepatienten direkt im Universitäts- oder im privaten Claraspital im Rahmen ihrer onkologischen Behandlung versorgt werden. Auch die altersmedizinisch ausgerichteten Häuser

Felix Platter und Adullam hätten in diesem Rahmen optimal zur Bewältigung der Krise beigetragen, sagt Tschudin.

Aus beiden Direktionen heisst es zudem, dass es in einer Notlage angesichts des zeitlichen Drucks zentral sei, jeweils die Bevölkerung des eigenen Kantons bestmöglich zu schützen.

Baselland arbeitete eng mit Solothurn zusammen

Auch wenn es gute Gründe für die Alleingänge gab: Aus Versorgungssicht wäre ein gemeinsa-

mes Coronaspital sinnvoll, betont Sommer. So sind auf dem Bruderholz in den letzten Wochen auch Coronapatienten aus den solothurnischen Bezirken Dorneck und Thierstein aufgenommen worden; das Spital Dornach hat das Bruderholz logistisch unterstützt und zudem Baselbieter Patienten in der Grundversorgung übernommen. Auch waren die mobilen Coronatestteams aus dem Baselbiet auch in Alters- und Pflegeheimen im Schwarzbubenland unterwegs. Derart eng war die

Zusammenarbeit zwischen beiden Basel in den Krisenwochen erstaunlicherweise nicht.

Das soll sich aber ändern: So seien im Hinblick auf allfällige nächste Pandemien Konzepte für regionale Lösungen vorzubereiten, sagt Sommer. Darauf habe man sich mit den Verantwortlichen in der Abteilung Gesundheitsversorgung des Kantons Basel-Stadt bereits verständigt. «Die Diskussionen dazu sollen sehr bald nach der Akutphase der aktuellen Coronapandemie beginnen», sagt Sommer.

«Die Diskussionen sollen sehr bald nach der Akutphase der Coronapandemie beginnen.»

Jürg Sommer

Amt für Gesundheit Baselland

Könnte ein solches Pandemiespital beider Basel auf dem Bruderholz eingerichtet werden? Bekanntlich soll der dortige Spitalstandort im Rahmen der strategischen Neuausrichtung des KSBL («Fokus») zwar grundsätzlich beibehalten, jedoch in ein Zentrum für Orthopädie, Rehabilitation und Altersmedizin mit deutlich weniger stationären Betten als bisher umgebaut werden. Dieses Konzept dürfte indes nur schwer vereinbar sein mit einem Pandemiespital beider Basel, dessen Kapazitäten in der Notlage rasch hochgefahren werden müssten.

Durch die Einrichtung des Referenzspitals auf dem Bruderholz stelle die Umsetzung der Strategie «Fokus» für das KSBL eine Herausforderung dar, räumt Sommer ein. Ebenso vielsagend betont er, dass Konzepte für künftige Pandemien Kapazitätsfragen klären müssten. Was das alles heisst für die Zukunft des Bruderholzspitals, bleibt derzeit schwammig.

Region

Nein, nichts ist gerade mehr okay

Lockdown BaZ-Fotograf Dominik Plüss ist wachen Auges durch den St.-Jakob-Park gegangen und hat die Zustände zu Corona-Zeiten festgehalten. Seine Polaroid-Bilder vermitteln den Eindruck der Leere, der Einsamkeit – und bisweilen des Absurden.



Einzig zu. Only closed. Oder: Einzig eine Wand?



Informationen, die alle auf das dasselbe hinauslaufen...



Shoppen, wenn alles dicht ist, wie geht das?



Schauensterpuppe hinter Gittern.



Als hätte sich ein Waldtier in die Welt der Menschen verirrt.



Und wann wird es wirklich wieder okay sein?

Kreative contra Corona

Montag, 4. Mai 2020

Die Werkschau der Plakate, Teil 3 von 4: Insgesamt 109 Gestalterinnen und Gestalter mit Wurzeln in Basel haben über 170 Plakate im Rahmen der Aktion «Kreative contra Corona» gestaltet. Das ist die grösste Plakataktion in der Geschichte der Basler Kreativwirtschaft. Die bz bildet die Werke nun in vier Teilen auf je einer Seite ab. Ab Mitte Mai werden die Plakate auf Stelen in der Region Basel zu sehen sein. Die Aktion wurde initiiert von der bz in Zusammenarbeit mit Pro Innerstadt Basel, Basel Live und jsscc.ch – unter tatkräftiger Mithilfe der Merian-Iselin-Klinik, des Werbevermarkters Clear Channel und der Druckerei Creaplot, mit Unterstützung durch den Verband KreaB, das Rappaz-Museum Basel, die Basler Stadtreinigung und die Plakatsammlung der Schule für Gestaltung Basel. (ans)



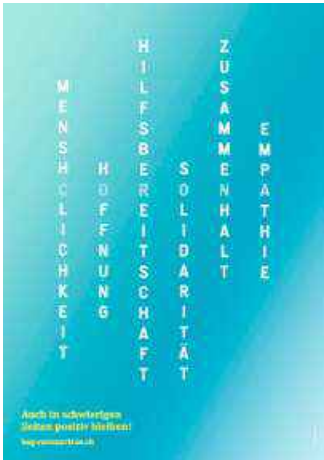
Deborah Senn



Gottfried Keller



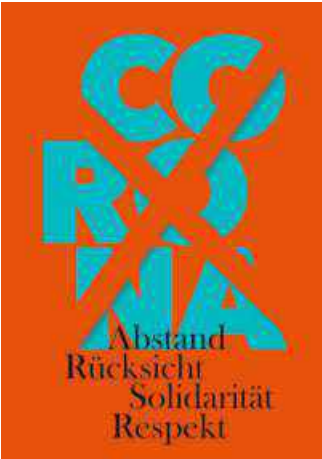
Dominique Schläpfer



Vanessa Moser



Céline Güttinger



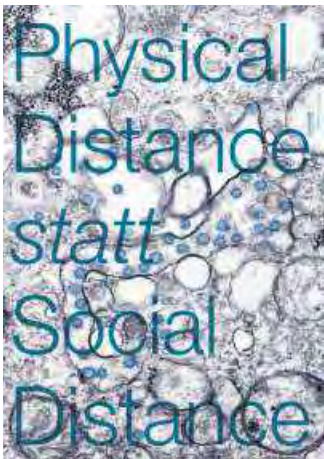
Uli Schierle



Severine Baumann



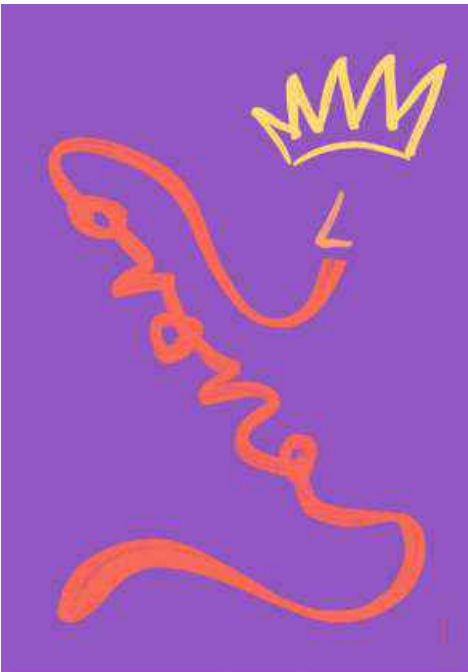
Jean Jacques Schaffner



Oliver Theinert



Stephanie Kaplan



Beat Keusch



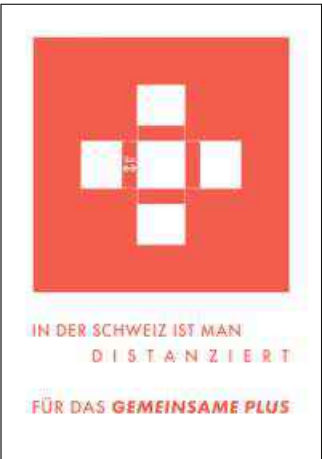
Claudio Magoni



Tom Heinzer



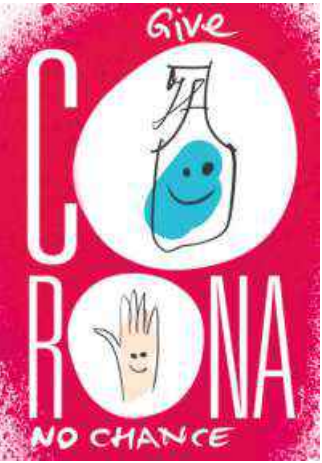
Urs Plattner



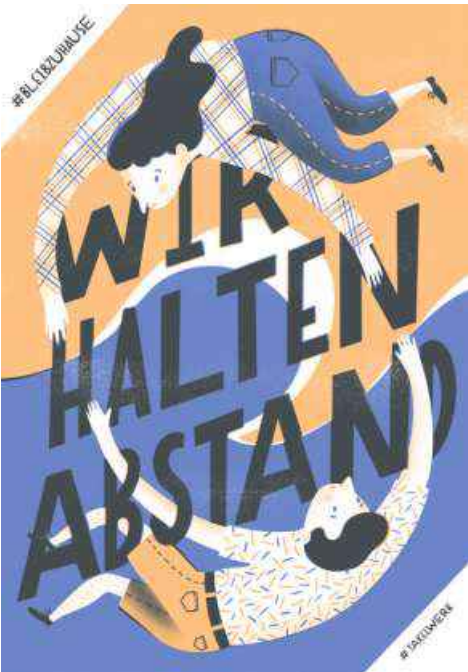
Simon Fürstenberger



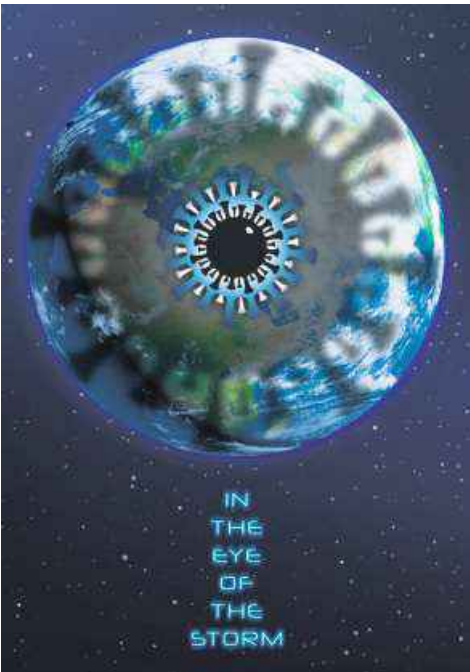
Dotty Ghetty



Domo Loew



S. Steuber | S. Filep



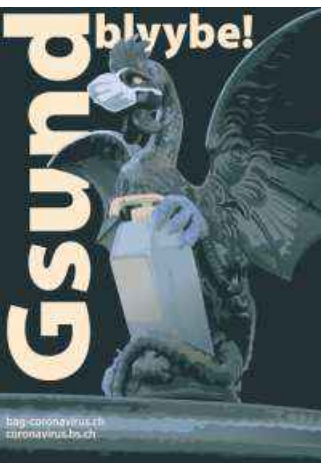
Noemi Bond



David Zumbrunn



Anita Frei



Robert Keller

Basel Stadt Land Region

«Die Signalwirkung ist nicht gut»

Baschi Dürr im Interview Trotz Covid-Versammlungsverbot zogen am Tag der Arbeit Hunderte linke Demonstranten unbehellig durch Basel. Sicherheitsvorsteher Baschi Dürr räumt nun Fehler in der Lagebeurteilung ein.

Simon Bordier

Herr Dürr, können Sie erklären, warum in allen Schweizer Städten 1.-Mai-Kundgebungen im Keim erstickt wurden, in Basel aber Hunderte Personen durch die Stadt ziehen konnten? Die Einsatzleitung der Polizei muss bei jeder Veranstaltung das richtige Vorgehen individuell einschätzen. Nach einer Gesamt-abwägung kam sie am 1. Mai zum Schluss, nicht sofort zu intervenieren. Eine Eskalation mit Personen- und Sachschäden sollte auf diese Weise vermieden werden. Zudem bestand die Gefahr, dass sich Teilgruppierungen von Demonstranten bilden, die sich in der Stadt verteilen und mit der Polizei ein Katz-und-Maus-Spiel beginnen. Daher wurde entschieden, den Demonstrationszug ziehen zu lassen, am Schluss aber konsequent zu büssen: Es wurden rund 50 Personen verzeigt, unter anderem wegen Verstosses gegen die Covid-19-Verordnungen des Bundes.

Nochmals: Warum wurden in anderen Städten grössere Versammlungen verhindert, nicht aber in Basel?

Es gibt für Polizeieinsätze kein Patentrezept, das immer und überall gilt. Die Einsatzleitung in Basel schätzte die Lage so ein, dass sich Personen des Demonstrationszugs am Schluss zur Rechenschaft ziehen lassen, ohne dass dafür eine grössere Intervention erforderlich ist. Gewalttätige Zusammenstösse konnten so vermieden werden, und im Ergebnis kam es zu etwa gleich vielen Anzeigen wie etwa in Zürich. Wir sehen den Einsatz aber durchaus auch selbstkritisch.

Inwiefern?

Wir bedauern das Bild, das mit den Ereignissen am 1. Mai nach aussen abgegeben wurde. Manche mögen nun denken, dass die Covid-19-Verordnungen nur für gewisse Gruppen gelten, für andere nicht. Dass dieser Eindruck entstanden ist, ist nicht gut. Ich verstehe die Kritik.



Selbstkritisch: Regierungsrat Baschi Dürr (FDP) will Demonstrationen während der Corona-Krise künftig verhindern. Archivbild: Keystone

Die Polizei scheint mit zweierlei Ellen zu messen: Grüppchen am Rheinbord werden aufgelöst, bei Demos mit Gewaltpotenzial schreckt die Polizei aber zurück. Dieses Bild bedauere ich, die Signalwirkung ist nicht gut. Im Fall des Rheinbords möchte ich aber betonen, dass die Polizei auch hier nicht mit Gewalt einschreitet, sondern ebenfalls Busen an Uneinsichtige verteilt. Am 1. Mai entschied sich die Einsatzleitung aus den bereits genannten Gründen gegen eine Intervention. Aus polizeitaktischer Sicht kann ich diese Entscheidung nachvollziehen. Andererseits bin ich mit dem Polizeikommandanten einig, dass es nicht angeht, dass Demonstranten zu Covid-Zeiten stundenlang unbehellig durch die Stadt ziehen. Wir müssen in Zukunft einen Mittelweg finden.

Was heisst dies konkret? Stärker intervenieren?

Polizeiarbeit funktioniert nicht nach einem Rezeptbuch, das für alle Fälle ein immer genau gleiches Vorgehen festlegt. Die Einsatzleitung kommt um eine Einzelfallabwägung nicht herum. Und der Grundansatz bleibt, dass man die Situation zunächst zu deeskalieren versucht und nicht sofort interveniert. Wir wollen mit anderen Mitteln zum Ziel kommen.

Die Möglichkeit einer Ausschreitung scheint zu genügen – und prompt lässt die Polizei den Demonstrationszug durch die Stadt marschieren.

Wir verfolgen die Politik, auch unbewilligte Demonstrationen nach Möglichkeit zu tolerieren, solange nichts kaputtgeht, keine Gefahr für die Bevölkerung besteht und das öffentliche Leben nicht gestört wird. In anderen Städten wie Zürich oder Bern gibt es übrigens nicht weniger Kundgebungen. Diesen Ansatz

verfolgen wir zu Nicht-Covid-Zeiten. Aktuell, mit der Epidemie und den Verordnungen des Bundes, präsentiert sich die Lage anders; Menschenansammlungen stellen ein grösseres Problem dar. Dieser Aspekt wurde bei der übergeordneten Beurteilung der Lage am 1. Mai unterschätzt, auch wenn polizeitaktisch alles korrekt ablief.

Umso wichtiger wären schnelle Interventionen.

Korrekt. Eine Intervention ist aber nicht gleichbedeutend mit Gewalt. Wir verfolgen weiter unsere Strategie der Deeskalation, aber auch der Beweissicherung. Demonstranten werden gezielt angesprochen und zur Auflösung der Versammlung aufgefordert. Das Einschreiten bleibt als Ultima Ratio immer möglich. Letztlich liegt es stets in der konkreten Abschätzung des Einsatzleiters, zu entscheiden, wo und wie interveniert wird.

Linksautonome Demos in Basel – ein Rückblick

Juni 2019

Nach der Demonstration «Basel nazifrei» durch die Basler Innenstadt kommt es an der Mauer vor dem Waisenhaus in Basel zu grossflächigen Sprayereien. Vorgenommen wurden die Sprayereien von einigen Demonstrations-Teilnehmern aus dem Linksaussenspektrum. Die Polizei beobachtet den Vorfall, greift aber nicht ein. Grund: Die Situation hätte eskalieren können. Es war für die Polizei-spitze billiger und einfacher, die Sprayereien später zu entfernen, als den Akt des Vandalismus durch die bereitstehenden Polizisten zu unterbinden.

November 2018

Auf dem Messeplatz kommt es zu einer unbewilligten Demonstration, bei der sich die Polizei vor allem mit der Aufgabe beschäftigt, die bewilligte Kundgebung von der rechtsextremen Partei National Orientierte Schweizer (Pnos) vor einer Gruppe aus dem linksextremen Lager abzuschirmen. Die illegale Demo wird nicht aufgelöst. Später kommt es zu Scharmützeln zwischen Polizei und gewaltbereiten linken Demonstranten, die versuchen, auf einer unbewilligten Route durchs Kleinbasel zu ziehen und dabei die Polizei angreift.

Mai 2018

Beim sogenannten «March against Monsanto und Syngenta» vermochten sich Veranstalter und Polizei nicht auf eine Marschrouten einigen. Die Demonstranten ziehen auf der teils nicht bewilligten Route Richtung Hauptsitz des Pharmaunternehmens beim Badischen Bahnhof. Die Polizei hält sich zurück.

Februar 2016

Auf dem Marktplatz versammeln sich trotz ausdrücklichem Verbot etwa 300 Personen, um gegen Pegida und den Rechtspopulist Eric Weber zu demonstrieren. Die Polizei beschränkt sich nur darauf, Präsenz zu markieren, lässt die Anti-Pegida-Demonstranten aber gewähren.

Januar 2016

Autonome Hausbesetzer und Sympathisanten veranstalten eine laute Party in einer leerstehenden Liegenschaft in der St.-Johanns-Vorstadt. Als die Autonomen aus dem Umkreis des Wagenplatzes vor dem Gebäude auf der Strasse ein Feuer anzünden und die Feuerwehr kommt, wird diese mit Steinen und Flaschen beworfen. Die Polizei hält sich lange zurück und stellte sich den Hausbesetzern erst entgegen, als sich ein Demonstrationszug formiert.

September 2015

Linksradikale formieren sich beim Claraplatz und ziehen von der Polizei unbehellig Richtung Gefängnis Bässlergut beim Zoll Otterbach. Die Basler Polizei löste die Demonstration nicht auf, im Wissen darum, dass es zu Ausschreitungen und Gewalt kommen wird. Der Demonstrationszug kann durchs Kleinbasel ziehen. Erst vor dem Gefängnis stellte sich die Polizei der Meute entgegen. Vier Polizisten wurden durch Steine, Feuerwerkskörper und Pyrofackeln verletzt.

Juni 2013

Die unbewilligte Demonstration «Bunt gegen politische Dürre» zieht durch die Stadt, die Polizei hält sich zurück. Unter den Demonstranten waren auch Vertreter der Jungsozialisten in Basel. (hws)

Heidi Mück steht hinter Tonja Zürchers Demo-Teilnahme

Alle müssen daheim bleiben, aber die 1.-Mai-Demo in Basel, die muss stattfinden. Fanden zumindest ein paar Hundert Aktivisten vergangenen Freitag und zogen durch die Innenstadt. Mit dabei war Basta-Grossrätin Tonja Zürcher, was für viel Kopfschütteln und Empörung sorgte.

Nicht nur die Bürgerlichen üben Kritik. Auch bei der SP und den Grünen gibt es kein Verständnis. Harald Friedl ist Präsident der Grünen, die zusammen mit der Basta das Grüne Bündnis bilden. «Ich finde es verantwortungslos, unter den jetzigen Umständen an einer Demonstration teilzunehmen», sagt er. Auch wenn es um wichtige Inhalte gehe, «da hätte es andere Wege gegeben, diese zu transportieren.»

Friedl spricht noch einen anderen Punkt an. «Die Teilnehmenden haben die Polizei mit der Kundgebung in eine sehr unan-

genehme Situation gebracht.» Die Einsatzkräfte mussten abwägen, ob sie den Umzug gewaltlos auflösen oder die Demonstranten gewähren lassen sollten. «Das ist schwierig, und egal wie man es macht, es hagelt am Ende meist Kritik am Vorgehen. Damit sollte man nicht spielen.»

SP-Präsident Pascal Pfister nennt die Teilnahme ebenfalls unverantwortlich. Er findet zwar, dass eine Kundgebung unter Einhaltung des 2-Meter-Abstands auch in Basel möglich sein sollte. «Aber so, wie das in Basel aufgezo-gen war, war das sicher keine gute Sache und eine Teilnahme keine gute Idee. Das gilt für alle Teilnehmenden.»

Demokratie vs. Baumarkt

Zürcher hat gegenüber Telebasel als Grund für ihre Präsenz an der Demo angegeben, dass eine Online-Aktion keine breite Öffent-

lichkeit erreiche. Zudem könne man bereits wieder zum Coiffeur gehen oder sich ein neues Tattoo stechen lassen. Es sei an der Zeit, auch die demokratischen Grundrechte wieder aufzunehmen.

Auch Basta-Präsidentin Heidi Mück denkt nicht daran, sich zu distanzieren oder gar zu entschuldigen. «Zuerst einmal: Die Kundgebung war keine Aktion von Tonja Zürcher, und es war auch keine von Basta organisierte Kundgebung. Wir haben lediglich darüber informiert, dass diese Kundgebung stattfindet, wie wir auch über das Balkonsingen, das Aushängen roter Tücher und Aktionen im Internet informiert haben. Es waren zahlreiche Parteimitglieder von Basta und anderen Parteien sowie befreundete Basisbewegungen anwesend», heisst es in ihrer schriftlichen Stellungnahme. Sie habe selber zwar nicht teilgenommen, sei

aber der Meinung, dass es «nicht akzeptabel ist, dass das Grundrecht der Versammlungsfreiheit weniger gelten soll als die Möglichkeit, sich in riesigen Einkaufszentren mit Pflanzensetzlingen, Baubedarf etc. einzudecken».

Dass die beiden Verbündeten der Basta von Zürchers Auftritt so gar nichts halten, ist nicht ganz unwichtig. Immerhin finden im Herbst die Regierungsratswahlen statt. Friedl sagt, er wisse nicht, ob die Aktion vom Freitag der Beziehung seiner Partei zur Basta geschadet habe. «Ich rechne aber nicht damit. Wir waren immer wieder mal anderer Meinung. Dann diskutiert man das aus.»

Pfister kann noch nicht sagen, ob eine gemeinsame Liste mit der Basta zustande kommt oder nicht. Das hänge nicht von der Demo-Teilnahme ab, sondern von anderen Faktoren. Dazu gehört der Entscheid, ob die Basta an



Die Demonstration vom 1. Mai in Basel. Foto: Keystone

einer Co-Kandidatur festhalten möchte, obwohl dies rechtlich gar nicht zulässig wäre. Die SP hat bereits angekündigt, eine solche Kandidatur nicht zu unterstützen. Der Beschluss der Bas-

ta sollte am späten Montagabend fallen (mehr dazu auf baz.ch). Die SP wird zu einem späteren Zeitpunkt darüber beraten.

Nina Jecker

Basel Stadt Land Region

Leitartikel

Dauerschikanen an der Grenze

Die Schweizer Grenzwa­che kon­tro­lliert je­den, der in die Schweiz einrei­sen will. Das ist unnötig, übertrieben und sollte sofort aufhö­ren. Ein freies Europa braucht offene Grenzen, gerade in der Region Basel.

Eine Stunde weniger Schlaf oder sogar noch mehr. Jeden Arbeitstag. Seit zwei Monaten. Und ein Ende ist nicht in Sicht. Für viele Grenzgänger aus dem Elsass ist das harter Alltag. Sie stehen früh auf, setzen sich ins Auto und müssen täglich das gleiche Prozedere der Grenzkontrollen über sich ergehen lassen. Lange Staus vor den Grenzübergängen Autobahn Saint-Louis, Burgfelden oder Allschwil/Hesingue sind die Folge. Wenn die Lockdown-Lockerungen ab kommenden Montag das Leben in der Schweiz wieder einfacher und angenehmer machen, so ändert sich für die Grenzgänger nichts.

Die Kontrolle­phorie der Schweizer Grenzwa­che treibt absurde Blüten, wie der Schrei­bende erleben musste. Nach einem Waldgang über die Eiserne Hand beim Riehener Maienbühl stellten sich ihm plötzlich zwei Grenzwächter in den Weg: Verdacht auf illegalen Grenzübertritt. Wohnsitz- und Identitätsabklärung. Auf die Frage, was das mit Seuchen­schutz zu tun habe, wenn täglich so viele Grenzgänger über die Grenze dürfen und Waren ins Land transportiert werden und Igel kaum als Corona-Überträger infrage kommen, wollte der schroffe Grenzwächter nicht antworten.

Persönlich finde ich das Verhalten der Grenzwa­che alarmierend, da der Staat gerade dabei ist, vom Freund zum Überwacher zu mutieren. Be­denklich stimmt mich, dass diese Einschnitte akzeptiert werden – statt dass sich Protest und Widerstand formieren wie in Deutschland oder den USA. Der Staat schränkt die Freiheiten des Einzelnen massiv ein. Medizinische Sicherheit ist nicht das höchste Gut einer Gesell­schaft, auch nicht Wohlstand.

Wenn die Geschichte eines lehrt, so ist es, dass die Bürger ganz besonders wachsam sein sollten, wenn es um Persön­lichkeits- und Freiheitsrechte geht, denn die heutige Freiheit musste einst blutig erkämpft werden. Zurzeit dürfen wir uns nicht mehr versammeln, wir dürfen nicht mehr demonstrieren, wir dürfen Freunde und Bekannte im Dreiland nicht mehr treffen und müssen uns – wie im Fall der Franzosen – rechtfertigen, wenn wir das Haus verlassen. Das alles erinnert mehr an Diktaturen als an freie Länder.

Das gesamte Grenzregime mit seinen Schliessungen ist unnötig. Warum? Weil es einen Effekt vorgaukelt, der gar nicht eintritt, solange die Grenzen nicht für Mann und Maus dicht sind.

Täglich kommen rund 35'000 Grenzgänger aus Deutschland und Frankreich in die Region Basel. Ohne diese Arbeitskräfte würde die Wirtschaft kaum florieren, und damit wären all jene ebenfalls betroffen, denen



Die Grenzwächter überprüfen nicht nur die Grenzgänger, sondern auch Schweizer Fahrzeuge. Foto: Urs Jaudas

der Umstand egal ist, ob Grenzgänger jetzt täglich lange Staus aufgrund helvetischer Kontrollen hinnehmen müssen. Die Schweiz sollte alles daran­setzen, diesen Frontaliers Anerkennung zu zeigen und ihnen an der Grenze so wenig

Probleme wie nötig zu machen. Das Gegenteil ist der Fall. Nachdem gerade die Franzosen in ihrem Land schärfste Ein­griffe in die Grundrechte ertra­gen müssen, kommt es auch noch zu übertriebenen Kontrol­len an der Schweizer Grenze.

Auch das gern von Stadtbaslern vorgebrachte Argument, die Elsässer sollen bitte schön den öffentlichen Verkehr nutzen, zeugt von Unkenntnis und Dünkel: Im Elsass sind die Bus- und Zugverbindungen schlecht ausgebaut, Paris be­

handelt die Region stiefmütterlich, eine Besserung ist nicht in Sicht, Geld für Infrastrukturen – in Zeiten von Milliardenschulden wegen Corona – ist sowieso nicht vorhanden. Eine Alternati­ve zum Auto steht vielen nicht zur Verfügung, zumindest nicht

Forderungen nach Grenzöffnung werden lauter

Brigitte Klinkert, die Präsidentin des elsässischen Departementes Haut-Rhin, preschte vor. Ende letzter Woche schrieb sie Bun­desrätin Karin Keller-Sutter einen Brief und forderte von der Schweiz ein Abrücken vom Co­rona-Grenzregime. «Meiner An­sicht nach sollte man die Zahl von geöffneten Grenzübergän­gen erhöhen», schrieb sie vor al­lem mit Blick auf den kleinen Grenzverkehr und die über 15'000 Frontaliers, die täglich von Frankreich in die Region Basel zur Arbeit kommen.

Klinkert wünscht sich, dass die Schweiz rasch eine Änderung herbeiführe, da das Land ab dem 11. Mai Schulen, Läden und Res­taurants – unter Auflagen – die Öffnung erlaubt. Klinkert spricht auch den Alltag der Grenzgänger an, die oft lange Wartezeiten vor den Grenzübergängen sowie Umwege in Kauf nehmen müs­sen. Klinkert ist mit dieser Kritik nicht alleine, denn auch an der Südgrenze im Tessin regt sich Widerstand gegen die übertrie­benen Grenzkontrollen der Schweizer Grenzwa­che.

In mehreren Schritten sollen die Grenzkontrollen zurück zum Modus vor dem Corona-Lock­down. Das würde auch «eine Ver­einfachung der Einreiseregeln» mit sich bringen, «sodass Fami­lien und Paare sich uneinge­schränkt wieder sehen dürfen,

aber auch damit die Unterneh­men sich frei bewegen können». In ihrem Schreiben geht Klinkert aber in keiner Weise auf die – mindestens so problematischen – Bestimmungen in Frankreich ein. Denn selbst wenn die Schweiz die Einreise lockert, so können Schweizer im Moment nicht nach Frankreich reisen, und Präsident Emmanuel Macron hat bisher kei­ne Signale geschickt, dass er be­reit wäre, etwas an der faktischen Schliessung der Grenze zu än­dern. Hier müsste Frankreich der Schweiz entgegenkommen.

Ob das geschieht, zeigt sich in den kommenden 48 Stunden, in denen sich Macron oder der Pre­

mierminister Edouard Philippe zu Lockerungen und einem Fahr­plan aus der Corona-Lähmung äussert.

«Nicht nachvollziehbar»

Widerstand gegen diese harte Grenzschliessung formiert sich auch auf deutscher Seite. Am Dienstagnachmittag haben sich sechs Landkreise, die an die Schweiz grenzen, an Horst See­hofer gewandt, den deutschen Innenminister. Unter den Unter­zeichnern eines Schreibens ist auch der Landkreis Lörrach.

Die Landkreise weisen darauf hin, dass die Entwicklung der Corona-Fallzahlen auf beiden

Seiten der Grenze praktisch identisch sei und dass ausserdem unklar sei, welche Ausnah­meregungen für einen Grenz­übertritt gelten würden – so ent­scheiden die Grenzbeamten oft vor Ort individuell; eine einhei­liche Regelung aber sehe anders aus. Weil die Corona-Fallzahlen in der Schweiz und in Österreich sinken, sei «nicht nachvollzieh­bar, warum zum Beispiel ausge­rechnet zwischen Konstanz und Kreuzlingen, dem deutschen und dem schweizerischen Lau­fenburg oder auch zwischen Lin­dau und Lochau eine erhöhte Ansteckungsgefahr gegeben sein soll im Vergleich zu rein inner­deutschen Nachbarorten».

Gemeint ist auch die Situation zwischen Basel, Riehen und Weil am Rhein sowie Lörrach. Die Landkreise geben zu bedenken, dass «keine äussere Bedro­hungslage» vorliege und zudem nach EU-Recht zwar Grenzkon­rollen zulässig seien, aber nicht Einreiseverbote.

Im Raum Basel habe das The­ma sogar eine trinationale Dimension, heisst es, und die Menschen seien in dieser trina­tionalen Region eng verwoben. Deshalb solle sich der deutsche Minister Seehofer auch für die Öffnung der Grenzen zu Frank­reich einsetzen.

Dank dem Virus ist auch die Rückkehr zur Weltordnung von 1984 kein Tabu mehr.

vor Saint-Louis. Von dort aus kann man zu Fuss, mit dem Tram oder per Velo über die Grenze gelangen.

Während Pferdebesitzer, die ihre Vierbeiner in Süddeutsch­land stehen haben, weil es in der Schweiz zu wenig Stallun­gen gibt, Einkaufstouristen, Zweitwohnungsbesitzer und Dreiland-Ausflügler an der Grenze zurückgewiesen wer­den, dürfen andere mehrmals täglich über die Grenze, wie mir deutsch-schweizerische Doppelbürger erzählt haben. Das ist nicht nur unlogisch, sondern gefährdet den über Jahrhunderte gewachsenen Geist einer ganzen Region. Es ist beängstigend, wie die alten Nationalstaatsensehnsüchte wieder salonfähig werden. Das ist die Gefahr: Argumentatio­nen wie nach Corona «Schweiz zuerst» oder «Frankreich d'abord» und «Deutschland schaut für sich» stossen auf wachsende Akzeptanz.

Die offene, europäische Gemeinschaft, aus der ein grosses Friedensprojekt er­wuchs, wird gerade von Sicher­heits- und Abschottungs­denken zerstückelt. Die Slogans von einem gemeinsamen Bewältigen der Krise verkom­men zur Farce, wenn Menschen zu Hause eingesperrt sind, Jobs und Perspektiven verlieren oder wenn Liebespaare sowie Familien getrennt sind, nur damit der Staat die Personen besser kontrollieren kann. Wir erleben gerade, wie Politiker die Staatsmacht ausbauen, Tracing-Apps propagieren, von Passierscheinen und Immuni­tätsausweisen reden, die Reise­freiheit blockieren – alles Instrumente, um die Freiheit der Bürger zu beschneiden. Europa verhandelt gerade seine Prinzipien, und dank der Angst vor einem Virus ist auch die Rückkehr zur Weltordnung wie zu Zeiten des Kalten Krieges kein Tabu mehr.

Dabei brauchte es gerade jetzt ein Bekenntnis zu den Frei­heitsgedanken, zu mehr Europa und weniger Grenzen, zu mehr Rechten des Individuums. Ein wichtiger Schritt dazu wäre, wenn der Bundesrat die Passa­ge für Grenzgänger einfacher machen würde, indem er die Kampfbesetzungen der Grenz­wa­che beendet. Sofort.



Mischa Hauswirth
BaZ-Redaktor



Jede und jeder, der in die Schweiz will, wird kontrolliert – das soll sich so rasch als möglich ändern. Foto: Urs Jaudas

Mischa Hauswirth



Vor dem Gebäude in der Ochsenegasse 12 warten jeden Tag Menschen auf den Einlass in den Caritas-Markt.

Bild: Roland Schmid (6. Mai 2020)

Schlangestehen für das Nötigste

Seit dem Lockdown warten auch in Basel viele vor Institutionen, die Armutsbetroffene unterstützen.

Ayse Turcan

Die Ochsenegasse liegt hinter dem Claraplatz und ist nur etwa 100 Meter lang. An diesem Mittwochnachmittag um 14.20 Uhr dominieren wartende Menschen das Strässchen: Die erste Warteschlange befindet sich vor dem McDonalds Take-away. Die zweite Schlange ist um einiges länger und besteht aus Personen, die sich vermutlich nicht mal einen Cheeseburger leisten könnten. Ganze zwanzig Personen stehen vor dem Caritas-Markt und warten darauf, in den Laden gelassen zu werden.

«Es sind mehr und auch neue Leute, die seit dem Lockdown im Caritas-Markt einkaufen», sagt Domenico Sposato,

Geschäftsleiter der Caritas beider Basel. Wer hier einkaufen will, muss nachweislich am Existenzminimum leben. Das Angebot reicht von Lebensmitteln bis zu Non-Food-Artikeln wie Shampoo oder Tampons. Die Produkte sind nicht gratis, im Schnitt aber mindestens 40 Prozent günstiger als in einem gewöhnlichen Supermarkt.

Auch die anderen Angebote der Caritas sind momentan sehr gefragt. Sposato erzählt von einer Studentin, die zu einem Beratungsgespräch gekommen ist. «Sie hat neben dem Studium gejobbt und so ihren Lebensunterhalt bestritten. Von heute auf morgen stand sie dann ohne Job und ohne Erwerbsersatz da und wusste nicht, was tun.» Es

«Achtzig Prozent der Personen kennen wir schon, zwanzig Prozent sind neue Gesichter.»

Hüseyin Haskaya
Treffpunkt G্লাইবাসেল

sei bezeichnend für die gegenwärtige Krise, dass sie diejenigen am härtesten treffe, die vorher knapp über die Runden gekommen sind, jedoch keine Reserven haben.

Dreimal so viele Menüs wie vor Coronazeiten verteilt

Die Beobachtung, dass neue Leute unterstützende Angebote in Anspruch nehmen, macht man auch anderswo. Nicht nur bei der Gassenküche, auch bei der Essenausgabe vom «Treffpunkt G্লাইবাসেল» bestätigt man, immer wieder neue Gesichter zu sehen. «Achtzig Prozent der Personen kennen wir schon lange, zwanzig Prozent sind neue Leute», schätzt Geschäftsführer Hüseyin Haskaya. Die Kleinbas-

ler Anlaufstelle für Benachteiligte und Armutsbetroffene hat nach dem Lockdown vom Mittagstisch auf Take-away umgestellt. Die Menüs, die früher 5 Franken kosteten, werden im Moment gratis abgegeben. Seither machen dreimal so viele Leute vom Angebot Gebrauch.

Die Sozialhilfe Basel-Stadt stellte in der zweiten Märzhälfte eine bedeutende Zunahme der Fälle fest. Amtsleiter Rolf Illes betont aber: «Die Zahlen der Sozialhilfe sind nur ein Aspekt von Armut.» Beim Amt spüre man die Zunahme der Armut oft erst verspätet, da viele Menschen zuerst andere Möglichkeiten ausschöpfen. Illes geht davon aus, dass die Sozialhilfequote im laufenden Jahr steigen wird.

So viel kostet Corona die beiden Basel

Die Regierungen von Basel-Stadt und Baselland haben diverse Wirtschaftsprogramme aufgesetzt. Total kosten diese über 200 Millionen.

Leo Eiholzer

Seit Beginn der Corona-Pandemie greift der Staat tief in die Schatzkiste. Die Wirtschaft soll so lange künstlich gestützt werden, bis sie wieder normal funktioniert. Regierungsräte hantieren dafür mit schwindelerregenden Beträgen – mal mit mehr, mal mit weniger Kontrolle durch die Parlamente. Auch die beiden Basel geben momentan viel Geld für Wirtschaftsmassnahmen aus. Fast wöchentlich werden in Medienmitteilungen neue Förderprogramme angekündigt. Eine Übersicht zeigt: Insgesamt sind derzeit über 200 Millionen Franken vorgesehen (siehe Tabelle). Sie setzten sich unter anderem aus diesen Programmen zusammen:

Soforthilfe für Firmen

In Baselland bekommen Firmen eine Soforthilfe, die sie nicht zurückzahlen müssen. 7500 Franken gibts pro Unternehmen, 250 Franken zusätzlich pro Angestelltem. Der Betrag ist auf maximal 10 000 Franken begrenzt. Bisher wurden 32 Millionen Franken ausgezahlt.

Hilfe für arbeitslose Selbstständige

Selbstständige, die vom Bund keine Erwerbsausfallentschädigung erhalten, bekommen Geld in Basel-Stadt vom Kanton. Da der Bund diese nun teils doch unterstützt, ist nicht klar, wie viel das kantonale Programm tatsächlich kostet.

Beiträge an Lehrbetriebe

Basel-Stadt ergänzt die Kurzarbeitsentschädigung für Lehrlinge und zahlt die wegfallenden 20 Prozent des Lohnes. Bei Betrieben ohne Kurzarbeit wird für Lehrlinge vollständige Unterstützung geleistet. Im Baselbiet

gibts pro Lehrling in Kurzarbeit 450 Franken.

Verzicht auf Verzugszins

Baselland verlangt bis Ende Jahr keine Verzugszinsen auf die Steuern.

Garantien für Kredite

Beide Kantone decken Kredite von Banken an Corona-geschädigte Firmen. Hier greifen allerdings vor allem die Kreditgarantien des Bundes, erst danach springen die Kantone ein.

Unterstützung für Kitas

Beide Kantone zahlen Unterstützung an Kitas. Da viele Eltern ihre Kinder zu Hause betreuen, fehlen Einnahmen. Basel-Stadt deckt diese Kosten, Baselland zahlt 80 Prozent.

Bei diesen Massnahmen können sich die Regierungsräte beider Basel zumindest bei den kantonalen Parteien über grosse Zustimmung freuen: Befragte Politiker von links bis rechts stellen ihren Regierungen äusserst gute Zeugnisse aus. Pascal Pfister, basel-städtischer SP-Präsident, sagt: «Grundsätzlich macht der Regierungsrat momentan das Richtige.» Basel-Stadt sei mit den Unterstützungsmassnahmen vorausgegangen. «Das hat vielen Menschen, die in existenziellen Nöten sind, sehr geholfen.» Allerdings müsse man die Massnahmen nun mit dem Bundesprogramm abstimmen. Pfister nennt das Stichwort Mieten. Die Session der eidgenössischen Räte ging ohne Lösung für Geschäftsmieten zu Ende. Das basel-städtische Parlament hat einstimmig eine Motion überwiesen, nach der kleine Geschäfte nur noch einen Drittel ihrer Miete zahlen müssen. «Ich bin überzeugt, dass die Regierung das jetzt umsetzt», sagt Pfister.

Für einmal sind sich SVP und die Ratsrechte einig. Denn auch Eduard Rutschmann, Präsident der SVP, gibt der Regierung gute Noten. «Wir müssen jetzt schauen, dass der Rubel rollt. Danach ist es immer noch möglich, die Feinarbeit zu machen und nachzubessern». Damit meint er, einzelne Branchen gezielt unterstützen, die besonders hart getroffen worden sind. Angesichts der Umstände habe die Regierung gute Arbeit gemacht.

Im Baselbiet sieht es nicht anders aus. «Der Kanton hat sehr gut reagiert», sagt FDP-Präsidentin Saskia Schenker. «Wir zählten bei der Wirtschaftsunterstützung zu den schnellsten Kantonen. Den KMUs hat das sehr geholfen.» Einzige Kritik der Freisinnigen: Das Programm zur Unterstützung der Kitas. «Es ist etwas unschön, dass eine einzelne Branche zusätzliche Hilfe bekommt, vor allem weil die Kitas Gemeindegasche wären», sagt Schenker.

Der grüne Finanzpolitiker Klaus Kirchmayr bewertet die Regierung in der Coronakrise ebenfalls positiv. «Der Regierungsrat hat das Parlament viel stärker eingebunden, als er es bei Notrecht juristisch hätte müssen. Damit hat er bei uns in der Fraktion sehr an Ansehen gewonnen.»



Wie stark wird Corona den Stadtkanton finanziell einschnüren? Bild: Keystone/Kefalas (3. Mai 2020)

Die Corona-Ausgaben in Baselland	
Beschreibung	in Mio. CHF
Soforthilfe für Unternehmen	50
Beiträge an Lehrbetriebe	3
Garantien für Firmenkredite	47
Verzicht auf Verzugszins bei Steuern	13
Unterstützung für Kinderbetreuungseinrichtungen	14
Hilfe für die Kultur	4
Total	131
Quelle: Finanzverwaltung Kanton BL. Zahlen sind mögliche Maximalwerte	

Die Corona-Ausgaben in Basel-Stadt	
Beschreibung	in Mio. CHF
Garantien für Überbrückungskredite	50
Unterstützung für arbeitslose Selbstständige	20
Hilfe für die Kultur	10
Ausgleich fehlender Elternbeitrag Kitas	«Millionen»
Beiträge an Lehrbetriebe	«Millionen»
Einnahmenverluste (Parkgebühren, Mieterlasse)	offen
Total	über 80
Quelle: Finanzdepartement Kanton BS. Zahlen sind mögliche Maximalwerte	

Basel Stadt Land Region

Basler Beizer setzen auf kleinere Karten

Restaurants vor Wiedereröffnung Seit bekannt geworden ist, dass die Gäste ihre Daten auf freiwilliger Basis angeben können, wächst bei den Wirten die Vorfreude auf den Neustart am Montag.

Dominik Heitz

Das Servicepersonal hat vor den kritischen Augen der Juroren geübt und geübt. Schliesslich klappt es: Gekonnt wirft der Kellner dem Gast den Teller von weitem zu, auch das Brotkörbchen fliegt auf den Tisch. In Zeiten von Corona muss man schliesslich Distanz wahren. Mit dem unkonventionellen PR-Film des Restaurants Löwenzorn werben die Beizer-Brüder Anwar und Karim Frick auf Facebook für die Wiedereröffnung ihres Restaurants am kommenden Montag.

Unter den restriktiven Bedingungen, die der Bund herausgegeben hat, lässt sich das Restaurant natürlich nicht gleich führen wie vor der erzwungenen Schliessung. Drinnen im Löwenzorn mussten die Sitzplätze von 100 auf 48 reduziert werden, draussen im Hof sind es 66 statt 100, und das bedingt eine Kurzarbeitszeit des Personals.

Damit einher geht zudem der Entscheid, bis auf weiteres eine kleinere Menükarte anzubieten. «Auch sonst mussten wir verkleinern», sagt Anwar Frick, «statt der bisher sechs Pissiors sind noch drei benutzbar, um die Zwei-Meter-Distanz zu gewährleisten, und in jede Toilettenkabine haben wir Desinfektionsmittel platziert.» Zudem versuche man, separate Ein- und Ausgänge zu ermöglichen. Kommt hinzu, dass die Brüder Frick auf alle Tische jeweils Registrierungsformulare legen, in



Distanz wahren: Die Beizer Anwar (links) und Karim Frick in ihrem locker gestuhlten Hofgarten des Restaurants Löwenzorn. Foto: Nicole Pont

denen sich die Gäste freiwillig eintragen können.

Kürzere Öffnungszeiten

Kürzlich blickte sie noch äusserst besorgt in die Zukunft und dachte gar über eine Aufgabe des Res-

taurants nach. Jetzt freut sich Anna Götenstedt, Pächterin der Harmonie, riesig auf die Wiedereröffnung. Selbstverständlich muss auch sie ihren Betrieb auf Sparflamme schalten: kleinere Menükarte, 24 statt 60 Plätze,

weniger Personal – und kürzere Öffnungszeiten. Bisher war das Restaurant sieben Tage in der Woche von 11 bis 23 Uhr geöffnet, neu ist die Harmonie von 11.30 bis 14 Uhr und von 17.30 bis 22.30 Uhr geöffnet. «An Sonn-

und Feiertagen ist zu, und erstmals wird es Betriebsferien geben», sagt Götenstedt.

Noch rigoroser handhabt die Kunsthalle die Öffnungszeiten. Auf Facebook schreibt das Restaurant: «In der ersten Woche

werden wir zunächst von Montag bis Samstag am Mittag von 11.30 bis 14 Uhr offen haben. Wir sind sicher, mit der steigenden Nachfrage auch an den Abenden bald wieder für Sie da zu sein.»

Geschlossen bleibt vorläufig unter anderem die kurz vor dem Lockdown eröffnete Bistro-Bar Ta Cave. Ihr Gründer Guillaume Luyet sagt: «Ich werde die erste Woche mal abwarten und sehen, wie es rund um uns bei den anderen so läuft, dann entscheide ich, ob ich öffne.»

Wechselbad der Gefühle

In einem kleineren Wechselbad der Gefühle hat sich in den letzten Tagen Denise Röschli, Besitzerin des Grand Café Huguenin, befunden. Zunächst war sie froh über den Entscheid, am 11. Mai ihr Café endlich wieder eröffnen zu können – auch im Wissen darum, dass die Sitzplatzzahl massiv reduziert werden muss. Dann kam die nachgeschobene Massnahme, alle Gäste registrieren zu müssen. «Das macht alles wieder kaputt», sagte sie am Mittwoch enttäuscht, «denn das verunsichert doch die Gäste; manche werden deshalb wohl erst gar nicht kommen. Nach einer Woche werde ich Bilanz ziehen und entscheiden, ob ich das Café wieder schliessen soll.»

Am Donnerstag dann die Meldung, dass die Registrierung nun freiwillig sei – jetzt ist Röschli wieder zuversichtlich: «Es ist eine Erlösung.»

Maximal 46 statt 160 Gäste

Dominic Cavegn hat ein schelmisches Lächeln aufgesetzt: «Was ist noch schlimmer, als vor fremden Leuten zu singen? Vor Fremden unvorbereitet etwas zu präsentieren!» Doch diese Herausforderung sorgt auch für Nervenkitzel, und wohl darum war der Anlass in der Liestaler Bar Laufwerk Anfang Jahr ein Erfolg: Zusammen mit seinem Team hatte Cavegn ein Powerpoint-Karaoke organisiert. Statt ein Lied zu singen, wurde ein Vortrag über ein zufälliges Thema gehalten – mit bereitgestellter Powerpoint-Präsentation. Als Moderator war der Kabarettist Dominik Muheim im Einsatz.

Neben Partys und Konzerten sind es solche Events, mit denen sich die erst einjährige Bar etabliert hat. Der Anspruch der beiden Inhaber Dominic Cavegn (28) und Nico Kugler (29), den Jungen eine Ausgeh-Möglichkeit zu bieten und damit Liestals Nachtleben zu fördern, durfte von aussen betrachtet als erfüllt erklärt werden. Zumindest bis Corona die Welt durchschüttelte.

Nun darf das Lokal wieder öffnen. Vieles bleibt unklar. Doch statt Trübsal zu blasen und das Schutzkonzept der Gastro-Branche zu hinterfragen, will Cavegn die Energie lieber dafür einsetzen, die Vorgaben für die Gäste und das Personal möglichst attraktiv umzusetzen. Statt zu tanzen und zu flirten, wird nun an Tischen gegessen und geredet. Die Tischfussball- und Darkkästen sind bereits in den Keller geräumt.

Die Stimmung wird nach der Wiedereröffnung am kommenden Freitag eine ganz andere sein als zuvor; statt bis 160 Personen dürfen maximal 46 rein. Cavegn kann nicht abschätzen, wie gut der Betrieb unter den besonderen Umständen laufen wird: «Nehmen wir als Referenz die Woche vor dem Lockdown, werden wir knapp kostendeckend unterwegs sein.»

Gang zur Toilette lohnt sich

Aber auch das ist nur möglich, weil Cavegn und Kugler, beide eingeschriebene Studenten, ihren bescheidenen Lohn weiter kürzen und anstehende Erneuerungsarbeiten verschieben. Entscheidend sind auch das Entgegenkommen des Vermieters sowie die Instrumente der öffentlichen Hand wie Soforthilfe und Kurzarbeit. Dank all dem ist Cavegn überzeugt, dass das Laufwerk die Krise überleben wird. Zwölf Angestellte, darunter viele Lehrer in Ausbildung, arbeiten in der Bar.

Ein Tipp zum Schluss: Ein Gang zur Toilette lohnt sich, auch wenn man nicht muss. Die Wände sind mit Tafelfarbe bemalt, Kreiden stehen für Schandtaten bereit. Neben plumpen Sprüchen sind zeitweise auch kleinere Kunstwerke zu bestaunen.

Jan Amsler

Laufwerk, Mühlegasse 2, Liestal: Wiedereröffnung am Fr, 15. Mai, danach offen von Do bis Sa, jeweils ab 18 Uhr.

«Anstatt dass man Freude hat, motzt man nur»

«Es ist doch schön, dass wir wieder aufmachen können. Uns ist auch bewusst, dass die Lockerungen schrittweise erfolgen müssen», sagt Alain Goepfert, Geschäftsführer der Berg & Tal Gastro GmbH. Der Firma gehören sowohl das Bergrestaurant Sissacherfluh als auch die Lounge 11 und der Club 55. Während das Restaurant und die Lounge am Montag wieder geöffnet werden können, muss der Club in Anbetracht der Corona-Massnahmen des Bundes noch geschlossen bleiben. Doch die Kritik anderer Wirte am Schutzkonzept des Bundes kann Goepfert nicht nachvollziehen: «Anstatt dass man Freu-

de an der Wiedereröffnung hat, motzt man nur. Das finde ich blöd.»

Selbst bei der Registrierung der Gäste – eine Massnahme, die inzwischen nur noch freiwillig erfolgen muss – habe er das Problem nicht gesehen: «Es ist doch nicht wichtig, ob man die Telefonnummer angeben muss.» Ohnehin empfiehlt er den Gästen des Restaurants Sissacherfluh dringend eine Reservation. Er führt das Restaurant zusammen mit seiner Frau. Ausserhalb von Corona-Zeiten sei die Beiz am beliebten Ausflugsziel im Oberbaselbiet sehr gut ausgebucht. Und zurzeit laufe das Telefon heiss.

«Wir haben ein grosses Portfolio an Stammgästen, die sich wieder freuen, zu uns zu kommen», sagt Goepfert.

Die Lage des Restaurants auf der Sissacherfluh ermöglicht es dem Wirtepaar, im Aussenbereich die nötigen Distanzen zwischen den Tischen gut einzuhalten. Dennoch wird draussen die Zahl der Sitzplätze von 250 auf rund 150 reduziert, im Innenbereich von 50 auf 30. Dies aber nur bei voller Auslastung: Das Schutzkonzept sieht vor, dass sich Gruppen nicht mischen dürfen. Wenn ein Pärchen an einem Tisch mit vier Plätzen sitzt, müssen die zusätzlichen Plätze frei bleiben.

Buchungen von grösseren Gruppen wie Hochzeitsgesellschaften oder Vereinen werden weiterhin abgelehnt. «Besonders bitter» sei aber für das Wirtepaar gewesen, beim schönen Frühlingswetter der letzten Wochen nicht öffnen zu dürfen. «Unser Restaurant auf der Sissacherfluh ist ein Ausflugsziel, und Ausflüge macht man halt bei schönem Wetter. Dann sind wir immer ausgebucht», sagt Goepfert.

Totaler Mieterlass

Leider scheint sich diese Schönwetterperiode dem Ende zuzuneigen. Für Montag, den Tag der Wiedereröffnung, sind Regen und Temperaturen von durchschnittlich 10 Grad prognostiziert. Das könnte viele Gäste davon abhalten, die Sissacherfluh zu besuchen, was zu wei-

teren Umsatzeinbussen führen könnte.

Die drei Betriebe – Restaurant, Lounge und Club – machten in den letzten zwei Monaten mehrere Hunderttausend Franken weniger Umsatz. Umso dankbarer ist das Wirtepaar, dass der Verkehrs- und Verschönerungsverein Sissach einen totalen Mieterlass für das Restaurant zusichert.

Andrea Schuhmacher

ANZEIGE

Wir sind täglich für Sie da.

Ramstein Optik



Alain Goepfert freut sich auf die Wiedereröffnung. Foto: Dominik Plüss

Hurra, endlich wieder Schule!

Nach acht Wochen Zwangspause zieht die «Schweiz am Wochenende» Bilanz zum Fernunterricht. Wie haben Schüler, Lehrerinnen und Eltern den pädagogischen Ausnahmezustand bewältigt? Sechs Thesen.

Kari Kälin

These 1: Hurra, hurra, die Schulen öffnen

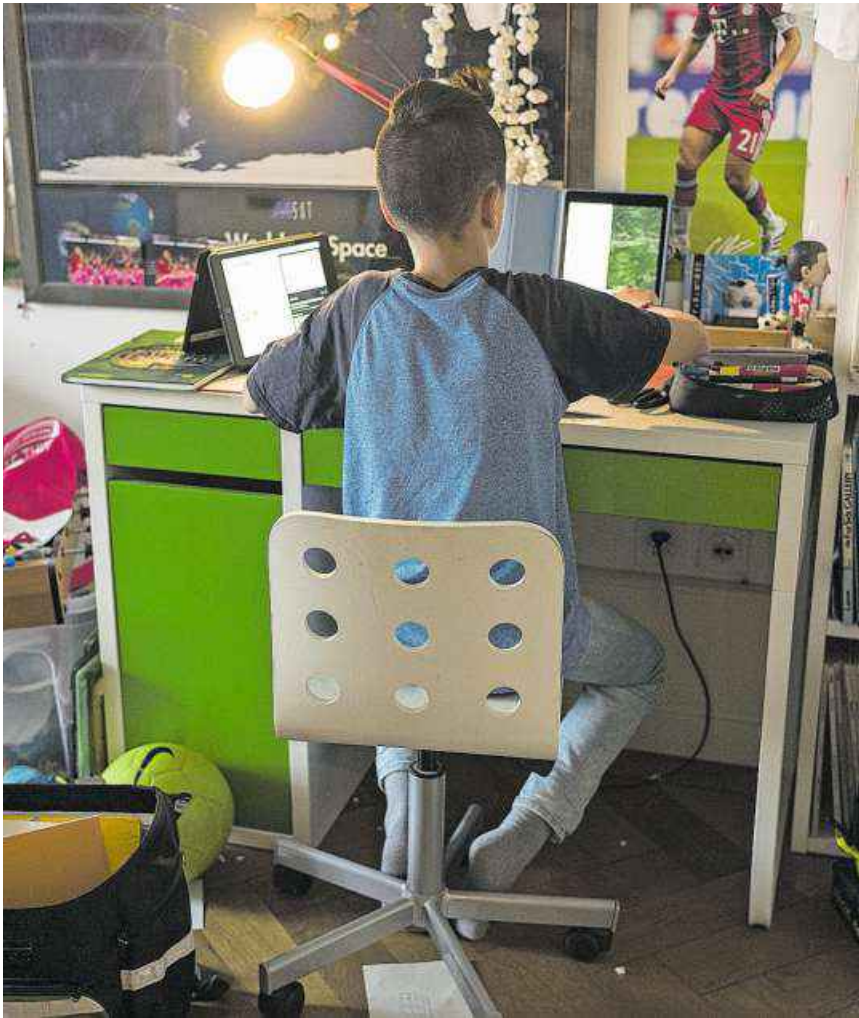
Es ist die Zeit für Geständnisse. Von Primarschülern etwa. Sie rufen der Lehrperson vom Balkon zu: «Ich hätte es ja nie gedacht, aber ich gebe zu, ich freue mich, wieder in die Schule zu dürfen.» Natürlich sehnen sich die Kinder aller Stufen nach ihren Gspänli, nach analoger Kommunikation von Mensch zu Mensch. Luna Lanz, Klassensprecherin der Oberstufenschule Orpund bei Biel, beschreibt es in einem Blogbeitrag auf www.condorcet.ch so: «Endlich wieder an meinem Pult zu sitzen, wieder Sport in der Schule zu haben, endlich die Chemieexperimente durchzuführen und die wechselnden Launen meines Klassenlehrers zu ertragen. Ja, das alles vermisste ich in der Corona-phase sehr.»

These 2: Der Homeschooling-Boom bleibt aus

Die Coronakrise hat keinen Boom beim elterlichen Privatunterricht ausgelöst, wie Willi Villiger, Präsident von Bildung zu Hause, sagt. Der Verein verzeichne bloss eine minimale Zunahme an Vereinsbeitritten. Gründe für das Interesse sind etwa: Daheim werden die Kinder nicht gemobbt. Oder: Sie lernen besser zu Hause. Die Nachfrage nach Tipps hingegen war gross. So wurde der Blog einer erfahrenen Homeschool-Mutter tausendfach geklickt. Derzeit werden in der Schweiz rund 2500 Kinder dauerhaft in den eigenen vier Wänden beschult.

These 3: Eltern staunen, was die Schulen leisten

Mit dem Lockdown ist der Unterricht vom Schulhaus ins Wohnzimmer gewandert. Womit die Eltern realisieren, welche Schwierigkeiten es beim Lernprozess zu meistern gilt. Oder wie schnell die Kinder abgelenkt sind. Dass sie immer wieder aufs Neue motiviert werden müssen. Dass nicht der Lehrer schuld ist an den Lernschwierigkeiten. Dass Unterrichten anspruchsvoll ist,



Was braucht es für das Lernen im Kinderzimmer? Bild: Keystone (Bern, 28. April 2020)

weil die Lehrer die ganze Klasse, aber auch den individuellen Lernfortschritt im Blick haben müssen. Dass es pädagogisch-didaktisches Geschick braucht, gut rhythmisierten Unterricht mit Übungs- und Korrekturphasen. Viele über Nacht zu Hilfslehrern mutierte Eltern sehnen sich die Wiedereröffnung der Schule herbei.

These 4: Digitalisierung steckt noch in den Kinderschuhen

Seien wir ehrlich. Wir waren generell suboptimal auf die Pandemie vorbereitet. Und all die damit verbundenen Herausforderungen. Siehe Maskenmangel. Können wir es den Schulen und Lehrern verübeln, dass sie am Tag 1 nach dem

Lockdown nicht flächendeckend startklar waren für Fernunterricht? Dass alle nach eigenem Gutdünken herumwurstelten angesichts einer fehlenden Strategie? Nicht wirklich. Fest steht: Die Anwendungskompetenz ist gestiegen. Beat Döbeli, Leiter des Instituts für Medien und Schule der Pädagogischen Hochschule Schwyz, formuliert es so: «Viele Lehrerinnen und Lehrer wuchsen in dieser Zeit digital über sich hinaus und schafften, was sie sich vor kurzem nicht zugetraut hätten: eine Videokonferenz mit der ganzen Klasse führen, Arbeitsaufträge für eine ganze Woche auf einer Website zur Verfügung zu stellen oder Arbeiten von Schülerinnen und Schülern in Empfang nehmen und individuelle digitale Rückmeldungen geben.»

Wiederaufnahme Schule: Die Pläne der Kantone



Die von Döbeli mitinitiierte Seite www.lernentrotzcorona.ch wurde seit der Schulschliessung fast eine halbe Million Mal angeklickt. Die Plattform bietet so etwas wie eine digital-didaktische Rundumversorgung: praktische Anwendungstipps, aber auch konkretes Unterrichtsmaterial.

These 5: Digitaler Unterricht ist kein Ersatz fürs Klassenzimmer

Schafft sich die traditionelle Schule gerade ab? Sind die Lehrer überflüssig geworden, wenn die Kinder Lösungen in den Computer eintippen und dieser die Korrekturen ausspuckt? Manche Politiker versprechen sich einen digitalen Schub für die Post-Lockdown-Zeit. Das wird teilweise gelingen, weil sowohl Lehrer und Schüler den Umgang mit Computern besser beherrschen. Bloss: Der analoge Unterricht bleibt unersetzbar. Matchentscheidend für den Lernerfolg, das belegt etwa die berühmte Studie des Bildungsforschers John Hattie von der Universität Melbourne, ist nicht die technische Ausrüstung einer Schule, sondern die Lehrer-Schüler-Beziehung. Die Interaktion zwischen den Menschen ist zentral. Die aufbauenden Rückmeldungen an Schüler, die dialogische Begleitung im Lernprozess ver-

mag eine anonyme Maschine nicht zu leisten. Zu dieser Erkenntnis gelangten übrigens ausgerechnet digitale Pioniere. So erzogen Microsoft-Gründer Bill Gates und Apple-Gründer Steve Jobs ihre Kinder weitgehend technikfrei. Diese besuchten digitalfreie Waldorf-Schulen.

These 6: Der Graben zwischen engagierten und eher faulen Lehrern akzentuiert sich

Ja, es gibt sie. Wie vermutlich in jedem Betrieb. Die Minimalisten. Es sind Lehrer, die wenig mir ihren Schülern interagierten, sie Anfang Woche mit einem Stapel Arbeitsblätter eindeckten und dann quasi sich selber überliessen. Im Ausnahmezustand mögen sich die Defizite noch stärker manifestieren. In Gesprächen mit Eltern, Schülern und Experten zeigt sich aber: Die überwiegende Mehrheit der Lehrer leistete grossen Einsatz. Und erhielt dafür lobendes Feedback von Eltern. Manche pedalt von Haus zu Haus, um vor allem den jüngeren Primarschülern die Aufgaben persönlich vorbeizubringen. Sie hielten mit ihnen einen kurzen Schwatz, riefen sie regelmässig an, besprachen und korrigierten die Arbeiten, bereiteten den Stoff didaktisch einwandfrei auf.

Erste Lockerungsübungen

Die Lockdown-Öffnung am 27. April war ein Fanal. Eine Aufarbeitung dessen aus Anlass des zweiten Schritts.

Lilo Münch*

Endlich 27. April: Ab heute dürfen Friseure wieder arbeiten. «Ich kann einen Termin am 7. Mai anbieten.» So lange noch? Unmöglich. Ich ziehe den Sofortfriseur am Kohlenberg in Erwägung. «Ja, wir haben heute (Montag!) schon auf und ja, und ein wenig Geduld müssen Sie schon mitbringen.»

Ich sitze also auf der Kohlenbergtreppe zusammen mit sechs anderen Bedürftigen, alle sind vor mir dran. Eine verhärmte aussehende Frau hat mich gerade mit bösen Worten von einem Plätzchen an der Sonne, geschätzte 1,87 Meter von ihr entfernt, verscheucht. «Abstandsfaschistin», zischte einer dazu. Die Fronten sind schon mal geklärt. Ein Mann wies mich hin auf eine freie Stufe in seiner Nähe, allerdings im Schatten. Ohne rechte Frisur geht mir der Kampfgeist völlig ab, und so gab ich nach. «Wenn ein Coronakranker Selbstmord macht, gilt er dann als Coronatoter?» Auweia, er will reden, aber das wird kein Smalltalk.

Ich zücke mein rosafarbenes Notizbuch. Ein Geschenk. Rosa ist eigentlich nicht meine Farbe. Aber Corona verändert die Toleranzgrenzen.

Was sehe ich? Den Kohlenberg runter rollt eine mir unbekannte Variante eines Rollstuhls, hinten zwei Räder, vorne ein Rad, mit einer Frau höheren Alters darin. Das Tram hält, eine Person steigt aus, vier steigen ein. Fünf Stufen unter mir ein Versteinerter mit kreisrunder Glatze inmitten von 1,2 Zentimeter langem Haar. Je kürzer die Haare, desto relevanter ist jeder Millimeter.

Der Gesprächige neben mir steht auf, um Gesellschaft zu suchen.

Ein glatzköpfiger Pöstler kommt mit einem dicken Paket im Arm die Treppe hoch, grinst uns breit an. Er hat gut grinsen. Einen Rasierer kann jeder bedienen.

Schon wieder ein Tram, zwei steigen aus, fünf steigen ein. Der Personenumschlag nimmt deutlich zu. Man spürt, es ist bald Mittag, dann ist hier der Bär los.

Der Versteinerter vor mir hat sich nun bewegt. Ich entdecke die Socken in seinen Sandalen. Die Verhärmte trinkt wieder einen Schluck aus ihrer Red-Bull-Dose. Jetzt zieht sie ihre rote Jacke aus. Ihr ist wohl zu warm geworden da in der Sonne. Ob ich ihr einen Platztausch anbieten soll?

Wieder ein Tram. Keiner steigt ein, keiner steigt aus. Ich liege mit meiner Prognose leicht daneben. Nur die Personen-



Die Autorin beim Schlangesitzen auf der Kohlenbergtreppe.

Bild: Andreas Schwald (Basel, 27. April 2020)

dichte auf der Treppe hat sich um drei weitere Wildköpfige erhöht.

Auf mittlerer Höhe sitzt eine Italienerin im ärmellosen Shirt, inzwischen wegen des Fortlaufs der Sonne im Schatten. Sie fröstelt. Eine Blondierte stakst vorbei, spricht in ihr Handy: «Ja, die sitzt alli uf dr Träppe und waarte.» Mir fällt jetzt nichts mehr ein. Die Kopfarbeit wird verdrängt vom Empfinden meines Hinteren, der sich über die Kanten des Buchs beschwert, auf dem er sitzt. Beschwer dich nicht, das ist besser als der nackte schattenkalte Granit.

Wieder ein Tram. Die Fahrgäste verhalten sich völlig unvorhersehbar. Es macht überhaupt keinen Spass mehr, zu zählen. Der Gesprächige wird ungeduldig. «Jä mache die zerscht e Usbildig dört inne?»

Der Versteinerter dreht den Kopf in Richtung Schaufenster und späht nach einer Antwort. Jetzt! Eine kommt raus, er geht rein. Noch vier vor mir.

Ein junges Mädchen verlässt das Haus hinter mir. Etwa 18-jährig, weisse Sneakers, schwarze Röhrenjeans, bauchfreies Top, blonder Dutt mit zarter Schleife, Tattoo auf dem Nacken, Handtäschchen am Handgelenk. Sie hüpfte die

«Der junge Mann hat jetzt Locken. Total süß, das hat sich gelohnt.»

Stufen runter, man kann nicht anders als ihr nachschauen. Fünf Minuten später taucht sie wieder auf mit säuerlichem Gesicht. Und schlägt die Haustüre hinter sich zu. Ich schätze, sie war beim Bankautomaten, und es kommt immer noch kein Geld raus.

«Si sitze do e chli ungünstig. Me muess jo Slalom laufe», mault uns eine Schlechtgelaunte an. Na, die war wohl die letzten Tage nie in einem Park unterwegs.

Zehn Minuten später kommt der Friseur mit Maske im Gesicht vor die Türe. «Es tut mir leid», alle halten den Atem an und rechnen mit: «Es tut mir leid, aber es gibt eine Beschwerde, Warten auf der Treppe ist ab sofort verboten, bitte kommen Sie ein anderes Mal wieder.» Doch er sagt: «Es tut mir leid, aber wir haben das Gesetz nicht gemacht». Er klagt uns sein Leid, Desinfizieren nach jedem Kunden, die Auszubildende darf nicht arbeiten, obwohl sie da ist, deshalb sind sie nur zu dritt, usw. Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass es erst weitergehen kann, wenn er wieder reingeht. Zustimmung des Gelächter rundum. Er zeigt Humor und geht wieder rein.

Zwischen der Verhärmten und dem Gesprächigen hat sich inzwischen ein Gespräch entwickelt. Eine andere Dame, sehr zierlich, steht frierend vor ihrem Schattenplatz auf und sagt: «Ich friere.» Der Neuzugang schräg hinter mir antwortet: «Es liegt doch gar kein Schnee.» Ausser ihm lacht niemand. Sie geht die Treppe runter in die Sonne und reibt sich die Glieder. Sie tut mir echt leid.

Beim nächsten Aufruf lässt der Gesprächige der Frierenden den Vortritt. Das hat sich ja gelohnt, das Gliederstreichen. Sie tut mir jetzt nicht mehr leid. Jetzt tue ich mir leid. Eine Stunde ist nun um. Fehlt nur, dass ich auch noch Hunger kriege.

Eine Frau in rosarotem Mantel kommt an den Fuss der Treppe, schaut sich lächelnd um und fragt: «Wie weiss man, wer die Letzte ist?» Schweigen. «Sie sind die Letzte», sagt die Vorletzte in rosaroter Hose, aber ohne zu lächeln.

Der Gesprächige ist jetzt an der Reihe. Nach drei Minuten stürmt er erbost nach draussen. «Die wollen Name, Adresse und sogar die Telefonnummer! Da mach ich nicht mit! Polizeistaat!» Und weg ist er. Niemand hält ihn auf. Die Verhärmte springt in die Lücke, und drin ist sie.

Jetzt bin ich endlich dran. Der Friseur erklärt wieder das Gesetz und warum er die Daten braucht. Ich glaube ihm alles und gebe ihm alles. Jeder zweite Stuhl ist mit einem rosaroten (schon wieder rosa!) Band abgesperrt. Auf dem übernächsten Stuhl sitzt ein junger Mann mit vielen kleinen Wicklern im Haar. Sieht nach vollem Programm aus. Er muss sehr gelitten haben die letzten Wochen. Ich sitze jetzt schon fünfzehn Minuten hier. Keiner bietet Kaffee an. Ich habe den Service nicht erwartet an diesem Premierentag, fehlen tut er doch. Dass es nichts gibt, hat sicher mit dem Gesetz zu tun.

Der junge Mann hat jetzt Locken. Total süß, das hat sich gelohnt. Jetzt geht er. Und ich

Das Leben kehrt zurück

Zufälle gibts! Die Autorin entdeckte sich auf dem Bild der bz zur Öffnung des Lockdowns vom 27. April und bot uns ihren vor Ort entstandenen Text an. Wir sagten zu – und bilden die denkwürdige Situation noch einmal ab. Ab heute, 11. Mai, gilt der zweite Schritt der Lockdown-Lockerung. Läden, Beizen und weitere Einrichtungen öffnen nun. (ans)

sitze jetzt schon seit dreissig Minuten hier, konfrontiert mit dem Maskengesicht im Spiegel. Ich sinniere über die Rolle der Augen im Gesicht und über Kajal und die Schminktricks, die ich mir auf Youtube mal ansehen werde.

Meine Friseurin stellt sich vor, wir sind uns schnell einig, wo was weg soll, sie ist flink und geschickt trotz knisternder Handschuhe. Geredet wird wenig, die Maske hält nicht nur den Atem zurück, sondern auch den Wunsch zu reden. Ich fange an, zu träumen von diesem wunderbaren Beruf, der so schnell Ergebnisse bringt und die Menschen in zehn Minuten glücklich macht (gut, alles in allem waren es jetzt zwei Stunden). Ein paar Gramm verlorene Haare fühlen sich an wie ein paar verlorene Kilos auf den Hüften. Hätte sie mir nicht noch am Ende aus Versehen die Haarreste hinter meine Maske und damit in den Mund geföhnt, ich hätte sie umarmt.

Aber das wäre ja gegen das Gesetz gewesen.

*Lilo Münch ist Architektin und Autorin. Sie lebt in Basel.

Coronanews

Eine Neuinfektion im Baselbiet

785 Geheilte Im Baselbiet ist gestern nur eine Neuinfektion mit dem Coronavirus registriert worden. Damit stieg die Zahl der Infizierten auf 836. Von den bisher in Baselland registrierten Infizierten gelten 785 als geheilt – das waren zwei mehr als am Vortag. Zwei Personen befanden sich gestern wegen Covid-19 in Spitalpflege, davon eine Person auf der Intensivstation. Die Anzahl Todesfälle liegt nach wie vor bei 34. (sda)

Basel-Stadt publiziert neuste Zahlen erst heute

90 Prozent genesen In Basel-Stadt ist von Donnerstag auf Freitag eine Neuinfektion mit dem Coronavirus registriert worden. Somit steigt die Zahl der positiv Getesteten auf 966. Davon sind 874 Personen beziehungsweise 90 Prozent wieder genesen. Wie das Basler Gesundheitsdepartement am Freitag mitteilte, liegt die Anzahl der registrierten Todesfälle unverändert bei 50. Derzeit befinden sich zwölf Einwohnerinnen und Einwohner des Kantons Basel-Stadt wegen einer Covid-19-Erkrankung in einem baselstädtischen Spital. Aktuelle Zahlen werden heute Montag publiziert. (sda)

Keine weiteren Todesfälle am Wochenende

Lörrach Im Landkreis Lörrach ist die Zahl der Covid-19-Infizierten gestern um eine Person gestiegen und liegt nun bei insgesamt 660 Fällen. Es kam am Wochenende zu keinen weiteren Todesfällen, die Gesamtzahl der Verstorbenen liegt weiterhin bei 53. Die Lage im Kreiskrankenhaus ist stabil. (bz)

Nur eine weitere Neuankommlung

Solothurn Die jüngsten Coronazahlen des Kantons Solothurn stammen von Donnerstagnacht. Um 24 Uhr lag die Zahl der verstorbenen Personen unverändert bei 15. Im Vergleich zum Vortag wurde eine weitere Person positiv auf das Covid-19-Virus getestet. Elf Coronapatienten befanden sich Donnerstag noch im Spital. Heute werden neue Informationen erwartet. (bz)

Aargau mit vier neuen Coronafällen

16 Personen hospitalisiert Im Kanton Aargau sind bis Freitag 1149 bestätigte Fälle von Infektionen mit dem Coronavirus verzeichnet worden. Das sind vier Fälle mehr als am Vortag. Bisher sind im Aargau 37 Personen an Covid-19 gestorben. Wie aus dem Lagebulletin des Kantonalen Führungsstabs vom Freitag hervorgeht, sind zurzeit 16 Personen hospitalisiert. Davon werden drei Personen auf Intensivstationen behandelt und künstlich beatmet. Derzeit ist eine Person auf der Überwachungsstation. Gemäss einer Schätzung des Kantonsärztlichen Dienstes gelten im Aargau rund 990 Personen als geheilt. (sda)

«Wir dürfen uns jetzt nicht einschliessen»

Der Basler Epidemiologe Marcel Tanner über die Lockdown-Massnahmen des Bundes und Wege aus der Coronakrise.

Andreas Schwald und Patrick Marcolli

Herr Tanner, Corona ist als Thema überall. Lockdown, Vorschriften, Empfehlungen, Entbehrungen: Verstehen Sie, wenn man vom Thema genug hat?

Marcel Tanner: Sicher. Weil das Gefühl entsteht, immer über dasselbe zu reden. Umgekehrt ist es aber auch so: Wir müssen darüber reden! Denn nur so kann das Gefühl entstehen, dass wir gemeinsam unterwegs sind, aus dieser Situation wieder herauszufinden. Wir können nicht aus so einem Lockdown ausbrechen, ohne dass wir alle zusammen einen Ausweg sehen. Auch wenn es einem ein bisschen viel werden kann.

Und Sie persönlich?

Natürlich werden wir, die versuchen, auf diesem Weg etwas beizutragen, laufend gefragt und angesprochen werden. Aber wir können und dürfen nicht nachlassen, Antworten zu geben und den derzeitigen Wissensstand zu vermitteln. Auch wenn es immer dieselben Fragen, teils auch sehr kritische, sind.

Sind Sie der Ansicht, dass die Schweiz im internationalen Vergleich die Situation gut gelöst hat?

Solche Vergleiche sind sehr schwierig. Jedes Land hat andere gesetzliche Grundlagen und auch soziale, kulturelle und ökonomische Eigenheiten, aufgrund derer Entscheide gefällt werden. Wenn wir aber unsere Situation anschauen, dann können wir feststellen, dass sehr vieles sehr gut gelaufen ist – trotz der Kritik, dass man zum Beispiel noch schneller hätte handeln können.

Wie meinen Sie das?

Wir müssen wohl feststellen, dass wir nicht ausreichend vorbereitet gewesen waren und auch früher eine wissenschaftliche Begleitgruppe hätten einsetzen können. Das ist aber nicht als Fehler anzusehen, sondern als Erkenntnis. Denn all diese Massnahmen, die wir getroffen haben, haben uns nun in eine Lage gebracht, in der wir die Situation handhaben können. Und das ist sehr gut.

Der wochenlange Lockdown war eine radikale Massnahme. Wenn Sie zum heutigen Zeitpunkt zurückblicken: War dieser Lockdown gerechtfertigt?

Ja. Er erfolgte zu einem Zeitpunkt, als es in den Nachbarländern bereits schlecht ausgesehen hatte. Wir sind ein Land, das auf alle Seiten hin stark exponiert ist. Wir mussten wachsam sein, damit wir keine weiteren importierten Fälle haben und sich die bisherigen Infektionen nicht weiter ausbreiten konnten. Plötzlich stellte man schweizweit innerhalb kürzester Zeit Infektionen fest. Angesichts unseres tiefen Kenntnisstands über dieses konkrete Virus sowie mangels Medikamenten



Marcel Tanner zur gefürchteten zweiten Coronawelle: «Wir werden Hotspots haben, wo wir regional und lokal handeln können.»

Bild: Juri Junkov (7. Mai 2020)

und eines Impfstoffs musste ein erster Schritt getan werden, um die Übertragungskette zu unterbrechen. Genau dafür haben wir das Epidemiegesetz: Um zentral und auf Bundesebene Massnahmen zu überlegen und anzuordnen, die zum Wohl des ganzen Landes sind.

Es gibt klare Verhaltensregeln. Ist eine Schliessung der Grenzen wirklich nötig, wenn ein Durchsetzen die Verbreitung des Virus eindämmen würde?

Zum jetzigen Zeitpunkt ist es nicht angezeigt, zurückzublicken, wir müssen vorausblicken. Wenn man die Grundmassnahmen einhält, ist es wichtig und dringend, dass man darüber nachdenkt, wie man die Grenzen bald wieder öffnen kann.

Sie umgehen die Frage gerade sehr elegant.

«Sicher gehe ich ins Restaurant! Auch wenn ich eigentlich zur Risikogruppe gehöre.»

Marcel Tanner
Epidemiologe

Keinesfalls. Wir wussten ja nicht, wie die Übertragung zu uns kommt. Selbst bei Einhalten aller Abstands- und Hygieneregeln und gar einer Schutzmaskenpflicht für Kranke wäre eine Durchsetzung dieser Massnahmen extrem schwierig. Wir haben Zehntausende von Grenzgängern allein in dieser Region, so viele Menschen, die aus unterschiedlichen Kulturen kommen. Da ist ein umfassend kontrollierter Umgang eigentlich gar nicht möglich.

Man lässt aber die Grenzgänger aus wirtschaftlichen Gründen über die Grenze und nicht aus epidemiologischer Unbedenklichkeit.

Es ist wichtig, die gesellschaftliche und wirtschaftliche Komponente im Blick zu behalten und nicht das eine gegen das andere auszuspielen. Es ist nicht zu unterschätzen, wie viele Menschen auf verschiedenen Stufen grenzübergreifend hier tätig sind – im Gesundheitswesen, aber auch anderswo. Hätte man diese nicht in die Schweiz gelassen, wir wären vor gewaltigen Problemen gestanden. Das sind Abwägungen, die gemacht werden müssen: Zwischen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und gesundheitlichen Faktoren.

Was braucht es für die Grenzöffnung?

Einen internationalen Konsens zwischen den Ländern, die alle noch unterschiedliche Schutzkonzepte haben. Es geht dabei auch um das Soziale: Die Liebespaare an Grenzzäunen sind ein wichtiges Bild dafür. Klar ist, wir müssen jetzt früh darüber nachdenken, wie es weiter geht.

Viele Menschen haben zurzeit Angst vor einer sogenannten zweiten Welle und einem zweiten Lockdown. Zu Recht?

Was sicher nicht angezeigt ist, ist sich nun einzuschliessen, aus Angst vor einer zweiten Welle. Es gibt klare Verhaltensmassnahmen, die uns eben ermöglichen, dass wir uns viel freier bewegen können als etwa in Frankreich, wo zur Ausgangssperre gegriffen wurde.

Wie sieht es denn mit dieser zweiten Welle aus?

Wir müssen sehen: In der Schweiz waren sehr wenig Menschen diesem Virus exponiert. Eine Genfer Studie mit Antikörpertests zeigt, dass insgesamt wohl zwischen fünf und sechs Prozent der Bevölkerung exponiert waren. Weil die Zahl der für das Virus empfänglichen Menschen immer noch enorm hoch ist, müssen wir nun sicherstellen, dass die Übertragung nicht weitergeht und dass die Infektionsketten unterbrochen werden.

Solle man dann nicht einfach weiterhin an einem rigiden Lockdown festhalten?

Nein. Natürlich wird es weitere Fälle geben. Wir werden aber sehen, dass die Infektionen nicht überall in der Schweiz gleichmässig auftreten; sich aber an bestimmten Orten häufen. Wir werden in der Schweiz, aber auch in ganz Europa Clusters erkennen können, wenn man die Ansteckungskette in Echtzeit verfolgt und damit einzelne Massnahmen treffen kann. Dafür brauchen wir aber ein Sentinella-System, das die

Zur Person

Der bald 68-jährige Marcel Tanner ist der ehemalige Direktor des Schweizerischen Tropeninstituts, heute Swiss Tropical and Public Health Institute (TPH). Im Sommer 2015 gab er nach 18 Jahren diese Funktion ab. Tanner ist Epidemiologe und hat in dieser Funktion viele gefährliche übertragbare Krankheiten wie Malaria und Ebola erforscht. Tanner war zudem Professor für Parasitologie und Epidemiologie an der Universität Basel. Aufgrund dessen wurde er während der Coronakrise in den Beraterstab des Bundes berufen. (ans)

Echtzeitverfolgung bis ins Lokale zulässt.

Geht das gut?

Ja, da bin ich ziemlich sicher. Wir werden Hotspots haben, wo wir regional und lokal handeln können. Dann braucht es auch keinen generellen Lockdown mehr. Das will auch niemand. Sobald wir in einen Zyklus mit kompletten Lockdowns kommen, wird die Situation fatal. Dann wird zuerst die Gesellschaft auseinanderbrechen und damit auch die Wirtschaft.

Und die Angst, dass wir auf einen Überwachungsstaat unter dem Mantel des Gesundheitsschutzes zugehen?

Nein, gar nicht. Nehmen Restaurants Telefonnummern auf, ist das vergleichbar mit den Passagierlisten eines Flugzeugs. Klar ist: Wir müssen testen,

Kontakte verfolgen und Quarantäne verordnen. Diese Kette zur Virusbekämpfung muss vollständig sein. Die App, die man dafür einführen will, hinterlässt keine Daten in einer zentralen Datenbank. Deshalb stellt die Schweiz die Entwicklung selbst sicher, damit wir nicht auf Drittanbieter angewiesen sind, die irgendwo Daten sammeln. Die Nutzung der App ist freiwillig. Muss man die Kontaktverfolgung ohne App ganz traditionell machen, dann wird telefoniert.

Seit Anfang dieser Woche sind die Restaurants wieder geöffnet. Gehen Sie hin?

Ja, sicher! Auch wenn ich zur Risikogruppe gehöre. Eben gerade um aufzuzeigen, dass es geht – wohlverstanden die grundlegenden Schutzmassnahmen beachtend. Müsste ich in die Schule gehen, würde ich auch das tun. Es geht darum zu zeigen, dass wir nun in eine neue Normalität aufbrechen. Da müssen wir alle mitmachen.

Angesichts der Lage: Könnte man 2021 eine Basler Fasnacht durchführen lassen?

Man kann angesichts der Lage nicht im Mai 2020 pauschal sagen, dass sie stattfinden wird oder nicht. Ich würde aber sagen, es wird eine Form der Basler Fasnacht 2021 geben. Wir müssen jetzt vorsichtig verfolgen, wie diese Öffnung gelebt wird. Hält man sich an die Konzepte, ist man zuversichtlich und positiv, dann wird man wieder an Konzerte, an Fussballspiele, an eine Fasnacht gehen können. Entscheidend ist, dass wir nun diszipliniert, aber mit Freude diese Öffnung leben.

Coronavirus



Bei rot heisst es warten: Im Warenhaus Jelmoli in Zürich regelt ein Ampelsystem, wie viele Leute rein dürfen. Bild: Christian Beutler/Keystone (11. Mai 2020)



Die SBB verzeichnen seit gestern wieder mehr Passagiere.



Auch Fitnesscenter sind wieder offen. Bilder: Gaetan Bally/Keystone

Ein langsames Erwachen

Die Schweiz öffnet sich wieder, doch Tag eins nach dem Lockdown zeigt auch: Bis zur Normalität ist es noch ein weiter Weg.

Stefan Ehrbar, Kari Kälin, Anna Miller und Dominic Wirth

6 Uhr, Ebikon, Luzern

Die zwei alten Freunde konnten es kaum erwarten. Und so stehen sie schon am Netz des Tennisclubs Ebikon, als der Tag erst ein paar Stunden alt ist. Die beiden spielen seit acht Jahren zusammen Tennis. Corona hat sie jetzt zwei Monate lang daran gehindert, und auch an diesem Morgen ist noch längst nicht alles so, wie es früher einmal war.

Bevor die beiden zum ersten Mal aufschlagen, verzichten sie auf den Handshake, der eigentlich üblich ist. Auch Stoppbälle, mit denen sie sich sonst gerne über den Platz jagen, unterlassen sie, so haben sie das vorher vereinbart. Schliesslich gilt noch immer: Abstand halten, mindestens zwei Meter. Nur unter dieser Bedingung erlaubt der Bundesrat seit gestern den Breitensportlern in der Schweiz wieder Trainings. Allerdings nur in Kleingruppen bis fünf Personen – und ohne Körperkontakt. Für die zwei Tennisspieler in Ebikon ist das weniger ein Problem als für Fussballer. Nach 50 Minuten beenden sie ihr Spiel. Und gehen zur Arbeit.

7 Uhr, Rheinfelden, Aargau

Auf der A3 in Richtung Basel brauchen Pendler Geduld: Ab der Einfahrt Rheinfelden Ost stauen sich die Autos. «Es ist ein bisschen wie früher», sagt der Moderator im Radio. Es stockt auf der A4 vor Winterthur, auf dem Zürcher Nordring, in die Stadt Zürich hinein und auf der A3 bei Basel. Allerdings: Noch sind längst nicht alle aus dem Homeoffice zurück. Nur von einem «leichten Anstieg des Verkehrsaufkommens»

spricht Lidia Pereira Martinez von Via-suisse. Vor allem in der Region Zürich seien mehr Menschen mit dem Auto unterwegs gewesen. Im Tessin und in der Westschweiz sei es bei der Einreise zu Wartezeiten gekommen.

10.30 Uhr, Zürich

Am Eingang des Buchhändlers Orell Füssli steht eine Ampel, ihr Signal leuchtet gerade grün. Sie soll verhindern, dass sich zu viele Kunden gleichzeitig im Laden aufhalten. Zehn pro Quadratmeter, mehr geht nicht. Im Falle des Buchladens nahe der Zürcher Bahnhofstrasse bedeutet das: maximal 150 Personen. Ein Infrarotsensor zählt am Ein- und Ausgang mit.

Die Filiale von Orell Füssli ist so etwas wie ein Musterknabe, doch ein Gang durch die Zürcher Innenstadt zeigt, dass es längst nicht alle so genau nehmen mit ihrem Schutzkonzept. Es gibt einige wenige Geschäfte, die so tun, als wäre alles wie früher. An deren Türen nicht einmal eines der Corona-poster klebt, an die man sich schon fast gewöhnt hat. Dann gibt es jene Läden, die einen Zettel ins Schaufenster gehängt haben: Maximal 5 Personen heisst es dann dort zum Beispiel. Und dann sind da noch jene, die auf sicher gehen. In denen Plexiglasscheiben vor der Kasse aufgebaut sind und das Personal Schutzmasken trägt, etwa in der Dior-Filiale an der Bahnhofstrasse, wo ein Mann im Anzug Einlass gewährt.

11.40 Uhr, Zürich

Vor der Bierstube Scheidegg im Herzen von Zürich-Wiedikon sitzen an vier Tischen verteilt ein paar Stammgäste. Sie sind froh, dass ihre Kneipe nach acht

langen Wochen wieder geöffnet ist. Getrunken wird Weisswein, Bier und Kafi Schnaps. Als ein heftiger Regenguss niedergeht, flüchten die meisten ins Innere. Zwei ältere Männer bleiben draussen sitzen und rauchen. Ihr Platz liegt unter einem Vordach im Trockenen. Einer trägt eine verwaschene Jeansjacke, der andere sitzt auf seinem elektrischen Rollstuhl. Der Gesprächsstoff ist ihnen wenige Stunden nach Ende des Lockdowns bereits wieder ausgegangen.

12.30 Uhr, Bern

Ein bisschen Tanzsaalgefühl im Restaurant Obstberg, der viele Platz, plötzlich, und das Servicepersonal, das so freundlich lächelt, keine Ahnung, ob immer schon, oder heute noch ein bisschen mehr, weil endlich wieder Gäste kommen. Desinfektionsmittel am Eingang, weisse Tischtücher, Sicht auf den Garten, das Menu wird auf dem iPad präsentiert, wer mag, kann sich mittels QR-Code registrieren lassen. Das Salz und die Pfeffermühle erhalten die Gäste bloss auf Anfrage, weil alles vom Personal desinfiziert werden muss, was der Gast in den Händen hielt. Es gibt Cordon bleu mit Pommes Almettes, mancher gönnt sich mittags schon den Dreigänger, was solls, man lebt nur einmal, endlich wieder was Ordentliches auf dem Teller, man bleibt länger sitzen.

14.45 Uhr, Zürich

Es ist der Tag der Öffnung, der Tag des Aufbruchs, doch Vincenzo Lucente spürt davon noch nicht viel. Lucente, graues Haar, distinguerter Auftritt, führt in der Nähe des Paradeplatzes ein Herrenbekleidungsgeschäft. Jetzt steht

er auf edlem Teppichboden, lässt den Blick durch den leeren Laden schweifen und sagt, es sei ein langsamer Start, aber damit habe er gerechnet.

Während in einer Ikea-Filiale in der Agglomeration die Leute in langen Schlangen stehen, herrscht in vielen Zürcher Läden vor allem eines: gähnende Leere. Das ist auch in den hippen Stadtkreisen 4 und 5 so. Dort sagt eine Ladenbesitzerin etwas trotzig, so schlecht laufe es gar nicht, es sei ein normaler Montag, etwas unterdurchschnittlich vielleicht, mehr nicht. Eines aber zeigt dieser Tag der Öffnung: So richtig in Kaufaune sind die Leute noch nicht, und es ist auch nicht so, dass jetzt nachgeholt wird, was zwei Monate lang nicht möglich war. Vielleicht liegt das auch am Einkommensverlust der Haushalte. Die Credit Suisse beziffert ihn für die zwei Monate Lockdown auf 15 Milliarden Franken. Ladenbesitzer Vincenzo Lucente hat eine andere Erklärung. Er glaubt, dass es noch am Vertrauen fehlt. «Alles braucht seine Zeit, aber die Leute kommen schon wieder, wenn sie sich sicher fühlen», sagt er.

15.30 Uhr, im ganzen Land

Und plötzlich sind sie wieder da, die Kinderschreie, die über Pausenplätze hallen. Es ist ein besonderer Schultag, der zu Ende geht. Rund 650 000 Kinder durften wieder zur Schule, zum ersten Mal seit fast zwei Monaten. Einige von ihnen hatten vielleicht ein wenig Mühe mit dem Aufstehen. Doch auf die Schule haben sie sich fast immer gefreut, und das nicht zu knapp. Auch wenn dort vieles anders ist als vorher.

In manchen Schulen sitzen die Kinder jetzt alleine an Pulten, die weit verstreut im Klassenzimmer verteilt sind. In

anderen stehen Plexiglasscheiben vor dem Pult des Lehrers, und eine rote Linie zeigt den Schülern, wie nahe sie ihm kommen dürfen. Es gibt Schulen, in denen die Klassen sich auf dem Pausenplatz besammeln müssen. Kantone, in denen nur Halbklassen unterrichtet werden. Und überall wird eines gross geschrieben: das gründliche, ausgiebige Händewaschen. Franziska Peterhans, Zentralsekretärin des Lehrerverbands, sagt, dass sich viele Kinder und Lehrer auf die Schule gefreut hätten. Die Schutzkonzepte einzuhalten, sei aber «eine grosse Herausforderung» für die Lehrer.

17.30 Uhr, Zürich

Langsam geht es heimwärts, die Trams und Busse sind voller als auch schon, und auch Masken sieht man nun häufiger. Doch klar ist auch eines: Die dringende Empfehlung, zu Stosszeiten Masken zu tragen, sie wird als das interpretiert, was sie eben ist: eine Empfehlung. Kann man machen, muss man aber nicht. Das beobachtet man auch bei den Postautos. Selbst im Tessin betrug laut einer Schätzung der Anteil der Maskenträger nur 20 bis 30 Prozent.

Die Passagierzahlen haben gestern zugenommen, beobachtet das Personal der SBB – wenn auch im Vergleich zu Vor-Corona-Zeiten auf tiefem Niveau. Noch Ende April fehlten 70 Prozent der üblichen Pendler. Am Montag stiegen die Passagierzahlen in den S-Bahnen laut einem SBB-Sprecher stärker als im Fernverkehr. Auch in den Postautos sitzen wieder mehr Menschen, doch bewegt sich die Zahl der Passagiere bei maximal 50 Prozent im Vergleich zu normalen Zeiten. Etwas enger, sagt ein Sprecher, sei es auf gewissen Linien aber schon geworden.

So startete der erste Schultag

Regierungsrat Cramer zieht Bilanz Nach Befürchtungen, dass viele Lehrer und Schüler fehlen könnten, gibt es nun konkrete Zahlen. Die stimmen

Dina Sambar

Am Montagmorgen war es so weit. Nach acht Wochen Lockdown mit Fernunterricht sollten Tausende Kindergärtler und Sekundar- und Primarschüler wieder in ihren Klassenzimmern unterrichtet werden. Doch wie viele Eltern würden ihre Kinder tatsächlich zur Schule schicken? Und wie viele Lehrer würden fehlen, weil sie zur Risikogruppe gehören? Im Vorfeld waren diese Themen heiss diskutiert worden.

Um elf Uhr trat der Basler Erziehungsdirektor Conradin Cramer vor die Medien: «Die erste Bilanz ist: Der Start hat toll funktioniert.» Das zeigen laut Cramer auch die Präsenzzahlen: «Weniger als 2 Prozent der Schulkinder haben gefehlt. Das heisst, 98 Prozent waren da; das ist mehr, als wir erwarten durften.» Dies zeuge vom Vertrauen, das die Eltern in das Schutzkonzept hätten. Auch der Anteil der fehlenden Lehrer ist geringer als vorausgesagt: «In der Sekundarstufe sind es 7 Prozent und in der Primarstufe sogar nur 2 Prozent, die nicht da waren», so Cramer. Zuvor war man in den beiden Basel davon ausgegangen, dass 10 bis 20 Prozent der Lehrer fehlen würden.

Ähnliche Zahlen vermeldet das Baselbiet. «Laut unserer Umfrage sind es 4,5 Prozent auf der Primarstufe, 5 Prozent auf der Sekundarstufe. Bei den Schülerinnen und Schülern liegt der Wert tiefer; auf beiden Stufen bei rund 1,1 Prozent», wie die Baselbieter Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion auf Anfrage mitteilt.

Froh, wieder in die Schule zu dürfen

Besuch in einem Klassenzimmer im De-Wette-Schulhaus. Die Schüler nutzen dort getrennte Eingänge. Die Pause findet gestaffelt statt. Abstandsmarkierungen oder Plexiglasscheiben gibt es im besichtigten Zimmer keine. «Es ist nicht vorgesehen, dass sich jede Lehrperson mit Plexiglas schützt», sagt der Co-Schulleiter Stephan Bühler. Das sei bei 30 Klassen und 60 Schulzimmern in dieser Zeit auch gar nicht machbar gewesen. In einzelnen Fällen wurde jedoch ein solcher Schutz eingerichtet. «Wir haben es den Lehrern selbst überlassen, wie sie die Bereiche für sich und die Schüler definieren», sagt Bühler. Wichtig sei einfach, dass sich Lehrer und Schüler wohl und sicher fühlen.



«Der Start hat toll funktioniert»: Regierungsrat Conradin Cramer informiert um 11 Uhr in der Sekundarschule De Wette die Medien. Foto: Florian Bärtschiger

«98 Prozent der Schulkinder waren da. Das ist mehr, als wir erwarten durften.»

Conradin Cramer
Erziehungsdirektor Basel

Emma, Tamara und Elmo sind 15 Jahre alt und Schüler der Sek De Wette: «Ich habe meine Klassenkameraden schon vermisst», sagt Elmo. Der Fernunterricht sei manchmal ein bisschen langweilig gewesen. «Ehrlich gesagt, hätte ich nicht gedacht, dass ich mich je so freuen würde, wieder zur Schule zu gehen.» Auch Emma hat sich auf den Start des Präsenzunterrichts gefreut: «Was ich nicht so toll finde, ist, dass ich jetzt wieder so früh aufstehen muss. Ich habe mich daran gewöhnt, erst um 9 Uhr an den Computer zu sitzen.» Trotzdem findet sie es besser, wieder in die Schule zu gehen –

nicht nur wegen der Klassenkameraden und der Lehrer: «Im Fernunterricht hatten wir keinen Druck und mussten alles selbstständig planen. Das kann ich nicht so gut.» Tamara befürchtet, dass der Unterricht trotzdem nicht mehr so sein wird wie vor Corona: «Ich denke, einige Kinder werden unruhiger sein, weil es keine Noten mehr gibt. Sie nehmen den Unterricht nicht mehr so ernst.» Sorgen wegen einer Ansteckung machen sich alle drei nicht.

Sollte es aufgrund der diversen Lockerungen, die seit dem 11. Mai gelten, zu einer zweiten Welle kommen, hat

man im Baselbiet ein Konzept in der Schublade: «Je nach Entwicklung der Fallzahlen werden wir flexibel reagieren und Halbklassenunterricht in Betracht ziehen oder zum Fernunterricht zurückkehren». Das schrieb die Baselbieter Bildungsdirektorin Monica Gschwind letzte Woche in einem Brief an besorgte Eltern.

Laut Erziehungsdirektor Cramer ist es äusserst unwahrscheinlich, dass die Schulen wieder geschlossen werden: «Gesundheitsexperten gehen davon aus, dass Kinder nicht die Treiber dieser Pandemie sind. Sonst hätte man die Schulen gar nicht erst wieder geöffnet.»

Die Pendler setzen auf das Auto

Nach dem Ende des Lockdown Volle Strassen und halb leere Züge in und um Basel: Gestern kehrten zahlreiche Menschen an ihre Arbeitsstelle

Ein Stück Normalität kehrt am Montag auf die Strassen der Region zurück. Wo während Wochen gähnende Leere herrschte, wimmelt es wieder. Die Trottoirs der Gemeinden sind voll mit fröhlichen Kindern auf dem Weg zur Schule. Auf den Strassen rollt die längere Zeit abwesende Blechlawine in Richtung Stadt. Viele Angestellte, die während des Lockdown im Homeoffice verweilten, mutieren wieder zu Pendlern. Doch wie früher ist es noch nicht. Die Park- und Ride-Parkplätze an den Bahnhöfen haben viele Lücken. Wo sonst die Pendler aus den Tälern in die S-Bahnen umsteigen, bleiben die Parkplätze leer.

Die S-Bahn von Pratteln nach Basel, die kurz vor acht Uhr in Muttentz hält, ist zwar weniger stark frequentiert als üblich. Eine angespannte Stimmung wegen der Platzverhältnisse im Zug herrscht dennoch. «Es ist schlicht nicht möglich, diesen Mindestabstand einzuhalten», nervt sich eine Frau. Pro Abteil sitzen im Schnitt zwei Personen, viele stehen lieber. Niemand will dem ande-

ren zu nahe kommen. Schutzmasken tragen jedoch die wenigsten, und als der Zug am Basler Bahnhof einfährt, sind die Mindestabstände vergessen.

Darüber nervt sich kurze Zeit später Remo Leupin, der in Zürich das Konsumentenmagazin «Saldo» leitet und an diesem Morgen offenbar nach Basel reisen musste. Auf Twitter spottet er, was die Leute am Bahnhof unter sozialer Distanz verstehen würden: «The day after: social distancing am Basler Bahnhof», schreibt er zu einem Foto, das nahe beieinander stehende und gehende Passanten zeigt. Der 11. Mai als erster Tag der Lockdown-Lockerung stehe für den Beginn eines sozialen Experiments.

Wesentlich mehr los als in der S1 nach Basel ist zur gleichen Zeit auf der A22 zwischen Pratteln und Liestal: Der zu klein dimensionierte Hülftenkreisels stösst bereits an seine Grenzen – dort allerdings wegen Pendlern, die in Richtung Liestal unterwegs sind. Nach Basel fliesst der Verkehr einigermassen flüssig, kein Stau im Schweizerhalle-Tunnel,



7.30 Uhr an der Grosspeterstrasse: Pendler drängen in die Stadt. Der Verkehr staut sich bis weit auf die Autobahn. Foto: Pino Covino

aber alle drei Fahrstreifen sind gut gefüllt. Die Autos stauen sich allerdings beim Grenzübergang Rheinfelden in Richtung Schweiz. Andrang und Rückstaus sind auch an den Grenzen zwischen Frankreich und der Schweiz zu verzeichnen. Während viele Leute mit dem Auto die Grenze passieren, sind die Züge aus Deutschland und Frankreich kaum bevölkert. Mehr Pendler steigen aus den S-Bahnen, die von Zürich und aus dem Fricktal kommen.

Insgesamt jedoch ist es kein Vergleich mit einem Montagmorgen in der Zeit vor Corona. «Heute sind ungefähr 20 Prozent der Leute unterwegs, die normalerweise – also vor dem Virus – hier vorbeigelaufen sind», sagt ein Verkäufer auf der Passerelle des Bahnhofs SBB. Seine Kollegin bestätigt: «Wir haben viel mehr Kunden erwartet.» Tatsächlich ist sie bereits wieder zu kleineren Putzarbeiten zurückgekehrt, weil so wenig zu tun ist: «Vielleicht kommt der grosse Andrang am Dienstag, wenn das Wetter besser ist», hofft sie. Die Handvoll

Was wir alles noch nicht wissen

Die Coronaforschung läuft auf Hochtouren, viele Fragen sind offen, vor allem bezüglich Immunität.

Christoph Bopp

Eine Viruserkrankung ist kein momentaner Akt, der zu einem bestimmten Zeitpunkt stattfindet. Sondern eine Interaktion zwischen dem Virus und dem Immunsystem, die lange dauern kann. Was die «technische Seite» des Virus betrifft, wissen wir recht gut Bescheid. Wir haben es genetisch sequenziert, wir kennen seine phylogenetische Geschichte (wie es entstand), wir wissen recht gut, wie es molekularbiologisch funktioniert. Was wir weniger gut kennen, sind die Antworten des Immunsystems. Weil die nicht sofort erfolgen, sondern Zeit brauchen.

Zweimal anstecken?

Dass es Personen gibt, welche Covid-19 überstanden haben, beweist, dass unser Immunsystem mit dem Erreger zurechtkommt. Ob ein genesener Patient jetzt dauerhaft gegen die Krankheit geschützt ist, wissen wir noch nicht. Geschichten von wiederangesteckten Patienten sind mit Vorsicht zu geniessen. Man weiss, dass sich Virenbestandteile (RNA) sehr lange (bis zu zwei, drei Wochen) nach der Genesung im Körper halten und auf den Gen-Test reagieren. Ob man nochmals krank werden oder jemanden anstecken kann, ist aber nicht erwiesen.

Immunität – ja oder nein?

Es gibt bis jetzt 7 Betacoronaviren, die den Menschen infizieren können. Nur die letzten drei (Sars-1 und Sars-2 und Mers) lösen ernste Krankheiten aus. Die anderen sind nach den Rhinoviren die häufigsten Erreger für Schnupfen. Bei allen, die bisher aufgetreten sind, wurden nach der Infektion Antikörper im Blut gefunden. Die Genesenen wurden immun. Per Analogieschluss nimmt man an, dass das auch bei Sars-CoV-2 der Fall sein wird. 99 Prozent der Covid-19-Patienten entwickelten Antikörper, einige allerdings nur ganz

wenige. Immerhin hat ein Affenversuch ergeben, dass die Tiere nach einer ersten Infektion gegen eine zweite Ansteckung geschützt waren und keine Symptome mehr entwickelten.

Wie lange hält die Immunität?

Gegen Masern ist man ein Leben lang immun. Andere Viren verursachen überhaupt keine Immunität, man kann sich die gleiche Erkältung sogar mehrmals im gleichen Winter holen. Bei Sars- und Mers-Patienten liessen sich Antikörper zwei bis drei Jahre nach der Ansteckung noch im Blut nachweisen. Die harmlosen Coronaviren verursachen ebenfalls Immunität, allerdings für nicht sehr lang: Bei OC43 und HKU1 hielt die Immunität 40 bis 45 Wochen maximal. Wie lange eine Sars-CoV-2-Immunität halten wird, wissen wir nicht. Das wird man dann sehen.

Gibt es eine Teilimmunität?

Das Immunsystem des Körpers ist mehrstufig und vielseitig. Je nachdem, wo das Virus angreift, fällt die Antwort verschieden aus. Das kann zu Teilimmunitäten führen, die auch verschiedenen lange dauern können.

Verschieden lange Immunität

Manchmal verschwinden die Antikörper auch aus dem Blut, die Immunität hält aber an. Dann haben sogenannte Gedächtniszellen die Aufgabe übernommen, sofort zu reagieren, wenn ein Virus auftaucht. Es gibt B- und T-Gedächtniszellen. Die B-Zellen produzieren dann Antikörper, Proteinmoleküle, welche das Virus umhüllen und unschädlich machen; die T-Zellen sorgen dafür, dass infizierte Zellen sterben. Das ist bei Sars der Fall. Die Antwort der B-Zellen, die auf das N-Protein, das die Viren-RNA umhüllt, reagieren, hält aber weniger lang an. Warum bei manchen Erregern Gedächtniszellen entstehen, bei andern nicht, ist ungeklärt.

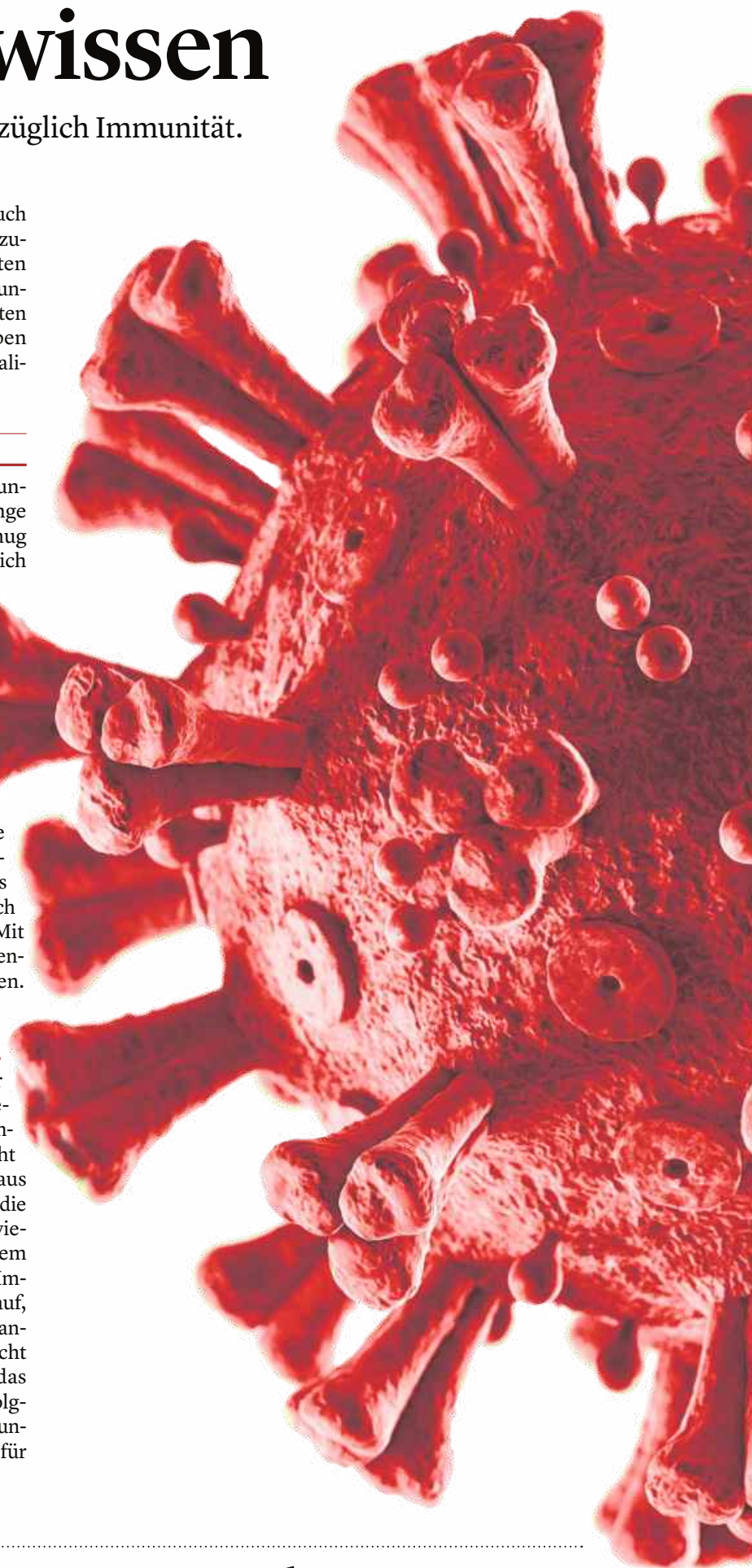
Die Dauer der Immunität könnte auch mit der Heftigkeit der Erkrankung zusammenhängen. Weil bei leichten Symptomen keine Spuren im Gedächtnis zurückbleiben. Die meisten Studien bei Sars-1 und Sars-2 haben sich mit schwer erkrankten hospitalisierten Patienten beschäftigt.

Woran stirbt man?

Sars-CoV-2 verursacht schwere Lungentzündungen. Wenn die Lunge den Körper nicht mehr mit genug Sauerstoff versorgen kann, stellt sich Organversagen ein. Viele Covid-19-Opfer sterben an Herz-Kreislauf-Stillstand. Das Virus kann aber auch andere Organe angreifen. Der ACE2-Rezeptor ist nicht nur in der Lunge vorhanden. Zu Beginn der Epidemie verzichtete man weitgehend auf Autopsien. Pathologen haben dann darauf hingewiesen, dass viele Patienten an Thrombosen und (Lungen-)Embolien verstorben sind. Das kann bedeuten, dass das Virus auch die Blutgerinnung beeinflusst. Mit Blutverdünnern hätten manche Patienten vielleicht gerettet werden können.

Heftige Immunreaktionen

Krankheitssymptome wie Fieber sind Alarmsignale, welche das angeborene Immunsystem auslöst. Die angeborene Immunabwehr verursacht lokal eine Entzündung, um Hilfe aus dem Körper anzufordern. Zytokine, die Botenstoffe, werden manchmal zu viele gebildet. Es kommt dann zu einem sogenannten «Zytokinsturm». Das Immunsystem schaukelt sich selbst auf, indem Zytokine auch Immunzellen angreifen. Das Problem ist dann nicht mehr die Virenabwehr, sondern das eigene Immunsystem. Eine erfolgreiche Therapie muss auch die Immunabwehr kontrollieren. Das gilt auch für eine Impfung.



Testosteronsenkende Mittel schützen vor Covid-19

Untersuchungen an Prostatakrebs-Patienten zeigen, dass diese dank der Hormontherapie kaum an Covid-19 erkranken.

An Covid-19 sterben deutlich mehr Männer als Frauen. Das war auch schon bei den anderen Coronaviren-Erkrankungen Sars oder Mers so. Die Gründe dafür sind noch nicht definitiv geklärt. Das Immunsystem von Frauen reagiert schneller und effizienter auf Infektionserreger. Als Ursache dafür werden die unterschiedlichen Sexualhormone vermutet: das weibliche Östrogen und das männliche Testosteron. Das Östrogen unterstützt eine entzündungsfördernde Immunantwort des durch Viren angegriffenen Körpers, Testosteron unterdrückt diese.

Diese Vermutung erhält nun Nahrung durch eine Studie der ETH Zürich und der Universität der italienischen Schweiz (USI) mit einer Untersuchung von 5200 Männern im italienischen Veneto. Gemäss dieser erkrankten männliche Krebspatienten im Vergleich mit der gesamten männlichen Bevölkerung 1,8-mal häufiger an Covid-19. Zudem haben sie schwerere Krankheitsverläufe. Dabei zeigte sich aber eine aufsehenerregende Ausnahme: Unter den Männern mit Prostatakrebs,

deren Testosteronspiegel medikamentös abgesenkt wird, erkrankten nur sehr wenige an Covid-19. Und keiner dieser Patienten verstarb daran. Möglicherweise sind sie vor einer Infektion mit Sars-CoV-2 geschützt. Und wenn sie doch infiziert werden, zeigen sie mildere Krankheitsverläufe. Unter den Patienten mit Prostatakrebs war das Risiko für eine Sars-CoV-2-Infektion viermal geringer, wenn diese eine Hormontherapie erhielten. Das könnte

ein Schlüssel sein für die Entwicklung von Covid-19-Medikamenten. Denn Forscher haben vor kurzem entdeckt, dass ein Protein namens TMPRSS2 dem Pandemieerreger hilft, menschliche Zellen zu befallen. Genau dieses Protein ist aber bei Prostatakrebspatienten erhöht. Deshalb wird mit einer Hormontherapie die Konzentration dieses Proteins TMPRSS2 gesenkt.

«Diese Zusammenhänge könnten erklären, warum Männer häufiger eine aggressivere Form von Covid-19 entwickeln als Frauen», sagt der Studienleiter Andrea Alimonti, Professor an der USI und der ETH Zürich.

Das passt auch zu einer jetzt im «European Heart Journal» publizierten Studie, welche eine ergänzende Erklärung für die höhere Mortalität bei Männern liefert. Das vorhin genannte Protein TMPRSS2 modifiziert nämlich das Enzym ACE2, das bei Frauen häufiger vorkommt. ACE2 ist ein Rezeptor auf

der Oberfläche von Zellen, das an das Coronavirus bindet und es ihm ermöglicht, in gesunde Zellen einzudringen und diese zu infizieren. Da in der Lunge hohe ACE2-Spiegel vorhanden sind, wird angenommen, dass dies eine entscheidende Rolle für das Fortschreiten von Covid-19 spielt. Noch mehr bei Männern, weil diese mehr ACE2 im Körper haben.

Aus den Prostatakrebs-Forschungen ist es für die ETH-Forscher denkbar, dass testosteronsenkende Medikamente, die über einen begrenzten Zeitraum eingenommen werden, auch Männer ohne Prostatakrebs vor Covid-19 schützen. Allerdings dürfen gemäss den Forschern solche testosteronsenkenden Medikamente erst vorbeugend eingesetzt werden, wenn weitere Studien die Wirksamkeit bestätigen. In der Schweiz wird an rund 300 bereits bekannten Medikamenten die Wirkung gegen Covid-19 erforscht. Zum Beispiel an antiviralen Medikamenten, die gegen HIV, Ebola und Hepatitis-C eingesetzt werden, sowie auch Malariamedikamenten.

Bruno Knellwolf



Basel Stadt Land Region

So hart trifft die Corona-Krise die Basler

Plötzlich arm Der Lockdown war ein wirtschaftliches Desaster. In der Region versuchen Hilfswerke wie zum Beispiel die Caritas beider Basel, Menschen vor dem sozialen Absturz zu bewahren.

Nina Jecker

Lange Schlangen von Bedürftigen, die für Lebensmittelspenden anstehen. Es waren Bilder aus Genf, die letzte Woche die ganze Schweiz aufrüttelten. Das hat in unserem reichen Land doch niemand nötig, dachte man – bis die Corona-Krise kam und mit ihr der Lockdown und seine Auswirkungen auf die Wirtschaft.

Domenico Sposato hingegen war nicht überrascht. Der Leiter der Caritas beider Basel sieht jeden Tag, wie viele Menschen trotz Arbeit am oder unter dem Existenzminimum leben. «Leute, die schon vor der Krise finanziell knapp dran waren und keine Ersparnisse anlegen konnten, hat Corona hart getroffen.» Viele haben sich in dieser Zeit bei der Caritas Hilfe gesucht, wo es täglich und ohne Anmeldung Beratungen gibt.

Viele neue Sozialfälle

Zu ihnen gehört die Familie Mari*. Der Arbeitgeber des dreifachen Vaters hat im März wegen Corona auf Kurzarbeit umgestellt. Damit war auf einen Schlag ein grosser Teil des Einkommens weg. «Bei Menschen mit geringem Einkommen können ein paar Hundert Franken weniger das ganze System zum Kippen bringen», sagt Sposato. Die verzweifelten Eltern meldeten sich bei der Caritas. Diese überprüfte die Situation und beschloss, den Verdienstaufschlag zu übernehmen.

Einen mittleren fünfstelligen Betrag hat die Caritas beider Basel kurz nach dem Lockdown von der Glückskette erhalten, um unkomplizierte Soforthilfe leisten zu können. Wann und in welcher Höhe mögliche weitere Auszahlungen der Glückskette folgen, sei noch unklar. Wenn sich jemand meldet, wird überprüft, ob die Angaben zur Bedürftigkeit stimmen, dann können bis zu 1000 Franken ausbezahlt wer-



Kurzarbeit und Jobverlust: Seit der Krise sind mehr Menschen auf günstige Lebensmittel wie hier im Caritas-Markt angewiesen. Foto: Urs Jaudas

Wegen der Krise ist die Möglichkeit weggefallen, ennet der Grenze bei Discountern einzukaufen.

den. «Die Stärke eines kleinen Hilfswerks ist die Geschwindigkeit», sagt Sposato.

Vielen Menschen geht es wie der Familie Mari. In Basel-Stadt sind rund 4800 Voranmeldungen für Kurzarbeit für rund 94'000 Arbeitnehmende einge-

gangen. Davon haben bislang 2500 Firmen tatsächlich Kurzarbeit beantragt, wie Brigitte Meyer vom Departement für Wirtschaft und Umwelt mitteilt. Andere haben ihren Job gleich komplett verloren. Das betrifft viele temporär Angestellte, die in Krisenzeiten jeweils als Erstes die Kündigung erhalten. Im Kanton Basel-Stadt ist die Arbeitslosenquote im April um 0,3 Prozentpunkte auf 3,8 Prozent gestiegen. 5932 Personen waren auf Stellensuche. Das sind 8,2 Prozent mehr als im Vormonat. Die starke Zunahme sei auf die Corona-Krise zurückzuführen, sagt Meyer klar.

Auch bei der Sozialhilfe häufen sich die Fälle. Anstatt

150 Neuaufnahmen wie im März 2019 mussten dieses Jahr im gleichen Monat 219 neue Dossiers eröffnet werden. Die Zahlen für April sind noch ausstehend. Eine «sehr starke Zunahme» habe es während des Lockdown bei der Nothilfe gegeben. «Dabei handelt es sich aktuell vor allem um gestrandete Wanderarbeitende, die nicht mehr in ihre Heimatländer zurückreisen konnten.»

Zu ihnen gehört auch der freischaffende Techniker Marin Ramirez*, der in Kinos und Theatern Einsätze hat. Er ist im Februar für einen Auftrag in die Schweiz gekommen und konnte bei einem Bekannten wohnen. Im März hätte er in die Heimat zurückfliegen wollen, der Flug sei wegen Coro-

na aber gestrichen worden. Ein Rückflug ist nun erst im Juli möglich. Bereits nach kurzer Zeit war das Einkommen des Chilenen aufgebraucht, und erschwerend kam hinzu, dass seine Gastgeber ihn nicht weiter beherbergen konnten. Er fand zwar ein günstiges Zimmer, aber gegen Ende April war er am Verzweifeln, weil er die Miete nicht mehr begleichen konnte. Schliesslich erhielt er Nothilfe, jedoch bezahlt die Sozialhilfe die Miete nicht rückwirkend. Auch er landete bei der Caritas, die ihm die April-Miete bezahlt und einen Ausweis für den Caritas-Markt ausgestellt hat, wo er vergünstigt einkaufen kann. Während der Krise ist der Caritas-Markt für viele besonders wich-

tig geworden. Mehr Menschen müssen mit weniger Geld auskommen. Gleichzeitig ist die Möglichkeit weggefallen, ennet der Grenze bei Discountern einzukaufen. Zudem mussten zahlreiche Organisationen, die Lebensmittel an Arme verteilten, temporär den Betrieb einstellen. So auch das Team von Tischlein deck dich, das schweizweit rund 50 Abgabestellen betreibt und in Basel-Stadt 874, in Baselland 266 Menschen mit Nahrungsmitteln versorgt. Man hoffe, bis Ende Mai wieder öffnen zu können, heisst es auf Anfrage.

Der Pfarrer hilft

Aber nicht alle, die von einem solchen Angebot Gebrauch machen dürften, haben auch die Möglichkeit dazu. «Besonders auf dem Land können wir halt nicht überall Caritas-Märkte eröffnen», sagt Sposato. Zusammen mit der Römisch-katholischen Landeskirche Baselland wurde deshalb ein neues Projekt gestartet. Alle Menschen in finanziellen Schwierigkeiten können sich bei der in ihrer Gemeinde zuständigen Pfarrei melden. Eine dortige Vertrauensperson gibt den Kontakt an den Caritas-Markt weiter, wo ein Mitarbeiter dann via Telefon für die Menschen Einkäufe erledigt. Diese werden einmal wöchentlich zur Pfarrei geliefert. «Die dortigen Verantwortlichen entscheiden von Fall zu Fall, ob eine Person die Einkäufe selber bezahlen soll oder ob die Pfarrei die Kosten übernimmt», sagt Sposato.

Das Projekt läuft während der «Dauer der Corona-Situation», wie es in der Medienmitteilung heisst. Aber auch darüber hinaus werden wohl mehr Menschen auf ähnliche Angebote angewiesen sein. Wegen der prognostizierten Rezession geht man auch in der Region Basel von weiterhin steigenden Arbeitslosenzahlen aus.

*Name geändert

Wie viel kostet das Testzentrum?

Corona-Krise Der Betrieb der Basler Corona-Aufnahmestelle in der Predigerkirche am Totentanz soll monatlich bis zu 75'000 Franken verschlingen. Jetzt ist ein Streit um die Finanzierung entbrannt.

Simon Erlanger

Es ist ruhig geworden im Basler Corona-Testzentrum, das sich, durch Sichtblenden von der Strasse abgetrennt, in der historischen Predigerkirche befindet. «Aktuell verzeichnen wir dort noch zwischen 60 bis 80 Tests pro Tag», so Nicolas Drechsler, Sprecher des Universitätsspitals Basel (USB). Der befürchtete Kollaps ist ausgeblieben.

Die Predigerkirche wurde am 4. März von der christkatholischen Kirche dem USB übergeben und als Corona-Aufnahmestelle eingerichtet. Seit dem 9. März werden dort Corona-Patienten und Verdachtsfälle empfangen und getestet.

Kontroverser Anfang

Die Einrichtung des Testzentrums soll allerdings umstritten gewesen sein. Sie geht auf die Initiative des USB zurück, wie Drechsler bestätigt. Die Leitung der Notfallstation des USB habe die Covid-19-Verdachtsfälle von den anderen Patienten trennen wollen. Es habe dann Diskussionen mit dem Gesundheitsdepartement darüber gegeben, welche Signale man mit der Eröffnung des Testzentrums in der alten Kirche aussende.

Doch nun ist das Testzentrum ein Erfolg. «Im Nachhinein stellen wir fest: Es war ein guter Entscheid. Wir hatten auf dem Höhepunkt der Krise Tage mit 500 bis 600 Corona-Tests. Das hätten wir ohne die Räumlichkeiten in der Predigerkirche nicht stemmen können», betont Drechsler.

Auch beim Kanton ist man froh: «Das Gesundheitsdepartement ist dankbar, dass das Universitätsspital Basel rasch ein leistungsfähiges, zentral gelegenes Testzentrum aufbauen konnte. Das Testzentrum hat sich sehr bewährt. Dank der Einbettung ins Unispital konnten schnell grosse Testkapazitäten bereitgestellt werden», erklärt Anne Tschudin, Sprecherin des Gesundheitsdepartements.

Trotz der aktuell sinkenden Fallzahlen wollen USB und Gesundheitsdepartement das Testzentrum weiterführen. «Das Testzentrum ist wie eine Frühwarnboje: Wenn eine Welle kommt, dann pfeift diese», bringt es Drechsler auf den Punkt. Al-



In der Predigerkirche neben dem Kantonsspital testen Ärzte die Bevölkerung auf das Coronavirus. Foto: Kostas Maros

Die Predigerkirche in Basel soll dem Universitätsspital auch in Zukunft zur Verfügung stehen.

lerdings gibt es da auch noch die christkatholische Kirche, welche die Predigerkirche zur Verfügung gestellt hat: «Wir sehen nun, dass sie zunehmend weniger benutzt wird. Wir stellen die Kirche gerne weiter zu Verfügung und sind noch nicht ungeduldig, weil wir davon ausgehen, dass es ab dem Moment der Lockerung des Lockdowns noch 10 bis 14 Tage braucht, um abschätzen zu können, wie sich das weiterentwickelt. Wenn es sich gut entwickelt, gehen wir aber davon aus, dass wir die Kirche im Juni wieder für unsere Zwecke benutzen können», so Pfarrer Michael Bangert.

Vertrag mit der Kirche

Bis dahin fallen Kosten an. Wie die BaZ in Erfahrung gebracht hat, sollen Miete und Betrieb der Predigerkirche rund 75'000 Franken pro Monat kosten. Allerdings ist derzeit nicht klar, wer diese Summe zahlen soll – das USB oder das Gesundheitsdepartement. Man sei am Reden.

Beim USB will man sich zu der Zahl von 75'000 Franken nicht

äussern. Es gebe einen Vertrag mit der Kirche, der dem Geschäftsgeheimnis unterliege. Er sei aber sehr fair. Im Weiteren verweist das USB an das Gesundheitsdepartement. Dieses spielt den Ball an das USB zurück: Das Spital müsse über Betriebskosten Auskunft geben. Die Miete zahle allerdings der Kanton. Dieser müsse Massnahmen zur Bekämpfung von Epidemien gemäss Gesetz finanzieren, soweit diese nicht kostendeckend zu erbringen seien, so Anne Tschudin.

Fehlende Transparenz

Pfarrer Michael Bangert weist aber darauf, dass die Christkatholiken für die Predigerkirche nur für die ersten 20 Tage eine Miete verlangt hätten. Seit dem 24. März stelle man die Kirche kostenlos zur Verfügung. «In dem Sinne vermieten wir sie nicht. Wir wollen kein Geld verdienen», so Bangert. «Allerdings müssen unsere Unkosten gedeckt werden. Das USB nutzt die Heizung und das Wasser. Wir haben auch aus-

gäbe entschädigt werden. Wir vermieten die Kirche sonst viel. Das haben wir anfangs noch pauschal berechnet», so Bangert. «Wir machen keinen Gewinn. Aber wir wollen auch keinen Verlust machen.»

Es herrscht also keine Transparenz darüber, wie viel Betrieb und Unterhalt des Corona-Testzentrums Predigerkirche kosten und wer was bezahlt. Das ist im Kanton Baselland anders. Dort kommt der Kanton für die in seinem Auftrag errichteten ambulanten Corona-Testzentren in Lausen und Münchenstein auf. Lausen wurde aufgrund der sinkenden Fallzahlen geschlossen. Das dortige Testzentrum bleibt aber voll eingerichtet, für den Fall einer zweiten Welle von Infektionen.

Was die Predigerkirche in Basel angeht, so soll sie dem USB auch in der Zukunft zur Verfügung stehen, wie Pfarrer Bangert erklärt: «Wir werden einen Letter of Intent verabschieden, dass wir die Kirche auch bei künftigen Katastrophen dem Spital zur Verfügung stellen werden.»

Coronavirus in der Region

Seit zwei Tagen keine Neuinfektion in Basel-Stadt

Erneut gab es gestern keine neuen Infizierten zu verzeichnen in Basel-Stadt. Es war der zweite Tag infolge, an dem weder eine Neuinfektion noch ein Todesfall dazugekommen war. Seit Ende Februar 2020 haben sich nun 970 Menschen in Basel-Stadt mit dem Virus angesteckt. Mehr als 90 Prozent sind wieder geheilt. Die Zahl der Todesfälle beläuft sich weiterhin auf 50 Personen.

Kurven stagnieren auch in Baselland

Keine Neuinfektion, kein weiterer Todesfall, keine neuen Corona-Spittalfälle: Auch im Basellbiet stagnieren die Kurven. Seit Ende Februar haben sich im Landkanton insgesamt 837 Personen mit dem Coronavirus angesteckt. 34 sind mit einer Covid-19-Infektion gestorben. Über 90 Prozent sind wieder gesund. Derzeit befinden sich zwei Corona-Patienten in Baselland im Spital.

Swiss TPH erhält 3,3 Millionen Franken für drei Projekte

Das Schweizerische Tropen- und Public-Health-Institut (Swiss TPH) erhält rund 3,3 Millionen Franken für drei Forschungsprojekte in Zusammenhang mit Covid-19. Unter anderem will ein Team des Swiss TPH ein Gerät entwickeln, das Antikörper gegen Sars-Cov-2 mithilfe von Speichel nachweisen kann, und so neue Erkenntnisse über die Immunantwort von Infizierten gewinnen.

Nachricht

Hochdotierter Preis für Basler Wissenschaftler

Basel Der Basler Neurowissenschaftler Botond Roska, Direktor am Institut für Molekulare und Klinische Ophthalmologie Basel (IOB) und Professor an der Universität Basel, erhält den Sanford und Susan Greenberg Visionary Prize für die Beendigung von Blindheit. Der Preis ist mit 250'000 US-Dollar dotiert. Das Preisgeld «für einzigartig wertvolle Forschung mit den grössten Auswirkungen auf den Fortschritt bei der Wiederherstellung des menschlichen Augenlichts» sei für weitere Forschung auf dem Gebiet gedacht, so das IOB. Der Preis wird im Dezember in Washington, D.C. verliehen werden. (sda)

Regionale Krankenhäuser bauen Intensivstationen ab

Keine Neuinfektionen Aufgerüstete Spitäler kehren mit der stagnierenden Covid-19-Welle zum Normalbetrieb zurück. Die Angst bleibt.

In beiden Basel sind in dieser Woche fast keine Menschen mehr an dem Coronavirus erkrankt: Das sind erfreuliche Nachrichten – die zeigen, dass die Schweizer Bevölkerung den Kampf gegen das Virus angenommen hat. Ein Kampf, bei dem den Spitälern und den Pflegern eine tragende Rolle zugeteilt worden ist.

Der nationale Lockdown wurde ausgerufen, damit sich die grössten Krankenhäuser des Landes auf eine Corona-Welle vorbereiten können – Szenarien wie in Italien wollte man verhindern. Mit Erfolg. Die erste Corona-Welle ist mehr oder weniger überstanden. Erste Lockerungen sind bereits durchgeführt worden.

Der Weg dahin war lang. Im Basellbiet haben sämtliche Privatkliniken dem Kantonsspital Baselland (KSBL) Intensivpflegebetten, Beatmungsgeräte, Personal und Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt. Das Bruderholzspital ist zur Referenzklinik für Covid-19-Patienten umfunktioniert worden – die Beatmungsplätze um das Achtfache ausgebaut. In Basel ein ähnliches Bild – das Universitätsspital als Corona-Zentrum der Stadt.

Jetzt sind die Ansteckungen zurückgegangen. Die Pflegefachkräfte können ein erstes Mal durchatmen. «Wir kehren in den Normalbetrieb zurück», sagt Anita Kuoni, Mediensprecherin

des Kantonsspitals Baselland. «Die Intensivstationen werden in ihren anfänglichen Zustand zurückgebaut.» Die Rückkehr erfolge Schritt für Schritt. «Im Bruderholzspital finden zwar wieder Wahleingriffe und Behandlungen statt.» Jedoch würden die Stationen, welche an die Standorte Liestal oder Laufen verschoben wurden, nach einem geordneten Plan wieder an den Ursprungsort zurückkehren.

Bereit für eine zweite Welle?

Weiterhin gelten die Schutzmassnahmen: «Alle Stationen können nur mit entsprechenden Hygiene- und Schutzkonzepten wieder öffnen.» Auch das Be-

suchsverbot und der Empfang von externen Gästen blieben im KSBL aufrechterhalten, sagt Kuoni. «Zur Gewährleistung des Jugendschutzes wurden ausserdem die Lernenden im ersten Lehrjahr und jene im zweiten Lehrjahr – die die Volljährigkeit noch nicht erreicht haben – an die Standorte Liestal und Laufen verschoben.» Aber auch sie sollen schnellstmöglich zurückkehren.

Im Kanton Basel-Stadt ein ähnliches Prozedere: Auch das Universitätsspital Basel baut Intensivpflegebetten ab. «Wir fahren derzeit nahezu auf den Normalbetrieb herunter», sagt Mediensprecher Nicolas Drechsler. Das Operationsprogramm solle

so gestaltet werden, dass man Platz für Notfälle und auch für Covid-19-Patienten habe. «Die regionale, nationale und internationale Situation beobachten wir dennoch aufs Genaueste.»

Drechsler mahnt, dass die Pandemie noch nicht vorbei sei. «Obwohl wir in den letzten Tagen keine Corona-Neuzugänge hatten, liegen immer noch einige Personen auf der Intensivstation.» Und: «Wenn die Zahl der Neuerkrankungen in den Testzentren steigt, wissen wir: Die nächste Welle kommt», sagt Drechsler. Das Universitätsspital würde den Betrieb entsprechend wieder hochfahren respektive umgestalten.

Auch im Basellbiet wäre man für eine zweite Corona-Welle gewappnet: «Im Auftrag des kantonalen Krisenstabs halten wir im Bruderholz 50 Betten und 10 Intensivbetten – davon 8 Beatmungsplätze – für das Coronavirus bereit», sagt Anita Kuoni. In der Planung sei definiert, ab wann ein weiterer Ausbau nötig wäre. «Wir haben bereits höchste Flexibilität bewiesen, als wir das ganze KSBL innert fünf Tagen komplett auf die Krisensituation umgestellt haben.» Die erarbeiteten Konzepte könnten umgehend wieder umgesetzt werden.

Benjamin Wirth

Wenn der Job weg ist, stehen sie vor dem Nichts

Sans-Papiers Die grosse Nachfrage nach Lebensmittelhilfe macht die desaströse Situation der Papierlosen in der Schweiz sichtbar. Die SVP bezeichnet sie als «Pandemie-Treiber». Hilfsorganisationen fordern mehr staatliche Unterstützung.

Philippe Reichen

Die Bilder haben Menschen rund um den Globus aufgeschreckt. «The Guardian», «Le Monde» und die «New York Times» berichteten, wie in Genf an Samstagen Hunderte Mittellose für einen Sack Lebensmittel anstehen. Menschen, die in der Corona-Krise ihre Jobs verloren und kein Geld mehr haben, um Nahrungsmittel zu kaufen. In Zürich oder Bern liessen sich wohl ähnliche Fotos machen. «Wir werden ebenfalls von Bedürftigen überrannt, die sich weder Essen noch Wohnungsmieten leisten können», sagt Bea Schwager von der Zürcher Anlaufstelle für Sans-Papiers.

Doch die Hilfsleistungen geschehen diskret im Hintergrund. In der Deutschschweiz ängstigten sich Betroffene, beim Schlängestehen von der Polizei kontrolliert zu werden. Auch in Bern könnten viele Papierlose nicht arbeiten und dadurch Mieten und Essen nicht zahlen. «Viele haben sich vorübergehend in ihren eigenen Netzwerken, Familien, Verwandten oder Kirchen, auffangen können», sagt Karin Jenni von der Anlaufstelle für Sans-Papiers in Bern.

Die Bilder aus Genf passen nicht zum Image der reichen Schweiz und schon gar nicht zur UNO-Stadt Genf, der Welthauptstadt der Menschenrechte. Die Genfer Universitätsspitaler und die Organisation Ärzte ohne Grenzen haben Anfang Woche in einer Studie die Situation und die Verwundbarkeit der Bittsteller aufgezeigt. Die Studienleiter verlangen für die Betroffenen soziale, medizinische und wirtschaftliche Unterstützung, bis diese wieder arbeiten können.

Die SVP Schweiz sieht das anders. Aufgrund der Genfer Studie sieht sie die Bedürftigen als Gefahr für die Volksgesundheit des Kantons Genf. In einem Communiqué schreibt die SVP: «In Genf kommt ein Covid-19-Fall auf 100 Einwohner. Damit ist der Kanton am stärksten von allen Kantonen von der Pandemie betroffen. Illegale Migranten, wie sie Genf in Verletzung von Bundesrecht zu Zehntausenden toleriert, gehören offenbar zu den Pandemie-Treibern.» Man müsse «illegale Einwanderer konsequent ausschaffen».



Die Bilder gingen um die Welt: Jeden Samstag stehen in Genf mehr als 2000 Personen stundenlang an, um eine Tasche mit Lebensmitteln zu bekommen. Foto: Martial Trezzini (Keystone)

Zu viert in zwei Zimmern

532 Bedürftige haben die Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen und die Genfer Unispitaler für eine Studie befragen können. 75 Prozent waren Frauen, 52 Prozent Papierlose, 28 Prozent besaßen eine gültige Aufenthaltsbewilligung. Über deren Wohnsituation schreiben die Studienleiter: «Im Durchschnitt leben vier Personen in einer Zweizimmerwohnung, die Mehrheit kann sich im Fall einer Infektion nicht isolieren.» Aufgrund positiver Corona-Tests kam die Studie zum Schluss, dass sich von den Teilnehmern dreimal mehr Menschen infizierten als im Genfer Durchschnitt. Nur 40 Prozent hatten eine Krankenkasse, wobei die Genfer Unispitaler bei Krankheit und Unfall auch Nichtversicherte kostenlos behandeln. (phr)

Das Genfer Unterstützungskomitee für Papierlose reagierte sofort. Es vergleicht die Haltung der SVP Schweiz mit jenen Zeiten, in denen Hexen und Juden für Epidemien verantwortlich gemacht, verunglimpft und ermordet wurden. «Die negativen Klischees, die Migrantenpopulationen mit Krankheiten in Verbindung bringen, erinnern an die dunkelsten Stunden unserer Geschichte», schreibt das Komitee.

Kinder hüten und putzen

Im Fokus der Genfer Öffentlichkeit standen stets die Opfer der Corona-Krise. Fachleute betonen jedoch, dass deren Arbeitgeber für die Notlage oft eine Mitverantwortung tragen. Ein Ehepaar aus Kolumbien beschrieb seinen Alltag bis zum Ausbruch der Krise im Westschweizer Fernsehen RTS so: Sie hätten als Gärtner ge-

arbeitet, für Leute Hunde ausgeführt, Kinder gehütet und geputzt und so monatlich 2000 Franken verdient. Das Paar arbeitete ein paar Stunden hier, ein paar Stunden da. Doch jetzt seien die Arbeitgeber selbst zu Hause, und ihre Hilfe sei somit nicht mehr gefragt, schilderten die Kolumbianer ihre Situation. 300 Franken Lohn bleiben ihnen noch.

Bea Schwager weiss aufgrund der Situation in Zürich, dass viele Sans-Papiers vor dem Telefon sitzen und verzweifelt auf Anrufe ihrer Arbeitgeber warten. Marianne Halle, Mitglied im Genfer Komitee für Sans-Papiers, sagt: «Viele Arbeitgeber sehen sich in der Regel nicht als Arbeitgeber. Sie fühlen keine Verantwortung gegenüber den Leuten, die sie beschäftigen, und nehmen auch die Abhängigkeit der Beschäftigten ihnen gegenüber nicht wahr.»

Stattdessen sähen sich viele als Wohltäter und sagten sich: «Besser, ich beschäftige jemanden für ein paar Franken, als dass er gar keine Arbeit hat, und wenn ich keine Arbeit mehr gebe, dann helfen sicher andere aus.»

Für den Staat einspringen

Bea Schwager weiss: «Wenn ein Arbeitgeber einen Papierlosen nicht mehr anruft, bedeutet das nicht, dass er ihn entlassen hat, aber er sieht gar nicht, wie nachteilig und existenziell belastend diese Unverbindlichkeit sein kann.» Viele würden ihre früheren Jobs wohl wieder zurückbekommen, mit Ausnahme von jenen in der Gastronomie, wo es wirklich düster aussehe.

Marianne Halle betont: Bei Leuten, die Sans-Papiers beschäftigen, würde sie nie pauschal von «schlechten Menschen» spre-

chen, auch wenn sich die Arbeitgeber während der Corona-Krise eine Weiterbeschäftigung wohl leisten könnten, handle es sich in der Regel doch um Mittelstands-, aber auch sehr begüterte Familien. Oft bestünden veritable Notlagen, «weil der Staat gerade in der Kinderbetreuung oder der Pflege von älteren, gebrechlichen Personen die Nachfrage nicht befriedigen kann oder will».

Der Genfer Regierungsrat Thierry Apothéloz (SP) hat die Nahrungsmittelabgabe der Privatorganisation Caravane de Solidarité besucht. «Es ist bedauerlich, dass die Papierlosen in der Schweiz kein Recht auf Sozialhilfe haben, wo sie doch zur Prosperität des Landes beitragen», hielt er in der RTS-Politsendung «Infrarouge» fest. Das Ausmass der Misere erstaune ihn aber nicht, so der ehemalige Sozialarbeiter.

Besser als erwartet

Volle Läden und hohe Umsätze: Die erste Woche der Öffnung hat viele Geschäfte positiv überrascht. Eine Bilanz.



Mode ist ein saisonales Geschäft. Im Bild begutachtet eine Manor-Kundin die aktuelle Shirt-Kollektion.

Bild: Laurent Gillieron/Keystone (Lausanne, 11. Mai 2020)

Gabriela Jordan

«Konsum ist schlecht», «Konsum schadet der Umwelt», «Konsum macht unsere Gesellschaft kaputt»: Die ansonsten teilweise laute Kritik am Massenkonsum und seinen Folgen ist vor neun Wochen auf einen Schlag verebbt. «Gebt euer Geld aus», lautet stattdessen der Appell aus der Politik und Wirtschaft. Die Coronakrise hat brutal aufgezeigt, wie wichtig das Geldausgeben für das Prosperieren unserer Wirtschaft und Gesellschaft ist. Der private Konsum ist eine der grössten Stützen der Schweizer Volkswirtschaft. 2019 betrug sein Anteil am Bruttoinlandprodukt laut dem Statistikportal Statista mit 53,1 Prozent mehr als die Hälfte. Total gaben Schweizerinnen und Schweizer im vergangenen Jahr rund 371,5 Milliarden Franken aus.

In den letzten zwei Monaten waren die Möglichkeiten zum Geldausgeben beschränkt. Ökonomen von der Credit Suisse gehen davon aus, dass die Konsumnachfrage während des Lockdowns 20 Prozent tiefer war als zuvor. Haushalte haben demnach 12 Millionen Franken weniger für Konsumgüter und Dienstleistungen ausgegeben. Restaurants, Coiffeursalons, Kleiderläden oder Sportgeschäfte haben das in der Zwangspause am eigenen Leib gespürt. Jetzt durften sie wieder öffnen, einige schon am 11. Mai, die meisten am vergangenen Montag. Kunden konnten ihr angespartes Geld somit endlich wieder ausgeben, für Kinderspielzeug, für Schuhe oder für ein

neues Sofa. Doch wofür haben Schweizerinnen und Schweizer nun am meisten Geld locker gemacht? Wie haben einzelne Läden die Wiederöffnung erlebt?

Eine Umfrage dieser Zeitung bei einigen Ketten und kleineren Boutiquen zeigt, dass vor allem die Möbelbranche einen guten Start hinlegen konnte. Ikea beispielsweise hat in dieser Woche nach Angaben eines Sprechers doppelt so viel verdient wie in einer vergleichbaren Woche vor der Schliessung. «Jeder Tag war bei uns wie ein Samstag. Dabei hat uns sicher auch das regnerische Wetter geholfen. Es war richtiges Einkaufswetter», sagt der Sprecher. Ein weiterer Grund sei, dass sich die Leute in letzter Zeit viel mit ihrem Zuhause beschäftigen konnten. Viele Kunden kauften demnach mit einem genauen Plan ein. Wie schon zu Beginn des Lockdowns liefen Produkte rund ums Kochen, den Arbeitsplatz oder den Garten gut.

Frühlings- und Sommer-sortiment vermischt sich

Auch in den Pfister-Filialen verlief die erste Woche nach der Wiedereröffnung «äusserst positiv», wie ein Sprecher sagt. Dies hatte man erwartet: In Nachbarländern, die schon am 2. Mai ihre Geschäfte öffnen durften, seien die Umsätze im Möbelhandel sehr gut. Dass Kunden den Weg in die Filialen gefunden haben, liegt sicher auch an Rabattangeboten, mit denen nicht nur in der Möbelbranche geworben wurde. Bei Pfister zum Beispiel gab es einen Willkommensrabatt von 15 Prozent. Ahnungslos war

vor der Eröffnung hingegen der Spielwarenhändler Amsler Spielwaren, der in der Schweiz zehn Filialen betreibt. «Wir waren sehr gespannt auf die Eröffnung und haben zwischen mehr und weniger Umsatz alles erwartet», sagt Geschäftsführer Marcel Amsler. «Jetzt haben wir einige Tage hinter uns und spüren, dass in unserem Bereich ein Nachholbedarf da ist. Vor allem Schultheke, die für den Schulstart im August traditionell schon im Frühling besorgt werden, wurden rege gekauft.»

«Die Kinder lockern die Stimmung zusätzlich auf»

Insgesamt sei der Umsatz etwas höher als an vergleichbaren Tagen im Vorjahr. Auch verkauften sich jetzt gleichzeitig Frühlings- und Sommerspielwaren, von Sandkastenschaufeln bis Wasserpistolen. «Ich sehe es sehr positiv», sagt Amsler. «Unsere Kunden sind relativ entspannt.

«Wir spüren, dass ein Nachholbedarf da ist. Vor allem Schultheke, die für den Schulstart traditionell schon im Frühling besorgt werden, wurden rege gekauft.»

Marcel Amsler
Geschäftsführer
Amsler Spielwaren

Die Kindern lockern die Stimmung im Laden zusätzlich auf. Dann haben wir auch das Glück, dass wir recht viel Platz haben.»

Modeläden im Ausland mit Minus, in der Schweiz Plus

Eine schlechte Woche scheinen auch weitere Unternehmen nicht erlebt zu haben. Die zu Coop gehörende Import Parfumerie, die Schuhhändlerin Dosenbach-Ochsner AG, die Fachmärkte der Migros sowie die Modeketten C&A und PKZ berichten von einer erfolgreichen Woche mit guten Umsätzen. Dies, obwohl sie teilweise von einer «gedämpften Konsumentenstimmung» ausgegangen worden war, wie es etwa bei Dosenbach-Ochsner heisst.

Auch Manuela Beer, Chefin der Schweizer Modehauskette PKZ, hat der Kundenandrang positiv überrascht: «In Deutschland, Österreich und Dänemark, die früher öffnen durften, waren die Umsätze in der Modebranche zunächst bis zu 50 Prozent im Minus.» Ein Grund sei jedoch, dass Filialen mit wenig Platz erst später öffnen durften und dass das lückenhafte Angebot wohl weniger Kunden in die Innenstädte und Einkaufszentren gelockt habe.

Trotz der erfolgreichen Wiedereröffnung bezweifeln die Geschäfte aber, dass sie den Verlust der letzten Wochen aufholen werden können. Ob die Kundinnen und Kunden in Zukunft wieder regelmässig in die Geschäfte strömen werden, wird ausserdem davon abhängen, wie sicher sie sich fühlen. Deutlich steigende Fallzahlen an Infizierten wä-

ren sicherlich Gift für die Kundenfrequenzen, schreiben auch die Credit-Suisse-Ökonomen. Doch selbst wenn es gelingt, die Fallzahlen gering zu halten, werden die Umsätze wegen der Abstandsregeln in vielen Fällen geringer sein als zuvor. Läden wie auch Restaurants, Cafés und Bars dürfen nur eine gewisse Anzahl Leute reinlassen.

Ökonomen optimistischer als die Verbände

Alles in allem zeichnen die Analysten der Grossbank Credit Suisse dennoch eine überraschend optimistische Prognose für die Schweiz: Folgen weitere Lockerungen und kehrt die Normalität allmählich zurück, werden von den geschätzt 8 Millionen Franken, die Schweizer Haushalte während der zwei Lockdown-Monate gespart haben, 5,5 Millionen Franken nachträglich doch noch ausgegeben und in Umlauf gebracht.

Unternehmen scheinen daran noch nicht so recht zu glauben. Vor allem Gastronomen, die aufgrund der Abstandsregeln nur halb so viel verdienen können wie vor der Krise, gehen von einem Jahr zum Vergessen aus. Nicht viel besser tönt es im Detailhandel.

«Wir machen uns keine Illusionen, dass wir schnell wieder auf dem Niveau vor der Krise sein werden», sagt FDP-Nationalrätin Christa Markwalder, die den Verband Swiss Retail Federation präsidiert. «Hinzu kommt, dass im Detailhandel schon vor der Krise viel Umsatz verloren ging. Für viele Geschäfte wird es sehr hart.»

Listen für den Einlass und klinische Tests

Der FCB nimmt am Montag das Training wieder auf. «Vom normalen Alltag bleibt nichts übrig», erklärt der Corona-Beauftragte des Klubs.

Céline Feller

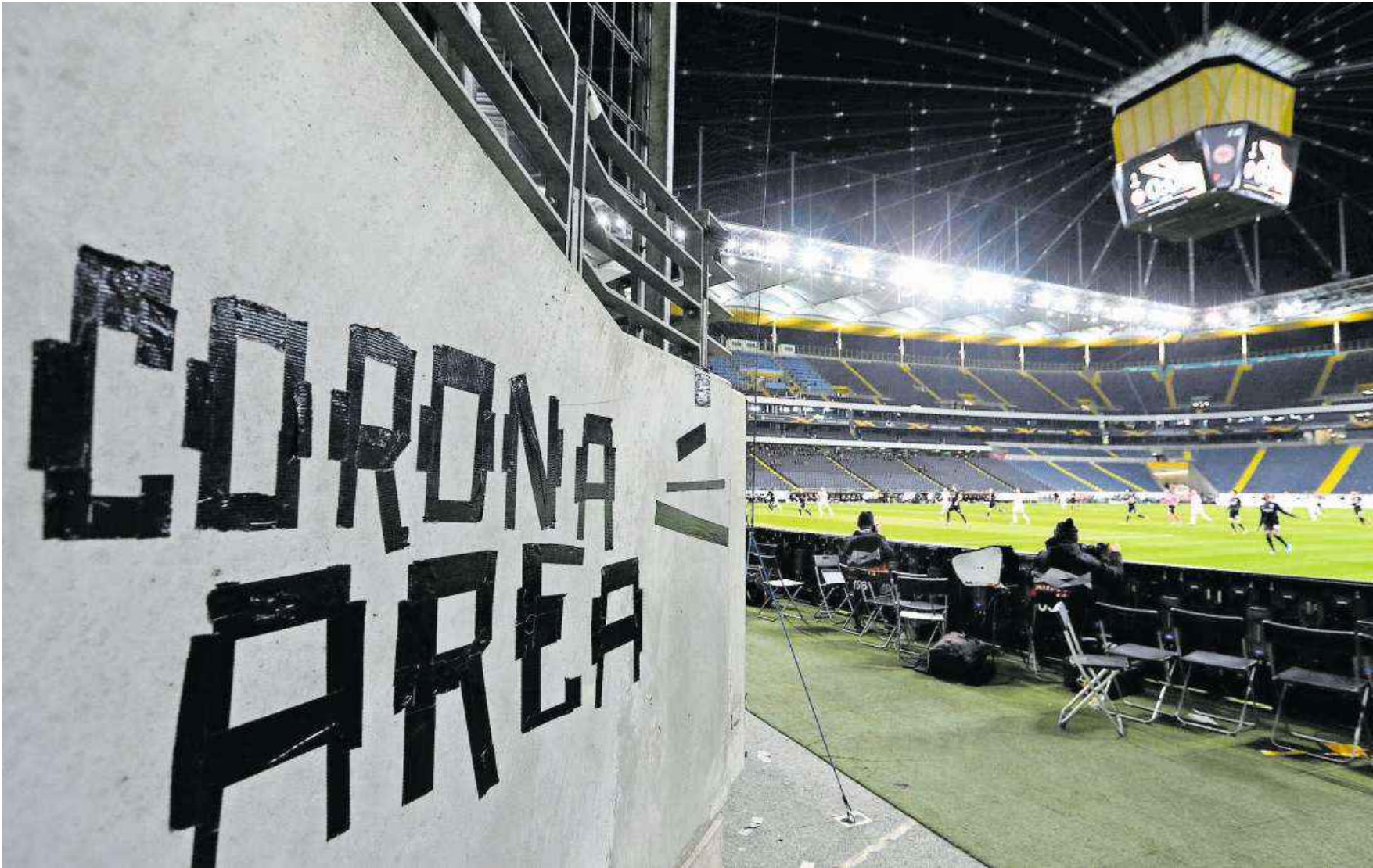
Als sich die Spieler und der Staff des FC Basel am 13. März voneinander verabschieden, ahnen sie nicht, dass sie sich lange nicht sehen werden. Corona ist bereits eine bekannte Bedrohung, die Schweiz beschliesst an ebendiesem Freitag und nur einen Tag nach dem Geisterspiel in Frankfurt erste striktere Massnahmen. Dass nur drei Tage später der Lockdown folgen sollte, ist aber noch nicht ganz absehbar. Noch steht im Raum, dass der FCB nur eine Woche nach dem Hinspiel gegen Frankfurt das Rückspiel ebenfalls am Main austrägt. Doch so weit kommt es nicht.

Die Uefa verschiebt sämtliche Partien, die Super League pausiert ohnehin schon, der Lockdown folgt und damit auch jene Zeit, in der alle nur noch zu Hause trainieren können. Alleine. Fast genau zwei Monate ist das her. Zwei Monate, in denen sich Spieler und Staff des FCB nur virtuell treffen konnten. Und nicht wussten, wann wieder gemeinsam trainiert werden kann. Seit vergangener Woche ist klar: Der FCB startet am kommenden Montag, dem 18. Mai wieder in den Trainingsbetrieb. Es ist ein kleines bisschen Normalität in Zeiten, in denen eigentlich nichts mehr normal ist. Und so wird auch das Training vorerst anders sein, als es sich die Profis seit Jahren gewohnt sind. «Vom normalen Ablauf rund um den Trainingsalltag bleibt im Moment eigentlich nichts übrig», sagt Rene Bonk. Es wird weder vor noch nach dem Training zusammen gegessen, es wird zu Hause geduscht und das obligate Abklatschen in der Kabine entfällt ebenfalls.

Die Rückkehr nach 66 Tagen ohne Fussball

Bonk, stellvertretender Sicherheitschef beim FCB, ist im Klub Ansprechperson Nummer 1 beim Thema Corona. Seine Fachgebiete sind die Arbeitssicherheit und der Gesundheitsschutz. Die Coronakrise fällt somit in seinen Bereich. In enger Zusammenarbeit mit der Geschäftsleitung und der Abteilung Sport erarbeitete er ein Konzept zur Wiederaufnahme des Trainingsbetriebs aller Mannschaften und setzt dieses nun im Alltag um. Zudem umfasst das Konzept die spätere Rückkehr der Geschäftsstelle in den Büroalltag. «Wir bereiten die Unterlagen für alle Mannschaften und die Geschäftsstelle vor. Wenn wir medizinisches Fachwissen brauchen, dann ziehen wir die entsprechenden Leute dazu.» Bonk ist also der Mann, der weiss, auf was alles genau geachtet werden muss, wenn am Montagmorgen die erste Mannschaft erstmals seit 66 Tagen wieder im Joggeli eintrifft. Man müsse flexibel bleiben und sich stets informieren, «weil sich in diesen Zeiten fast im Stundentakt Dinge ändern können. Wir sprechen daher immer vom aktuellen Stand», sagt Bonk.

Zum aktuellen Stand gehört, dass die erste Mannschaft am Montag vorerst in vordefinierten Kleingruppen à fünf Personen trainiert. So sei es gefordert worden. Bevor jedoch der Rasen betreten werden kann, müssen etliche Schritte durchlaufen werden. Alleine die Tatsache, dass der FCB vorerst im Stadion und nicht wie gewohnt auf den Trainingsplätzen trainiert, verdeutlicht die Besonderheit der Lage. Man wolle sämtliche Betroffene in einer «kontrollierten Umgebung» haben. Nicht, weil man Angst hat, die Spieler würden sich nicht an Regeln halten. Sondern schlicht, um sie langsam an die neue Normalität zu gewöhnen, sie auf die veränderten Abläufe zu sensibilisieren,



Wie die Commerzbank Arena beim letzten FCB-Auftritt «Corona Area» war, wird dies ab Montag auch das Joggeli sein, wo vorerst trainiert wird. Bild: Fresh (Frankfurt, 12. März)

«Jeder Spieler muss bestätigen, dass er die Vorschriften verstanden hat.»



Rene Bonk
Stv. Sicherheitschef FC Basel

bis sich alles eingespielt hat. Das Ziel ist es jedoch, dass der FCB in absehbarer Zeit wieder auf seinem Stammsplatz trainieren kann. Zumindest in der ersten Woche aber wird er seine Einheiten im Joggeli absolvieren, danach wird weiter geschaut. Dann, wenn sämtliche Abläufe verinnerlicht sind. Dazu gehört, dass jeder Spieler beim Betreten des Bereichs seine Hände desinfizieren muss und dies auch mit allem tun muss, was er angefasst hat. Ausserdem werden tägliche Gesundheitschecks durchgeführt, jedoch keine spezifischen Corona-Schnelltests. «Es sind derzeit klinische Untersuchungen, zu denen Fiebermessen und ein Abfragen der Symptome gehört. Dies wird von unserem medizinischen Team bei allen Personen durchgeführt, welche für den Trainingsbereich zugelassen werden müssen. Also beispielsweise auch beim Sicherheitsteam.»

Einzelgespräche mit Spielern, externe Putzhilfen

Letzteres gewinnt in der aktuellen Situation an Bedeutung. Denn wer das Stadion und damit den Trainingsbereich

betreten will, muss auf einer Liste erfasst sein, welche die Sicherheit kontrolliert. Der Name auf der Liste ist in Zeiten von Corona das Äquivalent eines Matchtickets. Wer nicht drauf steht, dem wird der Zutritt verweigert. Der Trainingsbetrieb unter diesen Massnahmen ist ein erheblicher personeller Mehraufwand. Neben dem Sicherheitsdienst, welcher normalerweise nicht bei jedem Training anwesend sein muss, kommt auch noch ein externer Dienstleister für die Putzeinheiten dazu. «Zwar ist das Desinfizieren und Reinigen ein Bestandteil der Ausbildung von unseren Physiotherapeuten und sie werden dies nun auch mehr und in noch kürzeren Intervallen tun. Aber die grossen Arbeiten können wir mit unserem Personal nicht abdecken», erklärt Bonk. «Dieser Dienstleister ist auch explizit auf diese Bereiche geschult und kann entsprechende Standards nachweisen.»

Ein wichtiger Punkt. Denn die Einhaltung sämtlicher Regeln kann vom BAG und dem SECO als kontrollierende Instanzen geprüft werden. «Es sind Kontrollen angekündigt, aber es ist

nicht definiert, wann diese stattfinden sollen.» Der FCB sei aber verpflichtet, bei Kontrollbesuchen Zugang zu sämtlichen Bereichen zu gewähren.

Damit auch sichergestellt werden kann, dass nicht nur die Rahmenbedingungen stimmen, sondern die Spieler diese auch kennen, wurde jedem einzelnen ein Dokument zugestellt, in welchem die Verhaltensregeln aufgeführt sind. Der FCB verzichtet auf eine zweiwöchige Quarantäne der Mannschaft, obschon dies eine Überlegung gewesen ist. «Aber da das nicht einmal in den systemrelevanten Berufen wie bei der Polizei oder dem Pflegepersonal durchgesetzt wurde, verzichten wir darauf.» Die Spieler hätten sich weiterhin an die BAG-Regeln zu halten sowie jene vom FCB vor Ort umgesetzten Massnahmen zu befolgen. «Jeder Spieler muss bestätigen, dass er die Vorschriften verstanden hat. Wir führen auch persönliche Gespräche, um das Dokument mit den Spielern durchzugehen und wollen so Sicherheit vermitteln», sagt Bonk.

Die Verantwortlichen müssen bei Bedarf nachweisen können, dass jeder Spieler geschult, ihm ein Schutzkonzept zugestellt wurde und er dieses verstanden hat. Eine entsprechende Liste muss der Verein stets griffbereit haben. Zusätzlich gibt es eine Personalliste, auf der alle zutrittsberechtigten Personen vermerkt sind. Diese wird täglich aktualisiert und dient der Nachverfolgung im Falle einer Coronaerkrankung bei einem Spieler, Staff-Mitglied oder sonstigem Direktbeteiligten. Sollte eine Erkrankung entdeckt werden, treten die bekannten BAG-Abläufe in Kraft. Werden diese aber genau so wie die SFL-Regeln und die noch etwas strikteren FCB-Regeln befolgt, ist man beim FCB positiv gestimmt, was die Handhabung dieser speziellen Situation angeht. Bonk sieht in der ganzen Situation denn auch eine Chance: «Wir wollen als Club eine Vorbildfunktion haben. Das ist uns ein Anliegen.»

190 Liter Desinfektionsmittel

Schutzmaterial Als die Coronakrise in der Schweiz noch weit weg schien, begann sich der FC Basel bereits auf allfällige Auswirkungen auf beispielsweise Matchbesuche vorzubereiten. Ab Januar wurde das Coronarisiko getrackt, auch im Zusammenhang der Trainingslager der Nachwuchsteams und der ersten Mannschaft, welche jeweils zu Beginn des Jahres im Ausland stattfinden. Der Verein hat sich zur optimalen Vorbereitung mit Schutzmaterial eingedeckt, um Zuschauern den sicheren Zutritt weiter ermöglichen zu

können. So wurden Masken in verschiedenen Sicherheitsklassen angeschafft sowie Desinfektionsmittel.

Berechnet wurde die Menge für ein allfälliges ausverkauftes Stadion beim Rückspiel gegen Frankfurt, weil beim Zeitpunkt der Beschaffung die Restriktionen noch nicht bekannt waren. «Wir sind immer vom Höchstfall ausgegangen. Das heisst, wir haben Desinfektionsmittel für 38 000 Zuschauerinnen und Zuschauer angeschafft. Geht man also davon aus, dass eine Person beim einmaligen Desinfizieren der Hände

5 Milliliter brauchen würde, benötigte man für ein solches Spiel 190 Liter Desinfektionsmittel», rechnet Rene Bonk vor.

Der FCB verfügt über Schutzmaterial, mit dem er vier ausverkaufte Spieltage hätte abdecken können. Für allfällige Geisterspiele bräuchte der FCB ebenfalls Schutzmaterial – dieses wäre durch die Reserven bereits vorhanden. Der Entscheid wird von der Swiss Football League am 29. Mai nach einer Abstimmung aller zwanzig Profiklubs bekannt gegeben.

Basel Stadt Land Region

Weniger Gäste als im Zweiten Weltkrieg

Schlechteste Zahlen seit 1934 Der Einbruch der Hotellerie in Basel erschreckt. Lange Zeit ging es der Branche sehr gut. Jetzt liegt alle Hoffnung auf einer Kampagne, die die Stadt etwas mondäner wirken lässt, als sie es ist.

Katrin Hauser

Die Situation ist dramatisch, für manche sogar von existenzieller Bedeutung. Die Basler Hotellerie befindet sich in der schlimmsten Lage seit 1934: So wenig Betten wie derzeit waren nicht einmal während des Zweiten Weltkriegs belegt – in relativen Zahlen gesprochen. Die Anzahl Logiernächte ist gegenüber 2019 um 88 Prozent zurückgegangen. Das entspricht rund 100'000 Nächten.

«Die Branche steht vor einer enormen Herausforderung», sagt Daniel Egloff, Chef von Basel Tourismus. «Wir gehen davon aus, dass unsere Zahlen dieses Jahr mindestens 50 Prozent schlechter sein werden als im Vorjahr.» Wie viele der 63 Hotelbetriebe in Basel diese Krise nicht überleben werden, will er nicht sagen. «Solche Fragen sind spekulativ, ebenso wie es eine Antwort meinerseits wäre. Was man sagen kann, ist, dass sich das Angebot an Hotels in Basel irgendwann der Nachfrage anpassen wird.»

Konzept hat Schule gemacht

Wenn man sich die Entwicklung der Logiernächte über die Jahrzehnte hinweg seit den frühen 30er-Jahren anschaut, dann ging es lange Zeit steil bergauf. Einer, der zu dieser Zeit stets den Puls der Basler Hotelbranche spürte, ist Urs Hitz. Er führte über 30 Jahre lang das Hotel Hilton beim Bahnhof SBB, das 2016 abgerissen wurde. Obwohl er mittlerweile bald achtzig ist und mehr die Rolle eines Beobachters einnimmt, spürt man, dass ihm die Krise nahegeht, als ihn die BaZ erreicht: «Eine vergleichbare Situation habe ich in meiner Zeit als Hotelier nicht erlebt.»

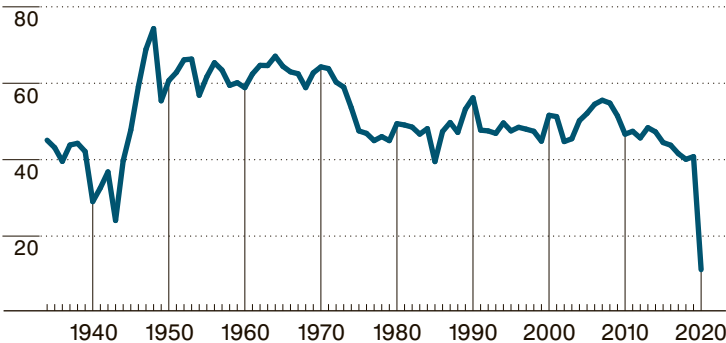
Als Urs Hitz noch im neunten Stock des Hotels Hilton wohnte und abends auf eine wesentlich bescheidenere Skyline ohne Roche-Turm sah, als wir es heute tun, wurde Zusammenarbeit grossgeschrieben: «In den 80er-Jahren fing es an, dass ich zusammen mit anderen Hoteliers und Vertretern von Basel Tourismus regelmässig auf Werbetour ging.» Kleine Ausflüge nach London oder Madrid habe man damals gemacht. «Die Region pro-



Die Hotellerie in Basel steht vor einer enormen Herausforderung: Das Grand Hotel Les Trois Rois. Foto: Nicole Pont

Weniger Betten besetzt als während des Zweiten Weltkriegs

Bettenauslastung im März und April, in Prozent



Grafik: vif/Quelle: Statistisches Amt Basel-Stadt



Urs Hitz
Der bald 80-Jährige führte über 30 Jahre lang das Hotel Hilton am Bahnhof SBB.

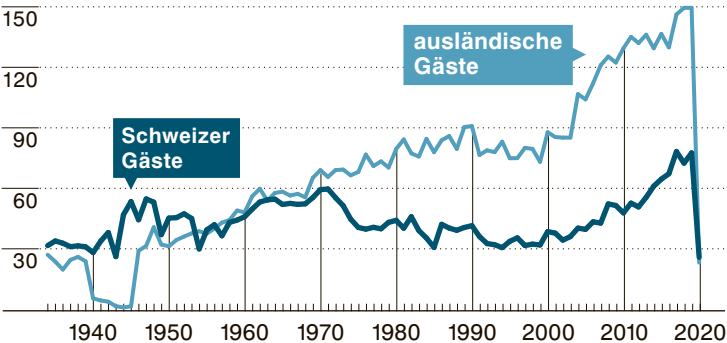
motet», sagt der Mann mit Jahrgang 1942, der mehr Anglizismen benutzt als mancher 20-Jährige. Diese Werbetouren gebe es heute immer noch, allerdings auf nationaler und nicht mehr auf

kantonomer Ebene: «Das Konzept von Basel hat Schule gemacht», sagt Daniel Egloff.

Die Nachfrage an Schweizer Hotels dürfte bald wieder etwas ansteigen, wenn die Grenzen zu Frankreich, Deutschland und Österreich öffnen. Man fragt sich jedoch: Hilft das auch Basel, einer Stadt, deren Anziehung auf Touristen dem Takt von Grossanlässen unterworfen ist? Basels Lage ist Corona-technisch schwieriger, als wenn ein Kan-

Gewaltiger Einbruch der Gästezahlen

Anzahl Logiernächte im März und April, in Tausend



Grafik: vif/Quelle: Statistisches Amt Basel-Stadt

ton zu den zehn beliebtesten Schweizer Wanderdestinationen gehört. Wandern geht bekanntlich gut zu fünf – eine Kunstmesse abzuhalten, eher weniger.

Ohnehin denkt man bei der Schweiz als Touristenmagnet eher an das Bündnerland als an Basel. «Ich denke schon, dass Städte bislang in den Diskussionen um den Schweizer Tourismus etwas untergegangen sind», sagt Egloff. Allerdings nicht, weil man die Basler beim nationalen

Tourismusverband nicht möge. «Sondern, weil die Bergregionen bis jetzt die Sorgenkinder des Verbands waren und nicht die boomenden Städte. Das hat sich jetzt umgedreht.» Das war schon einmal so, 1975, als die Jahre für den Basler Tourismus golden glänzten und Urs Hitz frisch ans Rheinknie gekommen war. Basel war da, aber nicht präsent: «Wir bemerkten, dass viele ausländische Touristen, die Schifffahrten auf dem Rhein gebucht hatten,

«Die Bergregionen waren bis jetzt die Sorgenkinder und nicht die Städte.»

Daniel Egloff
Chef von Basel Tourismus

von Basel nur den Hafen zu Gesicht bekamen.» Dort hätten Busse gewartet, um sie nach Luzern, Zürich oder ins Berner Oberland zu fahren. «Wir nahmen also Kontakt zu den «Operatoren» in Amerika auf, die diese Reisen planten, und sorgten dafür, dass die Gruppen zumindest eine Nacht in Basel verbrachten.»

Basel statt Paris

Auf Touristen aus den USA setzt man in diesem Sommer besser nicht. Amerikaner kommen kaum noch nach Basel – ebenso wenig Deutsche, Franzosen, Chinesen und Italiener. Das Art-Publikum wird sehr wahrscheinlich ausbleiben und die Messe-Stadt sich ein Stück weit neu erfinden müssen.

«Wir haben bereits eine entsprechende Kampagne für den Sommer erarbeitet», sagt Egloff. Basel soll künftig in den Köpfen der restlichen Schweizer mit spektakulären Destinationen im Ausland assoziiert werden. Etwa in Form eines Plakats, das gross die Stadt der Liebe (Paris) anpreist, auf dem jedoch ein Liebespaar zu sehen ist, das am Basler Rhein spaziert. «Oder ein Bild von Zebras und Giraffen, das mit einer Safari verknüpft wird, letztlich aber den Basler Zolli meint.» Diese Kampagne richtet sich vor allem an Inländer: «Wir setzen auf den Heimmarkt, da nicht klar ist, wie nachhaltig diese Grenzöffnungen sind.»

Urs Hitz sieht in dieser Idee viel Potenzial: «Wieso soll ein Zürcher, der sonst nach Paris fährt, nicht einmal ein Wochenende in Basel verbringen?» Hitz selbst ist in Zürich aufgewachsen, bezeichnet sich jedoch als «Basel-Fan» durch und durch. Egloff wird hoffen, dass dieser Fangemeinde noch einige Schweizer mehr beitreten.

«Der schlimmste Tag meines Berufslebens»

Nicolas Burgener klingt nicht wie ein Mensch, der in Selbstmitleid badet – aber er hätte durchaus gute Gründe dafür. Da investierte eine Firma viel Geld und Arbeit in ein Hotel mit Restaurant in der Steinvorstadt und taufte es «Art House». Und dann kommt Corona. Das Restaurant durfte eine Woche offen sein, die Eröffnung des Hotels wurde verschoben.

Die Konsequenzen sind dramatisch. Wenn der Walliser am Samstag endlich die Türen öffnen kann, tut er dies mit einem Team von 15 Personen – ein Team, das einst 20 Menschen mehr beinhaltet hat. Burgener sagt: «Als ich die Entlassungen aussprechen musste, war das schrecklich – der schlimmste Tag meines Berufslebens.» Burgener will aber nicht länger klagen: Er

sieht in Basel viel Potenzial, obwohl sich auch die Messeveranstalterin MCH Group in einer Megakrise befindet. Für sein Hotel sei die Art Basel natürlich wichtig, aber Burgener denkt weiter. Wieso nicht mit E-Sports, oder einer anderen Schmuckmesse Erfolg haben?

Raphael Wyniger kennt diese Sorgen. Als Chef der Wyniger-Gruppe und Vorstandsmitglied des Basler Hotelier-Vereins ist er am Puls. Seit Ende Februar gibt es eine Arbeitsgruppe, die entlang der Krise arbeitet, wie Wyniger das nennt. Kurzarbeit, Schutzkonzepte, Lockdown, Lockup: Immer wieder treten neue Baustellen auf. Wie weiter? Wyniger sagt: «Wir haben nun entscheidende Wochen vor uns – wie und wie schnell kann sich der Tourismus

erholen? Da im Sommer kein relevantes Veranstaltungsgeschäft stattfinden kann, ist der einzige Markt, der funktionieren kann, der Freizeitmarkt. Und für Basel ist dieser nicht der Hauptmarkt.»

Keine Touristen im April

Wyniger sagt, dass seine Gruppe einen temporären Durchhänger bewältigen könne. Er weiss aber auch: Die Aussichten sind düster. 10'000 Arbeitsstellen hängen in der Region an der Hotel- und Gastroindustrie. Wie viele ihren Job verlieren, vermag er nicht zu sagen: «Dafür ist es noch zu früh. Dass Arbeits- und Ausbildungsplätze in Gefahr sind, ist aber unbestritten.»

Was die Zukunft bringt, ist unvorhersehbar: Das Luxushotel Les Trois Rois etwa wird erst in

den kommenden Tagen eine Antwort parat haben. Das gilt auch für jene Hotels, die noch im Entstehen begriffen sind. Das Boutique-Hotel am Marktplatz, das der Coop-Gruppe gehört, soll wie geplant im ersten Halbjahr 2021 eröffnen. Das bestätigt Sprecher Patrick Häfliger. Anders klingt es bei Reto Kocher. Er ist General Manager des Mövenpick-Hotels, das im Spätsommer hätte eröffnet werden sollen. «Aufgrund der aktuellen Situation können wir momentan noch kein Eröffnungsdatum festlegen. Wir beobachten aber sorgfältig die Entwicklung des nationalen und internationalen Reiseverhaltens und werden zu gegebener Zeit eine Entscheidung treffen.»

Klar ist: Eine relevante Zunahme der Nachfrage wird noch

nicht registriert, sagt Wyniger. Die Zurückhaltung der Gäste sei verständlich. «Bleibt die Nachfrage jedoch tief, wird das Auswirkungen auf den Hotelmarkt in der Region haben.» Er erklärt die dramatische Situation mit einem Beispiel: «Wenn man die Zahlen für den April anschaut, müssen wir sagen: Da ist kein Tourismus. Die kleine Zahl an Logiernächten kam vor allem deswegen zustande, weil viele Medizinschaffende des Gesundheitsdepartements in unseren Hotels übernachtet haben.»

Das zu ändern, ist auch Aufgabe der Tourismusbeauftragten; eine geplante Kampagne ist ein erster Versuch, vor allem Schweizer Gäste nach Basel zu holen.

Sebastian Briellmann

ANZEIGE



Wir sind wieder zu normalen Öffnungszeiten für Sie da.

Ramstein Optik

«Wir kämpfen auch für die Polizei»

Corona-Demo

Simon Bordier

Lockdown? Welcher Lockdown? Die Freie Strasse könnte an diesem Samstagnachmittag kaum voller sein: Die Menschen genießen ihren Kaffee an der Sonne, Familien mit Kinderwagen versuchen sich einen Weg durch die Scharen von Passanten zu bahnen, und vor etlichen Geschäften stehen die Menschen Schlange. Angesichts dieses Treibens stellt sich kurz vor 14 Uhr die Frage, ob die angekündigte Anti-Lockdown-Kundgebung auf dem Marktplatz in der Masse der Shoppingwilligen nicht untergehen würde.

Aber doch, pünktlich um 14 Uhr tauchen erste Plakatträger auf. Es bilden sich Grüppchen von Demonstranten, Frauen mit Kindern haben einen Klappmeter aufgespannt, an dem Blätter mit Parolen hängen: «Mahnwache statt Wahnwache!» ist da etwa zu lesen. Sie alle fühlen sich durch die Covid-Verordnungen des Bundesrats in ihren Grundrechten eingeschränkt, viele werfen Politik und Medien Stimmungsmache vor. Die Demonstranten müssen umgekehrt damit leben, dass sie von vielen als Verschwörungstheoretiker angesehen werden.

Spätestens als die gut hundert Teilnehmer das Volkslied «Die Gedanken sind frei» anstimmen, ist ihnen die Aufmerksamkeit aber sicher. Medienleute scharen sich um sie, Schaulustige bleiben stehen. Die Stimmung schwankt zwischen friedlicher Lagerfeuer-Atmosphäre, politischer Militanz und fasnächtlicher Anarchie.

Denn wie aus dem Nichts taucht ein Kostümierter auf: Er trägt WC-Papier mit der Aufschrift «Bärner Schyssdrägg-Zygli» mit sich, womit er offenbar auf die Machthaber in der Bundesstadt anspielen will. Auf einem von ihm verteilten Zeedel kann



Das «Bärner Schyvssdrägg-Zvgli» verteilt Zeedel. Foto: Simon Bordier

man nachlesen: «Langsam, langsam, langsam, dämmert's ändlig, dass mir nid alli stärke mien, trotz däne Bärner Super-Hirn.»

Medien dramatisierten Lage

Aber wogegen demonstrieren die Lockdown-Gegner eigentlich, da vor Ort nicht viel von Ausgangssperre zu spüren ist? «Wirklich? Warten wir mal ab, welche Auswirkungen der Lockdown haben wird», sagt einer der Plakatträger, Ruedi Bachmann aus Luzern, im Gespräch. Die Wirtschaft werde sicher noch lange mit den Folgen des Lockdown zu kämpfen haben;

zudem sei nicht ausgeschlossen, dass der Bundesrat im Herbst das Land wieder herunterfahre.

Wir wollen von Ruedi Bachmann wissen, ob der Schweiz dank des Lockdown nicht möglicherweise Zustände wie in der lombardischen Stadt Bergamo erspart geblieben seien. Bilder von Armeelastwagen, welche die Leichen aus Bergamo abtransportierten, gingen um die Welt.

Doch von dem Vergleich Schweiz-Lombardei hält Bachmann nicht viel: In Bergamo hätten sich viele Leichenbestatter aus Angst vor dem Virus geweigert, die Toten zu bestatten.

gert, die Toten zu begraben, weshalb die Armee zur Unterstützung angerückt sei. Die Medien hätten die Bilder der Lastwagenkolonnen zum Anlass genommen, die Lage zu dramatisieren. Dabei gebe es doch eine recht einfache Erklärung, so Bachmann: Die Covid-Toten sollten eingäschert werden, aber weil in Italien sonst Erdbestattungen üblich seien und die Ausstattung mit Krematorien entsprechend begrenzt sei, habe man die Leichen in Krematorien im ganzen Land bringen müssen. Aber dass Bergamo im Vergleich zu Nicht-



Der Einsatzleiter der Polizei verschafft sich Gehör. Foto: Keystone



Frauen mit Kindern rufen zum Widerstand auf. Foto: Simon Bordier

Covid-Zeiten ein Vielfaches an Toten zu beklagen hat, wird doch auch Bachmann nicht bestreiten, oder?

Wir konfrontieren ihn mit der Sterbestatistik der Provinz, wonach die Zahl der Toten fünf- bis sechsmal über dem Normalwert liegt. Den offiziellen Zahlen traue er nicht ganz über den Weg, sagt er dazu. Zudem habe die hohe Zahl der Todesopfer wohl auch mit dem Gesundheitssystem in Italien zu tun, das bekanntlich marode sei. Darauf möchten wir entgegnen, dass Bergamo eines der modernsten Spitäler in Italien

besitzt – aber wir lassen es mit der Diskussion gut sein und ziehen weiter zur nächsten Gesprächspartnerin an der Demo: Carletta van Oosten, Pflegefachfrau.

Sie stört sich am meisten daran, dass Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga gewisse Punkte des Notrechts in ordentliches Recht überführen möchte. Aus Sicht des Bundesrats ist dies nötig, weil das Notrecht zeitlich begrenzt ist, die Corona-Epidemie jedoch weit weniger. Doch für van Oosten muss das Notrecht ein Ende haben, «und zwar sofort, ohne Wenn und Aber».

«Das ist Scheinfreiheit»

Ein Dorn im Auge ist ihr ein möglicher Impfwang. «Ich bin keine Impfgegnerin. Ich bin aber gegen den Zwang.» Jede und jeder müsse auch in dieser Frage die Entscheidungsfreiheit behalten. Grundsätzlich missfällt ihr, «dass alles durchreglementiert wird, was man darf und was man nicht darf». Wir verweisen darauf, dass die vielen Passanten auf der Freien Strasse einen ziemlich ungezwungenen Eindruck machten. Doch van Oosten beeindruckt das kaum: «Das ist eine Scheinfreiheit. Wir leben in einer Art DDR-Diktatur hier.»

Viel Zeit zum Diskutieren bleibt uns nicht: Die Polizei, die immer wieder zum Einhalten der Distanzregeln aufgerufen hat, will die Versammlung vor dem Rathaus jetzt auflösen. Für kurze Zeit entsteht ein akustisches Kräfte-messen zwischen den singenden Demonstranten und dem Einsatzleiter mit seinem Megafon. Der Punkt geht schliesslich an die Polizei, die Menge löst sich auf doch oben auf dem Münsterplatz will sich der Widerstand neu formieren. «Wir kämpfen letztlich für alle, auch für die Polizei!», sagt Pflegefachfrau van Oosten.

Nachtschwärmer ignorieren Corona-Regeln

Nach langen Wochen ohne Ausgang waren dieses Wochenende Restaurants und Bars wieder offen und in verschiedenen Städten die Menschen abends wieder unterwegs. So auch in Basel. In der Steinvorstadt allerdings schienen einige die Corona-Regeln kurz vor Samstagmitternacht nicht mehr zu kümmern – von Social Distancing und zwei Metern Abstand ist wenig zu sehen. Von «Corona-Ignoranz» schreibt ein Leser, ein anderer meint: «Am Nachmittag werden Bussen verteilt, wenn man auf einer Wiese auf einer Decke sitzt und was ist nun los in der Steine?»

Über Massnahmen von Sicherheitskräften war zunächst nichts bekannt – die Polizei hat offenbar nicht eingegriffen.

Massnahmen gelten weiter

Am Sonntagmorgen nahm die Kantonspolizei Basel-Stadt Stellung. «Wir können bestätigen, dass es gestern in Basel an wenigen Brennpunkten alleine aufgrund der Anzahl Personen auf der Strasse kaum mehr möglich war, den nach wie vor einzuhaltenen Mindestabstand zu wahren», so Sprecher Toprak Yerguz. Als Sofortmassnahme werde die



In der Steinenvorstadt in Basel waren am Samstagabend zahlreiche Menschen unterwegs – von Social Distancing war nur wenig zu sehen.

Kantonspolizei am Sonntag die Kontrolltätigkeit nochmals intensivieren.

«Weitere Massnahmen wie temporäre Absperrung werden

geprüft und bleiben vorbehalten. Wir rufen in Erinnerung, dass die bundesrätlichen Massnahmen der Covid-19-Verordnung nach wie vor Gültigkeit haben und ap-

pellieren an die Eigenverantwortung der Bevölkerung: Mindestabstand und maximale Gruppengrösse von fünf Personen müssen weiter eingehalten werden.» Ob

und wie viele Bussen in der Nacht auf Sonntag ausgestellt wurden, konnte Yerguz nicht sagen.

Zu reden geben die Bilder auch in der Gastroszene. Maurus

Ebneter, Präsident des Basler Wirtverbandes, will aufgrund von «Momentaufnahmen kein Urteil fällen», wie er sagt: «Das Bedürfnis nach sozialen Kontakten ist gross. Es ist verständlich, dass gerade junge Menschen sich hier wieder ein Stück Normalität wünschen.» Er sei überzeugt, dass die Wirte alles tun, um das Schutzkonzept in ihren Betrieben umzusetzen. «Sie haben aber keine Polizeifunktion, schon gar nicht auf der Allmend.»

«Pragmatischen Weg finden»

Ob die Polizei hätte eingreifen müssen, will Ebnetter nicht beurteilen. Er rechnet damit, dass es im Sommer öfters vorkommen wird, dass Vorschriften im öffentlichen Raum nicht eingehalten werden. «Die Leute sind nicht auf Restaurants und Bars angewiesen, um sich in grossen Gruppen zu versammeln: Sie können Getränke von zu Hause mitnehmen oder Dosenbier und Schnaps in den Convenience-Stores beschaffen. Basel und die Schweiz werden bestimmt einen pragmatischen Weg finden, die Infektionsrate tief zu halten.»

Claudia Steiger

Basel Stadt Land Region



Ärzte und Pflegepersonal des KSBL Bruderholz behandeln Covid-19-Patienten. Foto: Alex Kühni

Lehren aus der ersten Corona-Welle

Analyse Stellt die Corona-Krise die Spitalpolitik auf den Kopf, die auf Abbau setzt? Ist der Kampf gegen tiefere Prämien damit vorbei? Und warum können beide Basel nicht zusammenarbeiten? Die wirksamste Lösung ist banaler, als man denkt.

Joël Hoffmann

Die grösste Spitaldichte und die höchsten Krankenkassenprämien der Schweiz: Das ist die Region Basel. Die Regierungen beider Basel versuchen, den Spitalmarkt zu schrumpfen, Betten abzubauen, vielleicht einzelne Kliniken zu schliessen. Der Kampf für weniger stark steigende Krankenkassenprämien ist ein Kampf gegen Skalpelle und Beton.

Doch dann kam Corona und damit die Angst um genügend Kapazitäten. Planbare Eingriffe wurden zeitweise gestoppt, die OP-Säle in den Kliniken ruhten. Das dem Abbruch geweihte Bruderholzspital wurde zum Corona-Haus. Ist es nun also eine glückliche Fügung, dass die Spitalkapazitäten noch

nicht massiv abgebaut worden waren, als die Pandemie kam? Macht vielleicht sogar die Idee der Baselbieter Gesundheitsdirektion Sinn, aus dem Bruderholz ein Pandemiespital beider Basel zu gründen?

Betten sind nicht das Problem

Das KSBL hat dieser Idee bereits eine Abfuhr erteilt. Und wenn man mit Fachleuten aus beiden Basel vertrauliche Gespräche führt, dann erscheint ihnen diese Idee eines gemeinsamen Pandemiespitals als unsinnig, weil unnötig und teuer. Ebenso unsinnig erscheint die auf den ersten Blick plausible Ansicht, dass die heutigen Betongebäude und Bettenkapazitäten wegen des Risikos einer Pandemie aufrechterhalten werden sollen. Ein Pandemiespital würde den

Ruf eines Seuchenspitals erhalten, was in normalen Zeiten für den Träger, in dem Fall das KSBL, marketingtechnisch nicht wünschenswert ist. Überhaupt: Betten sind genügend vorhanden. Auch in anderen Kliniken. Und wenn man die nicht dringlichen, planbaren Operationen einstellt, so wie das jetzt geschehen ist, dann gibt es in der Region sowieso genügend Platz. Betten und Maschinen könnte man auch einlagern. Aber: Genügend Personal für ein Pandemiespital «auf Halde» zu beschäftigen, ist zu teuer.

Hingegen könnte man, wie beim Bruderholz geschehen, Personal aus diversen Kliniken zusammenziehen. Das zeigt gleich einen weiteren Unterschied: Im Baselbiet hat der Krisenstab übernommen, also

eine eher militärische Struktur, die mit dem Bruderholz eine zentralistische Lösung wählt. Basel-Stadt hingegen beliest die Organisation der Spitäler dem Gesundheitsdepartement, das dezentrale Lösungen suchte, etwa mit dem Unispital und dem Claraspital. Das hat nicht nur den Vorteil, dass die Fachpersonen in ihren angestammten Betrieben arbeiten können, sondern ist auch für die Patienten besser. Gerade solche mit mehreren Krankheiten haben den Spezialisten, etwa für eine Krebsbehandlung, vor Ort. Die Fachleute müssen nicht kompliziert hin- und herfahren.

Bei allen unerwarteten Problemen, die bei einer Pandemie auftreten, bietet eine dezentrale Lösung, so der Tenor, also eine höhere Flexibilität. Zudem:

Wenn die Behörden von mehreren Spitälern Vorhalteleistungen für den Pandemiefall verlangen, dann ist mit dem Basler Weg die Wahrscheinlichkeit auch höher, dass Betten und Beatmungsgeräte nicht verstauben, sondern auch im Normalfall genutzt werden.

Kreativität ist gefragt

Kurzum: Es besteht medizinisch und wirtschaftlich kein Grund für ein Pandemiespital beider Basel oder den Stopp der Bettenabbaupolitik. Was aber zu Problemen führte, etwa zu der Kontroverse um 12-Stunden-Schichten am Bruderholzspital, ist der Faktor Mensch. Patienten auf der Intensivstation benötigen Pflege mit zusätzlicher Qualifikation. Intensivpflegende sind jedoch rar. Das KSBL, das sich zum vorübergehenden

Pandemiespital umgerüstet hatte, hatte mit gut 20 besetzten Intensivbetten Probleme.

Was den Mangel bei der Intensivmedizin verschärft, ist, dass bei bisherigen Pandemieplänen nicht von einem derart hohen Anteil an Patienten ausgegangen wurde, die Intensivmedizin benötigen. Und vor allem nicht eine so lange Beatmungszeit von 10 bis 15 Tagen. Also was tun? Eine der Lösungen, über die nachgedacht wird, sieht wie folgt aus: Jede zweite Pflegende auf der Intensivstation könnte eine «normale» diplomierte Pflegekraft sein, die unter Anleitung der ausgebildeten Intensivpflegenden arbeitet. So könnten Kapazitäten verdoppelt und die Belastung für das Intensiv-Pflegepersonal reduziert werden.

Basler Reisebüros stehen vor einem rabenschwarzen Jahr

Lockerungen bringen wenig Sollte es nach der Grenzöffnung einen touristischen Run auf die Nachbarländer geben, werden Kunden wohl auf eigene Faust eine Reise organisieren.

Das kleine Basler Reisebüro Frossard wird in diesem Jahr 36 Jahre alt. «Wir haben schon einige Krisen erlebt», sagt Inhaber André Frossard und denkt etwa an die Terroranschläge vom 11. September 2001 mit knapp 3000 Toten oder an die Finanzkrise. «Wir haben alles überstanden und den Betrieb immer ohne Fremdfinanzierung durchbringen können», sagt er. Die Corona-Krise übertreffe aber alles schon Dagewesene. «Es war ein Schock», sagt Frossard. «Die ganze Branche wurde von einem Tag auf den anderen ausser Gefecht

gesetzt. Wir haben auf unabsehbare Zeit keine Arbeit und somit kein Einkommen mehr.»

Auch die angekündigten Grenzöffnungen werden daran wenig ändern. Sollte es einen touristischen Run auf die Nachbarländer Österreich, Frankreich und Deutschland geben, dürften die regionalen Reisebüros davon wenig bis nichts profitieren, ist Frossard überzeugt. Die Kunden würden in diesem Fall auf eigene Faust eine Reise organisieren. Ganz ausschliessen will er aber nicht, dass die ersten zaghaften Grenzöffnungen der Branche Vorteile bringen werden. Voraussetzung dafür sei aber, dass die Veranstalter «ein attraktives Angebot kreieren».

Ausfälle bei Fussballreisen

Wie in anderen Reisebüros wurde auch bei Frossard auf Kurzarbeit umgestellt. «Entlassungen stehen im Moment noch keine an», sagt er. Es gebe ein breites Band von sehr verständnisvollen Kunden. Diese würden die Bearbeitungsgebühren für die An-

«Von einem Tag auf den anderen wurde die ganze Branche ausser Gefecht gesetzt.»

André Frossard
Inhaber des gleichnamigen Basler Reisebüros

nullation oder Umbuchung ohne Probleme bezahlen. In jedem einzelnen Fall suche man die optimalste Lösung. Frossard verschweigt aber auch nicht, dass es auch Kunden gibt, «die gar nichts bezahlen wollen».

Besonders bitter für das Basler Reisebüro ist, dass im Sportbereich seit der Verhängung des Lockdown nichts mehr läuft. Frossard ist etwa Reiseveranstalter bei Spielen des FC Basel (FCB on tour), organisiert aber auch andere Sportreisen. «Als Organisator von Fussballreisen gab es grosse Ausfälle», sagt er. Gesamt-



André Frossard erwartet massive Umsatzeinbussen für 2020.

haft rechnet er für das laufende Jahr mit Einbussen von 50 bis 60 Prozent für die ganze Branche, die im Auslandsgeschäft tätig ist. Es sei völlig offen, wie sich der Umsatz für das ganze Jahr entwickeln werde. «Wenn ich das wüsste», sagt Frossard.

Hilfe sei zwar dringend, aber nicht vorhanden. «Da unsere Branche ein reiner Dienstleistungsbetrieb ist, kann nur mit

A-fonds-perdu-Unterstützung geholfen werden», sagt er. In dieser Hinsicht sei aber noch kein Silberstreifen am Horizont zu sehen.

Auch grosse Reiseveranstalter sind von Covid-19 hart getroffen. Hotelplan Suisse mit den Reiseunternehmen Globus Reisen, Travelhouse, Tourisme Pour Tous, Hotelplan und Migros Ferien setzt sein Reiseprogramm ins Ausland

bis 31. Mai aus. Damit werden sämtliche Reisen bis Ende Mai proaktiv annulliert. Bereits bezahlte Pauschalreisen werden innerhalb der nächsten Wochen automatisch zurückerstattet. Als Rust-Spezialist hofft die Migros-Tochter natürlich darauf, dass das Geschäft im süddeutschen Freizeitpark gut anlaufen wird.

TUI Suisse wiederum schielt bereits auf das Geschäft im nächsten Jahr. «Wir haben schon jetzt die Sommerferien 2021 buchbar gemacht», sagt TUI-Sprecherin Bianca Schmidt. «Dank unserer eigenen Airline können die Gäste, die ab Basel fliegen, bereits heute die Sommerferien 2021 buchen.» In diesem Sinne stelle TUI sicher, dass Ferienträume nicht platzen, sondern verschoben würden. TUI besitzt neben einer Fluglinie auch viele eigene Hotels. Kein anderer Reiseveranstalter sei deshalb in der Lage, Buchungen auf ein Jahr hinaus entgegenzunehmen, sagt Schmidt.

Kurt Tschan

Reisetipp vom Fachmann

André Frossard empfiehlt für diesen Sommer individuelle Reisen für Singles und Familien. Er hofft auf weitere Grenzöffnungen. «Unsere Tipps wären Zypern, Kreta, Portugal als Badedestinationen in Form von Einzelreisen.» Er ist überzeugt, dass Kunden vorläufig das Reisen in grossen Gruppen meiden werden. (kt)

Gewerbeschule im digitalen Nirvana

Absturz in der Corona-Krise Schüler und Lehrer nicht erreichbar, fehlende Server, Fernunterricht ohne Videoplattformen: Die Allgemeine Gewerbeschule Basel wurde von der Corona-Krise kalt erwischt.

Daniel Wahl

Digitales Entwicklungsland – so präsentiert sich die Allgemeine Gewerbeschule Basel-Stadt (AGS) in der Corona-Krise. Für geschätzte drei Viertel der 3400 Lehrlinge ist der Fernunterricht noch heute nicht nach modernen Massstäben möglich.

Dies sagen Lehrer, die an der Gewerbeschule unterrichten. Besonders peinlich sei dies, weil die Schule unter dem Schirm des Basler Erziehungsdepartements das Motto vor sich hinträgt: «Wir alle machen im Arbeitsalltag den nächsten digitalen Schritt.» Der Claim wird stolz auf dem Briefpapier und den Post-it-Zettelchen verbreitet.

Dass die Realität ganz anders aussieht, bringt der E-Mail-Verlauf von AGS-Direktor Hans-Rudolf Hartmann zutage. Das Protokoll:

5. März: Der Bund hatte eben die Kampagne gegen das Coronavirus von gelb auf rot verschärft. Der Schuldirektor teilt mit, dass «zum jetzigen Zeitpunkt keine Veranlassung besteht, die Schulen zu schliessen». Zwar wird im Brief erwogen, dass sich die Situation jederzeit auch zum Schlechten ändern könne. An «Verunsicherungen und Abwesenheiten» denkt der Schuldirektor. Nicht aber an eine einzige Vorbereitungs-massnahme für einen eventuellen Lockdown oder an den digitalen Unterricht.

Lehrer in die Aula bestellt

Freitag, 13. März: Die Kehrtwende des Bundesrats. Die Regierung lässt den Präsenzunterricht an der Schule einstellen. Versammlungen über 100 Personen sind verboten. Der Schuldirektor bestellt 280 Lehrer in die Aula. Jetzt ist ihm in den Sinn gekommen, dass die Gewerbeschule «künftig Lernangebote digital zur Verfügung stellen» sollte. Das Vorgehen will er nach dem Wochenende im Plenum besprechen. «Technisch sind die Voraussetzungen mehrheitlich vorhanden, aber weder Schülerinnen und Schüler noch Lehrpersonen sind auf einen dauerhaften, flächendeckenden Unterricht vorbereitet», teilt er mit.

Sonntag, 15. März: Dem Schuldirektor ist es nicht mehr wohl – wohl nach Rückmeldungen, dass selbst Versammlungen über 50 Personen in Restaurants bewilligungspflichtig sind. So verschickt er um 15.45 Uhr nochmals eine Mail an alle Lehrer, in der er die Freiwilligkeit betont und schreibt: «Eure persönliche Gesundheit hat klar Vorrang.» Am Treffen hält er weiter fest. Die meisten Lehrer sind nicht erreichbar. 100 Dozenten folgen am Montag schliesslich dem Aufruf.

Dienstag, 17. März: Ein Tag nach der Veranstaltung würde Hartmann nicht mehr ein «Coronatreffen» mit den Lehrern in der Aula durchführen. «Aktuell ist kein weiterer Austausch-anlass wie am Montag in der Aula geplant», schreibt er. Der Schuldirektor teilt mit, dass er nicht alle Lehrer erreicht hat. Offenbar war das in den Jahren zuvor nie jemandem aufgefallen. Er hält dazu an, auf Computern die offizielle E-Mail-Adresse einzurich-



Allgemeine Gewerbeschule Basel – baulich saniert, digital im Hintertreffen. Foto: Nicole Pont

ten: vorname.name@edubs.ch laute sie. Es ist die falsche Adresse, wie sich später zeigen wird. Denn damit kann sich im Schulsystem niemand einloggen.

Die IT-Techniker des Erziehungsdepartements hatten zu ihrer Adressverwaltung eine eigene Idee entwickelt. Zudem fordert Hartmann seine Lehrer auf, «ausschliesslich über die Plattform des Pädagogischen Netzwerkes» mit den Schülern zu kommunizieren. Diese ist aber nicht eingerichtet. Es fehlen die Datenstrukturen. Zwei Server müssen erst noch angeschafft werden, weil das System überlastet ist, wie sich später zeigt. Schüler sollten übrigens in der ersten Lockdown-Woche nicht mit Arbeiten beschäftigt werden, meint er. Es folgt noch eine zweite Mail, in der dann alle Informationen mitgeliefert werden.

Nicht funktionstüchtig

Freitag, 20. März: Das E-Mail-Chaos ist perfekt. Die neuen Endungen für Adressen lauten jetzt für Studenten «@stud.ags.edubs.ch» und für Lehrer «@ags.edubs.ch»; die Gewerbeschule sollte in der E-Mail-Adresse sichtbar werden. Dabei hatten die Lehrer schon seit einer Woche die Schüler telefonisch zu Hause oder im Betrieb zu erreichen versucht, um Kontakt herzustellen. Hartmann verbietet im selben Schreiben den Lehrern gängige und bewährte Plattformen wie Dropbox, Microsoft-Office, oder Google Drive zu benutzen. Obschon Microsoft die Videoplattform «Teams» allen gratis zur Verfügung stellt und andere Schulen unbedenklich darauf zugreifen. Die eigene Lösung ist nicht funktionstüchtig. Eine Minderheit der Lehrer umgeht das abstruse Vi-

deokonferenz-Verbot und versucht trotzdem einen Fernunterricht aufzubauen.

Der Schuldirektor wird derzeit vom Erziehungsdepartement (ED) abgeschirmt; nur ED-Sprecher Simon Thiriet kommuniziert mit den Medien. «Die Umstellungen (Präsenzunterricht zu Videokonferenz) mussten alle innerhalb von Tagen, wenn nicht sogar Stunden, geschehen. Dass es hier zu Komplikationen kam, ist völlig klar, und das war an an-

In vielen Klassen nehmen höchstens zwei bis vier Schüler am Unterricht teil

deren Schulen genau so», schreibt er. Und zum E-Mail-Chaos: «Es kann sehr gut sein, dass da in der Kommunikation per E-Mail nicht alles gut lief, das wollen wir nicht abstreiten. Wichtig war, dass die Schule täglich dazulernte.»

Dienstag, 24. März: Der Schuldirektor wendet sich an die Lehrer: «Wir werden immer wieder angefragt, ob die Kontaktaufnahmen mit den Lernenden gewährleistet ist. Dies können wir so nicht generell beantworten.» Das E-Mail-Problem ist also nicht gelöst; der Überblick fehlt offenbar noch immer, um den Unterricht zu gewährleisten. An diesem Dienstag wird auch festgehalten, dass zahlreiche Lehrer keine Schreibrechte auf ihrem Klassenordner haben. Es ist ein weiterer Hin-

weis, dass das Pädagogische Netz nie getestet wurde und operativ im Betrieb war.

Dienstag, 31. März: Hartmann zieht Bilanz: «In der Zwischenzeit sind einige Lehrpersonen mit dem Fernunterricht gestartet. Andere haben zugewartet. Wir können in Anbetracht der Unsicherheit dies gut nachvollziehen.» Das Verbot von Videokonferenzen lockert er: «Der Einsatz von FaceTime, Skype und Zoom ist zwar nicht untersagt, aber sie dürfen auf keinen Fall Lernende /Studierende dazu zwingen.»

Lehrer kommentieren später, dass solche Bestimmungen dazu provoziert hätten, dass die Gewerbeschule kaum Liveunterricht am Bildschirm angeboten habe. Zudem habe man die Lernenden überwiegend nicht dazu bringen können zu partizipieren. In vielen Klassen nähmen höchstens zwei bis vier Schüler am Unterricht teil. Die Lehrbetriebe beschreiben unterschiedliche Effekte: Es gibt Unternehmen, die die Situation ausgenutzt haben, um ihre Lehrlinge in ihren Betrieben und auf Baustellen einzusetzen. Andere haben schlicht keine Kontrolle darüber, was ihre Lehrlinge während der Schulzeit machen. Ein Lehrer bilanziert: «Bloss etwa 80 von 280 Lehrern haben Fernunterricht gemacht; unterrichtet wurde schätzungsweise nur ein Viertel der Schüler.» Das Erziehungsdepartement meint: «Natürlich ist es eine Herausforderung für Lehrpersonen und für die Schule allgemein, in der jetzigen Zeit Fernunterricht zu organisieren. Es gibt aber kreative Ansätze, und die AGS erhält durchaus auch Rückmeldungen von Schülern, die das jetzige Angebot schätzen.»

Freitag, 3. April: Hartmann orientiert, dass «von verschiedenen Seiten Stimmen kamen, welche den Entscheid der Schulleitung, alle Daten ausschliesslich auf dem Pädagogischen Netz abzulegen, heftig kritisierten.» Die bestehenden Server mögen das Datenvolumen nicht schlucken, ewig drehen Uhren bei den Mauszeigern am Computer. Hartmann hält eisern dagegen: «Denken wir in dieser Situation einfach mal daran, dass wir alle vor der Herausforderung stehen, jetzt Fernunterricht umsetzen zu müssen. Mit der verbindlichen Auflage, ausschliesslich das Pädagogische Netz zu benutzen ...» Der Schuldirektor verweist hier auf das Programm «bring your own device» (byod): ein Konzept, das Lehrlinge schon vor einem Jahr verpflichtet hatte, ihre eigenen Laptops in die Schule zu bringen.

Nur PDF-Dateien

Patrick Bossard beim Elektroinstallateur Etavis ist zuständig für 175 Lehrlinge, die in beiden Halbkantonen in die Gewerbeschule gehen. Er sagt: «In Basel-Stadt ist es eine Katastrophe. Die Baselbieter haben das besser auf die Reihe gekriegt.» Das digitale Drittwelt-niveau ist ihm schon bei der Einführung von «byod» aufgefallen. Die Lehrlinge brachten die Computer in die Schule, die Steckdosen aber fehlten. Lehrer sagen, dass der digitale Unterricht nie mehr war als das Zustellen von PDF-Dateien oder das Tippen von Notizen. Die Vielfalt, die digitales Lernen bietet, sei nicht ansatzweise ausgenutzt worden.

Beim ED heisst es zum Blackout der Server und des Pädagogischen Netzes: «Allenfalls

wäre es nicht zu Problemen gekommen, wenn die AGS schon beim zentralen IT-System der anderen Schulen angegliedert gewesen wäre. Das ist Spekulation, bestärkt uns aber in den Bemühungen, die AGS möglichst schnell ans grosse System anzuschliessen.»

Man streckt die Waffen

Donnerstag, 9. April: Information über die neusten Entwicklungen. «Dieser Mail-Versand dient uns gleichzeitig als Test, ob sie unter dieser Mail-Adresse erreichbar sind. Im Wissen darum, dass Sie diese Mitteilung im Falle einer unzustellbaren Mail-Adresse gar nicht erhalten, sind wir bemüht, den Mail-Kontakt in den nächsten Tagen anderweitig sicherzustellen», orientiert der Direktor das offensichtliche digitale Nirvana.

Freitag, 17. April: Man streckt die elektronischen Waffen in Bezug auf Fernunterricht bei den Abschlussklassen: «Da keine theoretischen Prüfungen durchgeführt werden, wird auch der Unterricht nicht mehr im geplanten Rahmen umsetzbar sein.» Von Fernunterricht ist keine Rede mehr, man solle bloss «elektronisch Kontakt aufnehmen». Das kritisiert Bossard von Etavis. «Die Lehrlinge hätten noch Theorie zugute, die bei der praktischen Prüfung abgerufen wird.»

21. April: Fernunterricht – das wird am Tag 37 nach Einführung als «Neuland» bezeichnet. «Wir ermuntern sie aber, weiterhin dieses Neuland mit Ihren Lernenden/Studierenden gemeinsam zu entdecken. Hartmann gibt jetzt seine E-Mail-Adresse mit «@bs.ch» an. Das könnte funktionieren.

Ausgeträumt

Hilfe kommt, sagte Guy Parmelin. Doch der Jugend lässt der Wirtschaftsminister ausrichten: Vergesst euren Traum.

Niklaus Vontobel

«Die Folgen der Rezession werden auch auf dem Lehrstellenmarkt zu spüren sein.» Das sagte kürzlich ein Vizedirektor im Departement von Wirtschaftsminister Guy Parmelin an einer Medienkonferenz. «Wir rechnen für mehrere Jahre mit einer schwierigeren Entwicklung, als wir sie in den letzten Jahren gesehen haben.»

Eine schwierige Entwicklung und dies für mehrere Jahre erwartet Parmelins Wirtschaftsdepartement. Der Bund befürchtet also eine Lehrstellenkrise. Doch man glaubt, aus der letzten Krise gelernt zu haben. «Wir hatten zu Beginn der Nullerjahre eine Lehrstellenkrise», so der Vizedirektor im Wirtschaftsdepartement. Das Gesetz zur Berufsbildung sei aufgrund dieser letzten Krise umgeschrieben worden. «Wir haben die gesetzliche Basis, um zu intervenieren. Die Kantone haben erprobte Instrumente, um Lehrstellen zu fördern.»

Als ein Bundesrat in der TV-Show unterging

Rückblende: Die Krise der Nullerjahre bewegt die Schweiz. In der Coronakrise könnte es schwerer werden, das Versprechen der Berufslehre zu halten: Nahezu alle Jugendlichen, die wollen, sollen via Lehre in die Arbeitswelt einsteigen können.

In der Lehrstellenkrise der Nullerjahre gibt es keinen Einbruch, es bleibt bei einer wirtschaftlichen Stagnation. Zwei Jahre lang gibt es praktisch Nullwachstum. Die Arbeitslosenquote erreicht den Höchststand bei 5,1 Prozent. Aus dieser Wirtschaftsflaute wird erst durch die Demografie eine Lehrstellenkrise. Ab Mitte der Neunzigerjahre gehen jährlich mehr Jugendliche von der Schule ab. Das Angebot an Lehrstellen hält lange mit. Doch damit ist es vorbei, als die Wirtschaft stagniert. Im Jahr 2002 werden 2400 Lehrverträge weniger abgeschlossen als im Vorjahr.

Die politische Linke will das Recht auf berufliche Ausbildung in die Verfassung schreiben. Gewerkschafter unken, es würden 9000 Jugendliche ohne eine Lehrstelle bleiben. Wirtschaftsminister Joseph Deiss beruft eine Taskforce ein.

«Flässig, willig – und kaum Chancen», titelt das Boulevardblatt «Blick». In einer Berner Abschlussklasse im Schulhaus Bethlehemacker wird gefragt, wer noch keine Lehrstelle hat. 13 Hände gehen in die Höhe, nur sechs haben schon einen Platz. Am Fernsehen lässt im «Club» keiner den anderen ausreden, Bundesrat Deiss geht unter. Am Ende wird die Lehrstellen-Initiative hochkant abgelehnt.

Das Gesetz für die Berufsbildung wird umgeschrieben. Es braucht einen Effort, um aus der Krise zu kommen. Neu können kleine und mittlere Betriebe einen Lehrling gemeinsam beschäftigen, in Verbänden. Die Kantone gehen Klinkenputzen oder appellieren via Medien an

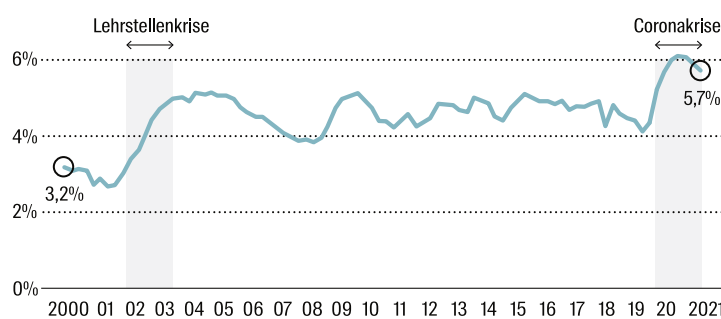


Sie hat schon eine Lehrstelle, für andere wird es schwieriger: Die Coronakrise hat Folgen für den Lehrstellenmarkt.

Bild: Imago Images

Entwicklung der Arbeitslosenquote in der Schweiz

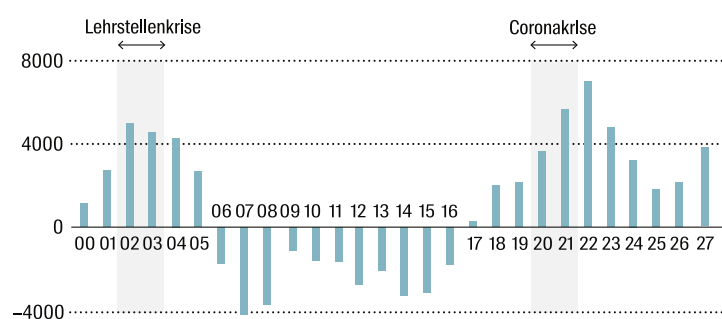
Arbeitslosenquote gemäss int. vergleichbarer Definition



Quelle: Int. Arbeitsorganisation ILO, Prognose Konjunkturforschungsstelle ETH Zürich KOF; Redaktion: nav; Grafik: Isi

Zunahme an Jugendlichen in der Sekundarstufe

Lernende Sekundarstufe I, ab 2016 erwartete Entwicklung



Quelle: BFS – Bildungsperspektiven; Redaktion: nav; Grafik: Isi

die Betriebe. Neue Programme werden angeboten, mit denen sich ein Jahr überbrücken lässt. Weniger beliebte Berufe werden beworben mit Imagekampagnen und Berufsweltmeisterschaften: etwa Schreiner, Metzger oder Maler.

Die Macht der Demografie wird oft unterschätzt

In der Coronakrise stehen die Vorzeichen schlechter als in den Nullerjahren. Dieses Jahr bricht die Wirtschaft so stark ein, wie in der Nachkriegsgeschichte sonst nur in der Ölkrise. Im nächsten Jahr wird der Einbruch nicht aufgeholt sein. Es wird eine Arbeitslosenquote von zwischenzeitlich 6 Prozent erwartet.

Das kostet Lehrstellen. Gemäss einer Berechnung der Universitäten von Bern und Zürich

lässt sich aus der Geschichte ableiten: Treffen die aktuellen Prognosen ein, würden 5000 bis 20 000 weniger Lehrverträge unterschrieben. Bis der Schock ausgestanden ist, könnte es fünf Jahre lang dauern.

Die Rezession kommt zur Unzeit, ähnlich wie die Wirtschaftsflaute der Nullerjahre. Es stehen mehrere Jahre bevor, in denen jedes Mal mehr Jugendliche eine Lehrstelle suchen werden. Die Demografie könnte erneut aus einer Wirtschaftskrise eine Lehrstellenkrise machen.

Die Macht der Demografie zeigte sich auch in der Finanzkrise von 2008. Damals stützt sie die Berufslehre. Die Wirtschaft bricht stärker ein als in den Nullerjahren. Die Arbeitslosigkeit ist ähnlich hoch. Doch es gehen jährlich weniger Jugend-

liche von der Schule ab. Das genügt. Die Finanzkrise wird nie zu einer Lehrstellenkrise.

Traditionelle Berufe nicht mehr beliebt

Gottgegeben ist auch in der Coronakrise nichts. Es kann besser kommen. Zum Beispiel, wenn die Jugendlichen weniger wählerisch sind als in der Vergangenheit. So sieht man das im Departement von Parmelin. «Wir appellieren, in dieser Situation auch einmal die zweitbeste Lehrstelle zu wählen», sagt ein Vizedirektor des Departements. Man solle gar nicht erst versuchen, die Krise auszusitzen und so den Traum von der Lieblingslehrstelle zu retten. «Die Aussichten sind vergleichsweise gering, dass es nächstes Jahr die erstbeste Lehrstelle wird.»

Gebt euren Traum auf – der ernüchternde Appell, den Bundesrat Parmelin ausrichten lässt, hat einen Hintergrund. Ein Brückenjahr hilft kaum, falls die Krise mehrere Jahre dauert. 2021 dürfte der Kampf um Lehrstellen wiederum eng werden. Und es gilt, was schon in Nullerjahren galt: Es hat eigentlich mehr Lehrstellen, als nachgefragt werden. Nur sind es Stellen, die kaum einer will. Es sind unpopuläre Berufe oder sie sind im falschen Kanton.

«Man muss endlich akzeptieren: Nicht alle können eine KV-Lehre oder eine Informatikausbildung machen», hiess es schon in den Nullerjahren vom Gewerbeverband. Und von Jugendlichen kam zurück: «Die traditionellen Berufe sind einfach nicht mehr beliebt.»

Treiber und Getriebene

Sie kämpfen für die Versammlungsfreiheit, die sie noch nie nutzten: Die Corona-Rebellen sind eine spezielle Randerscheinung der Krise. Doch so klein, wie ihr öffentlicher Auftritt vermuten lässt, ist die Szene mit rechtsextremen Bezügen nicht. Erster Teil einer Recherche der «Schweiz am Wochenende».

Silvana Schreier und Benjamin Rosch

Zögerlich. Anders lässt sich die unsortierte Ansammlung von Menschen nicht beschreiben. Dort ein Transparent und da ein bemaltes T-Shirt; ein Mann mit Alu-Bommel um den Hals hält ein Schild hoch, bis irgendwann ein paar Frauen «Die Gedanken sind frei» und dann «Dona Nobis Pacem» antimmen. Die Menschen rundherum sind in Shoppinglaune an diesem Samstagnachmittag, und ohne die markigen Worte des Polizeieinsatzleiters würden viele nicht bemerken, dass da mitten unter ihnen eine Demo stattfindet.

Lange scheint es, als wären am vergangenen Samstag nur Vereinzelte den Aufrufen in sozialen Medien gefolgt, auf dem Basler Marktplatz einzustehen für – ja, für was eigentlich? Für eine breite Palette von Anliegen, für Grundrechte und gegen Gates, für selbstbezogene Freiheiten und gegen die Pflicht, ein Mittel zu impfen, das es vielleicht gar nie geben wird. So diffus ihre Manifestation, so real ist die Angst dieser «Corona-Rebellen». Die sich, anders als der Name vermuten lässt, nicht gegen eine Krankheit auflehnen, sondern gegen die Massnahmen dagegen. Darin liegt ihr grösstes Verbindungsmoment: Corona ist überschätzt.

Man könnte sie entweder als Krisenneurotiker abtun oder sie als Verfechter der Demokratie bejubeln, doch beides greift zu kurz: Zu heterogen ist diese Gruppe und zu unsortiert sind ihre Forderungen, als dass ein Urteil überhaupt möglich wäre. Zumindest an diesem Samstagnachmittag. Dennoch lassen sich unter den rund hundert Demonstranten die verschiedenen Arten von Menschen beobachten, die in unterschiedlichem Grad an der Pandemie zweifeln. Auch wenn sich nur wenige trauen, öffentlich zu protestieren: Gerade die Region Basel nimmt derzeit eine wichtige Rolle ein, wenn es darum geht, ein Potpourri aus Verschwörungsängsten, esoterischem Mumpitz und rechten Ideologien international zu verbreiten. Die «Schweiz am Wochenende» nahm die Demo von letztem Samstag zum Ausgangspunkt und spürte durch kleinere und grössere Szenen von Corona-Skeptikern, die einen vernetzt, die anderen völlig isoliert.

Die Demo-Organisatoren: Betroffene und Erweckte

Ein nicht unwesentlicher Teil von Corona-Zweiflern spricht sich über Telegram ab, eine kostenlose App zum Versand von Textnachrichten. Anders als Whatsapp funktioniert die App über einseitige Kanäle und riesige Gruppen, zu denen im Rahmen dieser Recherche auch die «Schweiz am Wochenende» Zugang hatte. Dazu gibt es einige Funktionen wie «Geheime Chats», die für anonyme Absprachen unter Gleichgesinnten besser taugen als Mails oder SMS. Sie nennen sich «Corona Rebellen Schweiz» und tauschen sich über Ideen im «Aktionsraum Basel» aus.

Rund hundert Personen tummeln sich dort, in den nationalen Chats sind es gegen 2000. Hier teilen sie Links zu Youtube-Videos, Artikel aus Alternativmedien, persönliche Erlebnisse und Kettenbriefe. Alles darf Quelle sein, hinterfragt wird wenig, es sei denn, es steht im Verdacht, Mainstream zu sein. Das Themenspektrum ist riesig, fast alles kann eine Bedrohung sein. 5G-Antennen zählen dazu, Impfungen, Elon Musks Satelliten, Pestizide im Wasser, die WHO und die Pharmaindustrie, stets orchestriert von einem Staat hinter dem Staat und einer geheimen Weltordnung. In den Chats sprechen sich die Teilnehmenden über die nächsten Spaziergänge oder Mahnwachen ab, wie sie ihre Anti-Corona-Demos zu verschleiern versuchen. Diese Begriffe hat die Bewegung aus Deutschland übernommen. Dort verwenden sie Pegida- und AfD-nahe Kreise.

Ein Mitglied der ersten Stunde in der Basler Gruppe ist C.M.* Erst seit etwa drei Wochen auf Telegram unterwegs, hat sie die «Aktionsgruppe Basel» Anfang Mai mitbegründet und genießt darum Administratorenrechte. Im realen Leben ist die 40-jährige Reinacherin Therapeutin und Mutter dreier Kinder. In ihrer Praxis im Baselbiet bietet sie «Bewusstseinscoaching und ganzheitliche Heilarbeit für Mütter und Kinder» an. Aufgrund ihres Berufs finde sie es wichtig, «dass man sich mehrere Seiten anhört». Ihre virtuelle Aktivität hat damit begonnen, dass sie die Zahlen rund um die mit Corona infizierten Personen oder die Sterberaten angezweifelt habe. «Darum habe ich angefangen, zu recherchieren», sagt C.M. Sie merkt, dass sie mit ihrer Haltung auf Widerstand stösst, doch sie wehrt sich gegen die Vorwürfe: «Jeder, der sich gegen die Coronamassnahmen ausspricht, wird sofort Verschwörungstheoretiker genannt.» Es ist ein wichtiges Charaktermerkmal: Niemand will als Verschwörungstheoretiker gelten und grenzt sich deshalb stark dagegen ab. Dennoch sagt C.M.: «Es gibt eine extreme Informationsflut und eine höhere Instanz diktiert den Massenmedien, was sie schreiben sollen.»

Was an der Demo auffällt, aber auch unter den Chat-Aktivisten: Für viele bedeutet die Coronakrise die politische Erweckung, oft aus persönlicher Betroffenheit der Massnahmen. So auch bei T.F.* aus Birsfelden: Als Asthmatikerin müsste sie eigentlich zu Hause bleiben. Da sie aber alleinstehend ist, halte sie dies kaum aus, sagt T.F. Am Telefon ist sie den Tränen nahe. Die passionierte Zumba-Kursteilnehmerin vermisst die Gruppenkurse im Fitnesscenter und gesellige Abende im Restaurant. Am vergangenen Samstag ging T.F. in Basel auf die Strasse: «Ich mache das Theater nicht mehr mit. Ich will meine Freiheit wiederhaben», sagt sie. Seit der Demonstration ist sie auch in den Telegram-Chats aktiv. Es war ihre erste Kundgebung. Vor dem Virus hat T.F. keine Angst, «jede Grippe, jede Er-

kältung kann für mich gefährlich sein», sagt sie bestimmt. Viele der rund hundert Basler Rebellen lesen höchstens mit, doch einige beteiligen sich intensiv an den Diskussionen. Zu diesen gehört A.R.* aus Oberwil. Im Telegram-Chat für Basel trägt sie den Titel «telltreue Eidgenossin». Auch das ist ein Merkmal der Corona-Rebellen: Vieles hat mindestens einen patriotischen bis nationalistischen Touch. Ob auf Kleidern oder in Aufrufen – auffallend oft ist die Nationalflagge zu sehen. Auch das Symbol der Gruppe: ein weisses Kreuz und der Schriftzug «BASEL». Wohl auch deshalb fühlen sich Rechtsausen wie Ignaz Bearth hier zu Hause; oft postet er Videos, sie beginnen alle mit «Hallo liebe Patrioten». A.R. ist Administratorin der Basler Gruppe und darf damit unerwünschte Personen aus der Gruppe werfen. Das droht jenen, die zu stark abweichen. Die Ironie fällt den Kämpfern für Meinungsfreiheit nicht auf. A.R. wirbt für T-Shirts, mit denen an den Mahnwachen für die Freiheit gekämpft werden soll. Mehrfach versucht sie, Ordnung in den chaotisch wirkenden Chat zu bringen, und weist auf bevorstehende Veranstaltungen hin – seien es Treffen in der Schweiz oder Livestreams auf Youtube.

Dann, vergangenen Montag, findet A.R. ein Thema, mit dem sie gleich mehrere Chat-Teilnehmer auf ihre Seite bringen kann: Wasser. In einem «Telebasel»-Bericht steht, dass die Pharmaindustrie «hohe Dosen an Medikamenten in den Rhein» leite. Daraufhin gehen die Wogen hoch, A.R. gründet einen eigenen Telegram-Kanal mit dem Titel «Gesundes-Wasser-Infokanal» für Interessierte. 30 Abonnenten schliessen sich ihr an. Am Donnerstagabend hielten die Mitglieder eine Videokonferenz zum Thema ab. An vorderster Front mit dabei: Therapeutin C.M. aus Reinach. A.R. ist für die Informationen zuständig, C.M. bietet Anlagen zum Reinigen des Wassers an – ab 1500 Franken. Angesprochen auf ihre Rolle in der Bewegung der Corona-Rebellen, blockt A.R. ab. Sie habe kein Interesse, mit Massenmedien darüber zu sprechen. Ähnlich regelmässig bewirtschaftet N.E.* sowohl den Basler als auch den nationalen Te-

«Ich will meine Freiheit wieder.»

T.F. Aktivistin

legram-Chat der Corona-Rebellen. Auch sein Misstrauen gegenüber den «Mainstream-Medien», wie er sie nennt, ist gross. Seit rund zwei Monaten bilde er sich sonst wie weiter. Warum? «Ich habe gemerkt, dass die Medien alle voneinander abschreiben. Darum fing ich an, die Fakten zu checken», behauptet der Vater schulpflichtiger Kinder. Mit den Zahlen etwa zur Sterberate des Coronavirus werde gespielt, ist sich N.E. sicher. Manches in den Chats findet zwar auch er abstrus. «Aber warum muss es Verschwörungstheorien heissen und nicht Wahrheitsfindung?», fragt der Basler. Auf die Frage, ob er denn wisse, was wahr ist, sagt er: «Ich weiss es schlichtweg nicht.»

N.E. hat sich andere Quellen gesucht. Unter anderem entdeckte N.E. die «Expresszeitung» für sich. «Als einziges Medium arbeiten sie gewisse Themen auf», sagt N.E. Dass die Printzeitung aus der Region Basel in der Vergangenheit durch umstrittene Inhalte aus dem rechtsextremen Milieu aufgefallen ist, wisse er nicht. Es sei ihm aber auch nicht wichtig: «Ich distanziere mich sowieso von politischen Richtungen, denn ich spüre einen starken Wunsch nach Vereinigung – unabhängig von Religion oder Politik», sagt N.E. Am liebsten möchte er die Uhr um drei Monate zurückdrehen. Er sehnt sich «zurück in die Normalität».

Die «Expresszeitung»: Rechte Profiteure der Krise

Dass N.E. die «Expresszeitung» erwähnt, ist symptomatisch. Die Zeitschrift erlebt dieser Tage eine spezielle Wende. Aus der rechtsextremen Nische heraus erschliesst sie sich dank Corona eine völlig neue Leserschaft und gehört damit zu den Profiteuren der Krise. Seit 2016 wird das achtmal pro Jahr erscheinende Blatt von André Barmettler und Ruben Buchwalder herausgegeben. Eine Adresse in Oberwil dient als Schaltzentrale. Im Februar deckte die SRF-Sendung «Rundschau» auf, dass der deutsche Neonazi Nikolai Nerling Beziehungen in die Schweiz pflegt. Konkret: zur «Expresszeitung». Für jedes Abonnement, das er über seine Website verkauft, erhält Nerling Geld von Barmettler und Buchwalder. Im Impressum der «Expresszeitung» sind mehrheitlich deutsche Autoren als Redaktionsmitglieder angegeben. Dazu gehören etwa Tilman Knechtel und Gerhard Wisnewski. Ersterer ist ein aktiver Youtuber. Seine Videos heissen «Die Coronareligion» oder «Die Machtstrukturen hinter Corona – Sie wollen eine Weltregierung!». 107 000 Abonnenten schauen sich Knechtels Kanal regelmässig an. Der 33-jährige lebt gemäss Berichten in der Schweiz. Die neuste Ausgabe der «Expresszeitung» stammt fast ausschliesslich aus Knechtels Feder. Ungebremsst breitet er seine Ansichten aus, zieht Verbindungen zwischen der Weltgesundheitsorganisation (WHO), Bill Gates und dem Coronavirus. Er kritisiert bei-

spielsweise den deutschen Epidemiologen Christian Drosten. Bereits in der Vergangenheit konzentrierte er sich auf rechte Verschwörungstheorien.

Unter den Zweiflern, Verharmlosern und Leugnern der Krise kommt das gut an. Sie werden gezielt angesprochen – mit der 80-seitigen neusten Ausgabe, mit Facebookposts, Einträgen in den Telegram-Chats und Livevideos auf Youtube. In der Schweiz und in Deutschland wird die «Expresszeitung» als verlässlicher Informationskanal angepriesen. Der Telegram-Kanal des Mediums zählt über 20 000 Abonnenten. Der deutsche Kochbuchautor Attila Hildmann, eine Galionsfigur deutscher Corona-Skeptiker, steht in engem Kontakt mit den Herausgebern Barmettler und Buchwalder. Auf Telegram schreibt er seinen Followern: «40 Minuten mit Expresszeitung telefoniert. Sie stellen aktuell ihre Ausgabe zu Corona komplett kostenlos zur Verfügung und werden mir 5000 gedruckte Exemplare schicken für Demos».

Die «Schweiz am Wochenende» erreicht André Barmettler telefonisch. Er bestätigt, dass das Publikum gerade in Deutschland wächst. Auch teilt er vollumfänglich die Ansichten auf das Coronavirus und die damit verbundenen Massnahmen, die im Blatt wiedergegeben werden. Weiter will er aber nicht Stellung nehmen.

Inzwischen kämpft die Zeitung mit anderen Problemen: Es wird immer schwieriger, eine Druckerei für das Kampfblatt zu finden. Die «Expresszeitung» wurde bis anhin in einem Tamedia-Druckzentrum hergestellt. Damit ist nun Schluss, wie Tamedia gegenüber der «Schweiz am Wochenende» bestätigt. «Entscheidend ist bei diesen Druckaufträgen in erster Linie, dass die Inhalte gesetzeskonform sind und die Integrität unserer Mitarbeitenden nicht verletzt wird», schreibt die Pressestelle. Der Vertrag wurde aufgelöst, da dies nicht mehr gegeben sei. Auch die Zehnder Print AG aus Wil, die Verpackung und Logistik für die Monatszeitschrift erledigten, kündigten aufgrund der Recherchen dieser Zeitung den Vertrag. Inhaber Andreas Zehnder sagt: «Ich fiel schier vom Stuhl, als ich sah, was in dieser Zeitung drin steht. Die Verbreitung des Gedankengutes der «Expresszeitung» wollen wir nicht unterstützen.»

Die neuste Ausgabe der «Expresszeitung» hat die ZT Medien AG gedruckt, die Partner von CH Media ist – zum Verlag gehört auch die «Schweiz am Wochenende». Roland Lustenberger, Geschäftsleiter der Abteilung ZT Print, bestätigt, dass die Druckerei in Zofingen den Auftrag neu übernommen hat. Inhaltlich und redaktionell sei die Firma aber nicht verantwortlich für das Medium.

*Name geändert
.....
Lesen Sie nächsten Samstag Teil II der Recherche: Streit unter Anthroposophen und renitente Freikirchen.

Der einsame Ramadan

Heute endet der Fastenmonat Ramadan. Dieses Jahr waren gläubige Muslime weltweit besonders gefordert.

Samanta Siegfried

Der Countdown läuft. «Noch neun Minuten», sagt Hatice Temizel zu ihrem Mann Nusret. Das Paar sitzt auf der samtenen Polstergruppe im Wohnzimmer und schaut auf das Smartphone, auf dem eine App die Zeit bis zum Beginn des Fastenbrechens zählt. Beide tragen Jeans und blaue Hemden. Hatice hat sich ein olivgrünes Tuch um den Kopf geschlungen. «Die letzte Stunde vergeht meistens sehr langsam», sagt sie. Es ist Donnerstag, der drittletzte Abend des diesjährigen Fastenmonats Ramadan, den auch die muslimische Familie Temizel aus der Türkei praktiziert.

Der Tisch ist bereits gedeckt, verschiedene Salate sind in weissen Schalen angerichtet. Während des Wartens beisst der 6-jährige Sohn Hikmet unbekümmert in eine Nektarine. Kinder sind bis zur Pubertät vom Fasten ausgenommen, dasselbe gilt für Schwangere oder kranke Menschen.

Ramadan ist vor allem eine Zeit des Verzichts

Punkt 21:14 ertönt der Ruf des Muezzins aus dem Smartphone. Dann geht es auf einmal schnell. Sohn Hikmet und die 9-jährige Tochter Zeynep eilen zu Tisch und schon bald bringt Hatice Temizel Schalen mit Suppe aus getrockneten Tomaten und Gemüseauflauf aus der Küche. Seit sechzehn Stunden hat das Ehepaar heute nichts gegessen oder getrunken. Ramadan, eine der fünf Säulen des Islam, ist vor allem ein Monat des Verzichts. Von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang wird gefastet. Mit der Dämmerung beginnt Iftar, das allabendliche Fastenbrechen. Es bildet den Gegenpol zu den ruhigen Tagen.

Dann werden Freunde und Verwandte zu Tisch geladen, teilen Essen und Neuigkeiten und feiern den Tag. Auch die Moscheen laufen in dieser Zeit auf Hochtouren; fünfmal täglich wird gebetet. Für jene, die lieber nicht zuhause essen, wird vor Ort ein Abendessen serviert.



Die Familie Temizel hat den Fastenmonat trotz erschwelter Bedingungen geschafft. Bild: Roland Schmid

Doch dieses Jahr ist alles anders. Kurz vor Beginn des Fastenmonats wurden aufgrund des Coronavirus schweizweit alle Gotteshäuser geschlossen und Versammlungen von über fünf Personen verboten. Für die rund 13 000 Musliminnen und Muslime in Basel-Stadt bedeutete

das vor allem eines: noch mehr Verzicht. «In anderen Jahren hatten wir an etwa 20 Tagen im Monat Gäste oder waren selber eingeladen», erzählt Hatice Temizel und reicht Datteln in die Runde. In diesem Jahr seien die Reporterin und der Fotograf die einzigen Gäste überhaupt. «Wir

haben die Gesellschaft sehr vermisst», sagt Nusret Temizel in einwandfreiem Baseldeutsch. Der gebürtige Türke ist in der Schweiz aufgewachsen und engagiert sich im Vorstand des Ideal Kulturvereins, ein Verein für Dialog, Integration und Kultur. Vor drei Jahren wurde die In-

itiative lanciert, das Fastenbrechen für Nicht-Muslime zu öffnen, um ihnen die Kultur des Islam näher zu bringen. Interessierte konnten sich bei Familien zum Abendessen anmelden, auch die Temizels hatten regelmässig Gäste. Dieses Jahr fiel auch diese Aktion ins Wasser. Stattdessen haben die Vereinsmitglieder Essen an Asylheime und Wohngemeinschaften verteilt.

«Auch ein gläubiger Muslim braucht Motivation»

Für Nusret Temizel ist die Gemeinschaft während des Ramadans ein wichtiger Ansporn. «Auch ein gläubiger Muslim braucht Motivation», sagt er. «Alles fällt leichter in Gemeinschaft.» Zum Beispiel das Beten oder das Lesen des Korans. Während des Ramadans wird der Koran einmal komplett durchgelesen, 600 Seiten in einem Monat. «Diese Aktion haben wir online durchgeführt», erzählt Hatice Temizel. Etwas über zehn Familien haben sich vor dem Bildschirm versammelt und über Zoom den Vorleserinnen gelauscht, während jeder für sich zuhause der Schrift folgte. Doch nicht alles war schwerer in diesem Monat. «Das Fasten an sich fiel durch die Isolation etwas leichter», ist sich das Ehepaar einig.

Normalerweise, erzählt Nusret, müsse er sich bei der Arbeit jedes Jahr aufs Neue erklären, warum er nichts esse und trinke. «Dieses Jahr fiel es gar niemandem auf.» Man habe den Ramadan eben «mehr in sich gelebt». Genau darum gehe es schliesslich: sich auf das Wesentliche zu besinnen. «Das Fasten gibt mir viel Ruhe und Kraft», sagt Hatice. «Ich bin sogar immer etwas wehmütig, wenn der Monat vorbei ist.» Heute ist der letzte Fastentag, am Sonntag beginnt das dreitägige Fest des Fastenbrechens. Es zählt zu den wichtigsten muslimischen Feiertagen. Auch dieses Fest wird jede Familie für sich und zurückgezogen feiern müssen. Denn erst in einer Woche werden die Türen der Moscheen wieder öffnen.

Kesb fürchtet «zweite Welle»

Kinderschutz Die Basler Regierung beobachtet, dass viele Familien angesichts der Corona-Krise an ihre Grenzen stossen. In der Antwort auf einen Vorstoss von SP-Grossrätin Nicole Amacher schreibt sie von «Überforderungen und familiären Krisen, auch verbunden mit häuslicher Gewalt, von welcher direkt oder auch indirekt Kinder betroffen waren.» Das Homeoffice der Eltern mit gleichzeitigem Fernunterricht der Kinder «auf engstem Raum ohne Ausweich- und Ablenkungsmöglichkeiten» sowie Arbeitsplatz- und Gesundheitsängste haben für viele Familien zur Überforderung geführt. Ins Gewicht sei auch gefallen, dass beispielsweise die Sportklubs nicht trainieren konnten, was vielen Kindern die Möglichkeit gegeben hätte, sich auszutoben.

Die Normalität kehrt allmählich zurück

Derzeit seien die zuständigen Behörden, etwa die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb), daran, die «Krisenfamilien» direkt anzugehen. Ein starker Anstieg der Fälle etwa von häuslicher Gewalt konnte nicht beobachtet werden. Doch: «Viele Krisen dürften unbemerkt verlaufen sein. Die Dunkelziffer bei häuslicher Gewalt ist hoch», stellt die Regierung fest. Es könnte allerdings «eine zweite Welle geben», wenn sich die Situation normalisiert habe und die «Tragödien langsam zum Vorschein kommen», wie es in der regierungsrätlichen Antwort heisst. Demnach wird ein sogenannter Nachholeffekt befürchtet, wenn die Corona-Krise vorbei ist.

Die Basler Regierung hält es allerdings noch für verfrüht, das Budget der zuständigen Stellen wie Kesb und Kinder- und Jugendschutz zu erhöhen. «Dies hat erst dann zu geschehen, wenn sich ein Mehraufwand konkret abzeichnet. Optimistisch stimmt die Regierung, dass die Schulen seit dem 11. Mai wieder geöffnet haben. «Mit Wiederaufnahme des Präsenzunterrichts hat sich die Situation wieder deutlich verbessert, und die Normalität kehrt in diesen Bereichen bereits wieder zurück», heisst es. (bz)

Kultur & Gesellschaft



«Social Distancing» sei das völlig falsche Wort, sagt Anna Schmid. Es gehe um «Physical Distancing» – wie die Aufnahme aus einem Park in San Francisco zeigt. Foto: Keystone

«Dass es kein Zurück gibt, lernen wir langsam»

Sicht der Ethnologin Das Museum der Kulturen ist wieder offen – und der Einschnitt in unser aller Leben wegen des Virus ein Thema, das die Direktorin Anna Schmid sehr beschäftigt.

Markus Wüest

Von verschiedenen Museen ist bekannt, dass sie bereits Objekte zur Corona-Krise sammeln. Wie halten Sie das in Basel?

Ja, das überlegen wir auch. Zum Beispiel im Bereich Comic. Da haben wir eine indische Gottheit gesehen, die ziemlich düster dreinblickt, weil sie bei ihren vielen Armen gar nicht fertig wird mit Händewaschen.

Es gehört in dem Fall zu einem Museum der Kulturen, dass das, was wir jetzt erleben, dokumentiert werden muss. Ja, natürlich. Aber in Zeiten, in denen Menschen noch so verunsichert sind, ist es für eine öffentliche Institution wohl eher nicht angebracht, das jetzt schon zu zeigen.

Wir sind uns einig: Die Corona-Krise ist ein Einschnitt. Sehr vieles wird sehr anders betrachtet werden als zuvor?

Aus dem Schwarzwald



Anna Schmid (59) ist seit 1. April 2006 Direktorin des Museums der Kulturen Basel. Sie war zuvor Leiterin der Abteilung Völkerkunde am Niedersächsischen Landesmuseum Hannover. Die Ethnologin wurde in Hausach, Baden-Württemberg, geboren. Schmid hat an der Universität Heidelberg Ethnologie im Hauptfach, Geschichte (insbesondere Südasiens) und Geografie in den Nebenfächern studiert. Sie hat 1994 in ihrem Hauptfach Ethnologie an der Universität Heidelberg promoviert. (mw)

Das würde ich hoffen. Dass nicht einfach nur das Elend, das damit verbunden ist, bleibt, sondern tatsächlich auch die Möglichkeiten, die sich eröffnen, gesehen werden. Ist es nicht Zeit, uns noch einmal zu überlegen, in welchem Hamsterrad wir uns bewegen? Was von all dem, was nun neu für uns ist, wollen wir beibehalten?

Ist es nicht eine ganz normale menschliche Reaktion, dass jetzt viele vom Zurück reden? Zum Zustand von vorher. Das Zurück scheint eine Sicherheit zu geben. Es ist ein Reflex, solange wir noch so wenig wissen und die Konsequenzen so wenig klar sind. Dass es kein Zurück gibt, lernen wir langsam. Müssten wir uns nicht fragen, welche neuen Räume sich nun öffnen?

Sie meinen zum Beispiel Homeoffice oder Mobilitätsverhalten? In allem! Mit wie viel weniger kamen wir jetzt während Wochen aus! Was hat uns dadurch gefehlt? Gibt es überhaupt etwas, das gefehlt hat? Solche Fragen müssten beantwortet werden, um über Zukunft nachzudenken.

Ich kann Ihnen sagen, was mir gefehlt hat: Die Nähe zu Freunden. Alles andere erwies sich weitgehend als bedeutungslos. Aber diese Erkenntnis und die Konsequenz daraus, was es nämlich fürs Zusammenleben bedeutet, worauf sehr viel stärker Gewicht gelegt werden müsste – das sind doch die grossen Themen. Vor dem Hintergrund sich das alles noch einmal zu überlegen, würde zu einem ganz anderen Gesellschaftsbild führen.

Kann das Museum der Kulturen versuchen, all das zu vermitteln? Kann es, ja. Da wir jetzt unter Auflagen wieder geöffnet haben, bedeutet es zum Beispiel, dass wir «nur» die Ausstellungen zeigen dürfen. Ohne Führungen.

Keine Vermittlungsangebote. Jeder und jede muss jetzt für sich alleine wissen, was sie oder er sich bei uns holt und an Eindrücken mitnimmt. Das ist eine grundsätzliche Veränderung. Es geht jetzt darum herauszufinden: Was hat mir gefehlt, weil die Räume gesperrt waren? War es die kleine Flucht in ein Raum-Zeit-Gebiet? War es die Inspiration, die ich mir holte, für das, was ich will?

Wenn man nach dem Lockdown wieder ins Museum darf, haben Bilder plötzlich eine neue Bedeutungsebene. Trifft dies auch auf Ihre Sammlung zu? Bei allem, was man betrachtet, kommt das eigene Gepäck ganz stark mit ins Spiel. Und es werden sich für uns alle neue Perspektiven ergeben. Man sieht nicht das Altbekannte einfach wieder. Man wird eher merken: «Ich hab das vorher mit anderen Augen gesehen.» Ich glaube, das kann sehr viel bringen.

Haben Sie diesen Effekt schon selber erlebt? Die Vorbereitungen für die nächsten Ausstellungen sind Depot-Arbeit, und dabei kommt es immer wieder zu neuen Erkenntnissen und Einsichten: Etwa dass eine Gottheit auch noch für etwas ganz anderes steht. Wir bereiten gerade die Ausstellung «Memory» vor. Sie ist seit drei Jahren in Planung. Wenn wir jetzt zu Zeiten von Corona die Texte schreiben zu den Objekten, haben wir im Hinterkopf, was wir gerade erlebt haben. Immer.

Was genau meinen Sie? Vorher war die Frage: Wo waren Sie am 9. November 1989? Oder wo waren Sie am 11. September 2001? Und bei Corona wird das auch so sein. In Basel ist der Moment, als die Fasnacht abgesagt wurde, sicher so ein Datum. Aber vor allem werden Gefühle in Erinnerung bleiben: Leere Stras-

sen, leere Städte. Einsamkeit! Auf sich zurückgeworfen sein!

Hamsterkäufe? Ja, vermutlich auch. Angst davor, nicht das Richtige zu haben, nicht versorgt zu sein. Aber vielleicht wird es auch das Gefühl sein, Zeit gehabt zu haben für das, was man immer machen wollte. Ein kunterbunter Mix von Erfahrungen, die sich einbrennen werden ins Gedächtnis.

«Was bedeutet Corona für die Solidarität? Jenseits vom Klatschen auf den Balkonen.»

Wir müssen also akzeptieren, dass es diesen Einschnitt gab, diese Leere? War es denn wirklich nur eine Leere? Und ich nehme an, Sie meinen Leere und nicht Lehre?

Ja, mit doppeltem e! Ich frage mich, inwiefern kann aus der Leere eine Lehre werden?

Ist das nicht zu idealistisch? Denken Sie denn wirklich, wir ziehen Lehren aus Corona? Mir geht es nicht um Idealismus. Mir geht es darum, nicht zu verleugnen, was jeder und jede jetzt erfahren musste. Und nicht zu vergessen. Denn es wird uns nicht gelingen. Dazu ist das Virus zu unberechenbar. Und es lässt sich nicht an Grenzen aufhalten – oder berechnen.

Was soll denn die Lehre sein? Ich glaube, dass das, was uns gefehlt hat, wir anders schätzen lernen werden. Wir werden viel-

leicht viel wählerischer werden, wann wir uns mit wem treffen. Wie kann Nähe wieder entstehen? Wo ist sie uns wichtig?

Konkreter: Wer hat uns am meisten gefehlt? Genau. Ich denke, es werden fast alle mitnehmen, dass ihnen nicht mehr klar war, wie sehr sie die menschliche Nähe brauchen. Das mag uns abstrakt klar gewesen sein, aber das körperliche Bewusstsein davon, das ist wiedergeboren. Wer ist es, der uns gefehlt hat? Wie klären wir die Verhältnisse zu unseren Mitmenschen? Das sind doch Lehren! Das hat doch nichts mit Idealismus zu tun.

Einverstanden. Die zweite grosse Frage: Was von all dem, was uns angeboten wird, wollen wir wirklich haben? Was fehlt so dermassen, dass ich danach giere? Ist es das Museum? Das Fussballstadion? Beides? Die Wahl dessen, was wir in Zukunft tun werden, wird davon geprägt sein, was wir jetzt erfahren haben. Und wann hatten wir denn schon einmal die Erfahrung gemacht, praktisch freiwillig isoliert zu sein? Weg von der Tagesroutine. Und was bedeutet das jetzt für die Zukunft und die Möglichkeiten, die sich uns bieten?

Wir sind erst daran, das herauszufinden, oder? Ja, und für mich steht ganz zuvorderst die Frage: Was bedeutet Corona für das Gemeinschaftsverhältnis? Für Solidarität? Jenseits vom Klatschen auf den Balkonen oder Symbolen! Was heisst Social Distancing? Ist das nicht das völlig falsche Wort? Wie kam es zu diesem Begriff? Es müsste doch Physical Distancing heissen! Und eben gerade nicht Social! Das ist doch so falsch! Diese soziale Nähe, Austausch, Begegnung, Möglichkeiten des Zusammenseins, das sind alles Dinge, die mir gefehlt haben. Im Museum und privat.



Auf der Leinwand könnten wie bei einer Videokonferenz die extern teilnehmenden Grossräte zu sehen sein. Pino Covino

Grossratssitzung aus dem Homeoffice

Digitales Parlament GLP-Parlamentarier David Wüest-Rudin möchte eine Wiederholung des Corona-Szenarios durch die Möglichkeit von Videokonferenzen verhindern .

Dina Sambar

Diese Grossrats-Sitzung vor anderthalb Jahren sollte so schnell keiner mehr vergessen. Lea Steinle, damals Grossrätin für die Grünen und im Mutterschaftsurlaub, wollte mit ihrem Säugling in den Saal, um abzustimmen. Der Eintritt wurde ihr verwehrt. Dies sorgte für Empörung. Es kam zu tumultartigen Szenen. Die Debatte, ob Säuglinge im Grossen Rat erlaubt sind, sorgte noch wochenlang für rote Köpfe. Doch auch die Benachteiligung von Müttern, die sich im gesetzlich geregelten Mutterschaftsurlaub befinden, wurde damals thematisiert.

Nun erhält das Thema der Benachteiligung neue Brisanz – und wahrscheinlich breitere Unterstützung. Denn aufgrund der Corona-Massnahmen mussten plötzlich alle Parlamentarier zu Hause bleiben. Auch jetzt, nachdem der Ratsbetrieb wieder aufgenommen worden ist, sollten Mitglieder, die zur Risikogruppe gehören, nicht teilnehmen und sind somit unverschul-

det ausgeschlossen. Ein Umstand, der Entscheide im Rat beeinflussen kann. Denn Parlamentarier müssen zwingend anwesend sein, um abstimmen zu können.

Ein Jekami ist nicht erwünscht

«Die Situation offenbart eine Schwäche des jetzigen Systems, die man beheben sollte», sagt Grossrat David Wüest-Rudin (GLP). Nach dem «Babygate» wurde die Möglichkeit diskutiert, Stellvertretungen einsetzen zu dürfen. Diesen Lösungsansatz findet er anspruchsvoll: «Ich habe das Stellvertretersystem auf Gemeindeebene erlebt. Das kann zu einem Jekami verkommen.» Vielmehr solle man die modernen Kommunikationsmittel nutzen.

Einzelne Parlamentsmitglieder könnten die Sitzungen wie bei einer Videokonferenz per Live-Stream verfolgen und passwortgesichert abstimmen. Damit schlage man gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: «Einerseits könnte in ausserordentlichen Situationen wie einer Pandemie

das gesamte Parlament digital betrieben werden. Andererseits würde so auch die Benachteiligung bei unvermeidbaren Abwesenheiten wie beispielsweise längerer Isolationspflicht, Krankheit, Unfall oder Elternurlaub behoben.»

Mit einer Motion, die von Vertretern fast aller Fraktionen unterschrieben wurde, beauftragt er den Regierungsrat, dem Grossen Rat die gesetzlichen Grundlagen für einen digitalen Parlamentsbetrieb zu unterbreiten. «Die technologischen Voraussetzungen für eine Online-Versammlung wären gegeben. Was fehlt, sind die rechtlichen Rahmenbedingungen», heisst es in der Motion. «So wie ich ein Schreiben der Ratspräsidentin verstanden habe, wäre eine kantonale Gesetzesänderung grundsätzlich möglich», sagt Wüest-Rudin.

Keine Teilnahme aus der Badi

Auch auf nationaler Ebene ist die Digitalisierung der Parlamente ein Thema. Parteikollegin Katja

Christ hat im Nationalrat eine ähnlich lautende parlamentarische Initiative eingereicht. Und die SP hat bei der Universität Zürich ein Rechtsgutachten in Auftrag gegeben. Dieses kommt zum Schluss, dass die Präsenzpflicht zwar in der Verfassung steht, der Parlamentsbetrieb per Telefon- und Videokonferenz aber weitestgehend funktionieren könnte, sofern die rechtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen werden. Bereits jetzt lasse die geltende Praxis Lockerungen zu.

Für Wüest-Rudin ist die Online-Teilnahme eine «praktische und spannende Möglichkeit». Die Teilnahme aus der Ferne solle jedoch eine bewilligungspflichtige Ausnahme sein, sonst komme es zu Wildwuchs: «Es geht nicht darum, spontan zu entscheiden, dass man die Sitzung lieber aus der Badi verfolgen würde. Da muss man eine klare Trennlinie setzen.» Denn treibt nicht gerade ein Virus sein Unwesen, sollen die Grossratsmitglieder gemäss Motion auch in Zukunft persönlich zusammenkommen.

Frauen erfahren im Lockdown mehr häusliche Gewalt

Mehr Anrufe Das Frauenhaus reagiert mit einem Ausbau.

Der Lockdown führte in der Region Basel zu einem Anstieg häuslicher Gewalt. Gemäss ersten Zahlen der Opferhilfe beider Basel ist er markant: «28 Prozent mehr Frauen meldeten sich bei uns im Vergleich zu letztem Jahr», sagt Geschäftsleiterin Brigitte Greuter. Dies jedoch erst in den letzten eineinhalb Monaten. Zu Beginn des Lockdown war es verärgert ruhig.

Nun ist das Problem präsent, die Anrufe nehmen zu, und die wichtigste Anlaufstelle für Betroffene, das Frauenhaus beider Basel, musste handeln: Per sofort wurde Raum in einem Aparthotel angemietet, um für maximal neun Frauen und ihre Kinder Plätze zu schaffen. Bislang gab es im Frauenhaus Platz für zehn Frauen und rund sieben Kinder. «In den letzten eineinhalb Monaten waren wir durchschnittlich zu 98 Prozent belegt», sagt die Leiterin Bettina Bühler. Letzte Woche sei es gar zu einer kurzzeitigen Überbelegung gekommen. Und man rechnet mit einer weiteren Zunahme. Deshalb wurde für 320'000 Franken eine Notunterkunft eröffnet – mitfinanziert von den Kantonen Basel-Stadt, Baselland und der Christoph-Merian-Stiftung. «Wir können sie voraussichtlich zwölf Monate lang aufrechterhalten.»

Notfallkarten in zwölf Sprachen

Die Sorgen der Frauen, die dort Zuflucht suchen, sind dieselben wie vor Corona – nur haben sie sich verstärkt: Es handle sich nicht immer um körperliche Gewalt. Auch psychische und ökonomische Machtausübung würden häufig vorkommen, so Bühler: «Beispielsweise werden Frauen von ihren Männern sozial isoliert. Sie dürfen nicht mehr nach draussen, keine Freunde mehr sehen.» Andere müssten ihren ganzen Lohn dem Mann abgeben, der dann bestimmte, was damit gekauft werde.

«Auch gut verdienende Frauen suchen uns manchmal auf.» Die Altersspanne sei ebenfalls sehr unterschiedlich. «Es gibt

Rentnerinnen im Frauenhaus, aber auch junge Frauen, die zwischen 18 und 20 Jahre alt sind.» Über den Anteil an Klientinnen mit Migrationshintergrund will Bühler nichts Genaueres sagen: «Unsere Kundschaft ist ebenso vielschichtig wie die Gesellschaft.»

Gerade für Frauen, die die deutsche Sprache nicht beherrschen, dürfte es während des Lockdown jedoch besonders schwierig sein, auf ihre Lage aufmerksam zu machen. «Wir haben Notfallkarten in zwölf verschiedenen Sprachen anfertigen lassen. Ausserdem können sowohl bei der Opferhilfe als auch im Frauenhaus Dolmetscherinnen beigezogen werden», sagt Miko Iso von der Fachstelle Häusliche Gewalt beim Kanton Basel-Stadt.

Dunkelziffer bei Männern noch viel höher

Auch für Männer, die zu Hause geschlagen, bedroht oder anderweitig misshandelt werden, gebe es neu Schutzplätze, teilt Miko Iso weiter mit.

Thomas Gall, der bei der Opferhilfe beider Basel für die männlichen Klienten zuständig ist, kann keine Corona-spezifische Zunahme verzeichnen: «Erstaunlicherweise haben wir dieses Jahr bis jetzt doppelt so viele Fälle wie letztes Jahr – allerdings nicht während des Lockdown.» Seit Anfang Januar meldeten sich rund 50 Männer wegen häuslicher Gewalt bei der Opferhilfe beider Basel. Die Mehrheit wird von ihren Frauen tätlich angegriffen, nur wenige aus einer homosexuellen Beziehung.

Insgesamt melden sich deutlich mehr Frauen als Männer. «Das Verhältnis ist ungefähr 9 zu 1», sagt Gall. Allerdings gehe man davon aus, dass die Dunkelziffer bei Männern viel höher sei: «Die Scham ist viel grösser und auch die Toleranz: Es braucht mehr bei einem Mann, bis er über ein Gewalterlebnis spricht.»

Katrin Hauser

Offener Brief an den Gesamtbundesrat und Herrn Koch

Wir danken Ihnen für das souveräne Krisenmanagement betreffend COVID-19. Sie haben das mit viel Herzblut, Engagement und Flexibilität geleitet.

Die Situation COVID-19 hat gezeigt, dass das **Immunsystem der Menschen** dringend gestärkt werden muss. Alles andere ist Symptombekämpfung. Diese ist in Notfällen durchaus angebracht, ist jedoch bestimmt keine Langzeit-Lösung. Uns scheint es lebenswichtig, jetzt das **Problem bei der Wurzel** zu packen um das Modell Symptombekämpfung zu entlasten.

Wir appellieren dringend an Sie, alles in Bewegung zu setzen, um eine gesündere Lebensgrundlage für ALLE schaffen zu können. Jetzt ist der perfekte Zeitpunkt. Jetzt sind wir Schweizerinnen und Schweizer offen für **lebensfördernde Veränderungen**.

Wir wünschen uns **aktive Führung** in unserem Land, damit mehr Gesundheit entstehen kann:

- Schweizweite Aufrufe vom Bundesrat mit **umfassenden gesundheitsfördernden Informationen**. Direkte Zusammenhänge aufzeigen von Gesundheit, Ernährung und persönlichen Lebenseinstellungen.
- Schweizweites Angebot von Gesundheitsseminaren, beispielsweise gesunde Nahrung kaufen und zubereiten, gesunde Bewegung, bewusster Umgang mit den eigenen Ressourcen, den Ressourcen von andern und der Erde, naturheilkundliche **Massnahmen zur Gesundheitsförderung**.
- Gezieltere Förderung der nachhaltigen Landwirtschaft, der erneuerbaren Energien, der sinnvollen Mobilität, der Erfahrungsmedizin als Beispiele, sodass die **wichtigsten Grundlagen der Gesundheit** jeder in der Schweiz wohnhaften Person zugänglich sind.

So können wir **jetzt gemeinsam unsere Chancen in diesen Zeiten wahrnehmen und gestärkt unsere Zukunft gestalten**. Jede und jeder an seinem/ihrem Ort, innerhalb der Gemeinschaft Schweiz, innerhalb der Gemeinschaft Erde, in und mit der Natur.

Vielen Dank für Ihre wertvolle Aufmerksamkeit.

Mit stärkenden und chancenreichen Grüssen,

der Verein **COVID19-CHANCE20**, gemeinsam mit **91 engagierten UnterstützerInnen**.

Der offene Brief erscheint hier gekürzt. Lesen Sie ihn in seiner ganzen Länge unter:

www.COVID19-CHANCE20.ch
Verein COVID19-CHANCE20, 3766 Boltigen

Basel Stadt Land Region

Macht der Notstand noch Sinn?

Gemischte Gefühle in der Region Seit mehreren Tagen gibt es in der Region keine neuen Corona-Infektionen. Gegner der Ausserordentlichen Lage fordern deshalb, sie zu beenden. In der Politik gehen die Meinungen auseinander.

Benjamin Wirth

Die Region Basel ist wohl bald Corona-frei. Vor einigen Wochen noch illusorische Gedankenspiele, heute erfreuliche Realität. Zumindest scheint es so. Denn der Kanton Basel-Stadt hat seit sieben Tagen keine Corona-Neuinfektion zu verzeichnen, das Baselbiet gar seit neun Tagen. Obwohl die Bevölkerung in den letzten zwei Wochen die zurückgewonnene Freiheit ausnutzte – und sich dabei nicht immer an die Massnahmen des Bundes gehalten hat –, sind die Zahlen über mehrere Tage stabil tief geblieben. Auch im restlichen Teil des Landes.

Was spricht also gegen weitere Lockerungen? Über diese Frage debattiert der Bundesrat am kommenden Mittwoch in Bern. Neben bekannten Aspekten wie der Wiedereröffnung von Schwimmbädern und Bergbahnen per 8. Juni oder einer Entschärfung des Versammlungsverbots erhofft man sich in einigen politischen und medialen Kreisen eine vollkommene Aufhebung der Ausserordentlichen Lage, die Stand jetzt immer noch in Kraft sind. Die Meinungen gehen jedoch auseinander. Auch in der Region Basel sind sich die Politiker nicht einig, ob die momentane Situation die Ausserordentliche Lage rechtfertigt. Wir haben nachgefragt.

«Mut zur Normalisierung»

«Es ist Zeit, die Ausserordentliche Lage aufzulösen und die regulären demokratischen Prozesse wieder laufen zu lassen», sagt die Baselbieter SVP-Nationalrätin Sandra Sollberger. Für sie ist es mehr als nur ein Entscheid – die Aufhebung des Notstands hätte Symbolik: «Es wäre das dringend nötige Zeichen an Gesellschaft und Wirtschaft, dass wir wieder Normalität und Zukunftsorientierung haben.» Im



Die Vorsichtsmassnahmen des Bundes werden immer häufiger ignoriert, trotzdem steigt die Anzahl neuer Corona-Erkrankungen nicht an. Ist das Virus verschwunden? Foto: Georgios Kefalas (Keystone)

Es darf nicht mehr sein, dass die demokratischen Grundrechte nicht gewahrt werden.

Daniela Schneeberger
Nationalrätin FDP Baselland

Moment spreche nichts dafür, die strikten Massnahmen beizubehalten. «Auch eine mögliche zweite Welle könnte mit der Erfahrung der ersten Welle ohne Notrecht gemeistert werden.» Wenn die Entwicklung sich wieder verschlechtern würde, sei man jetzt vorbereitet und müsse nicht gleich wieder die Handbremse ziehen.

Auch CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter appelliert an die Schweizer Exekutive: «Es braucht nun wieder Mut zur Normalisierung.» Der Bundesrat

werde diesen Mittwoch mehrere Lockerungen verkünden. «Daher wird die Situation im Sommer weitgehend normalisiert sein.» Vor einer zweiten Welle hat sie jedoch grössere Sorgen als Sollberger. Dies wäre für die Wirtschaft nicht verkraftbar, ist sich Schneider-Schneiter sicher.

Corona als treuer Begleiter

Auch die Baselbieter Nationalrätin Daniela Schneeberger (FDP) fürchtet einen weiteren Lockdown, wenn auch mit anderem Ansatz. «Es darf nicht mehr sein,

dass die demokratischen Grundrechte nicht gewahrt werden.» Politisch dürfe es keinen weiteren Notstand mehr geben. Grundsätzlich vertraut Schneeberger jedoch dem Bundesrat.

Zurückstufen ist möglich

Für den Baselbieter Nationalrat Eric Nussbaumer (SP) ist klar: «Die Daten sprechen im Moment nicht für eine Ausserordentliche Notlage in unserem Land.» Wenn das Infektionsgeschehen so bescheiden sei, müsste man auf die besondere Lage zurückstufen

können. Der Bundesrat hätte dabei weiterhin die Kompetenz, Massnahmen selbst anzuordnen. Jedoch wäre das Mitspracherecht der Kantone wieder grösser. «Die Vollzugsorgane müssen jederzeit in der Lage sein, die Ansteckungen einzudämmen», sagt Nussbaumer. Dies sei momentan gegeben – deswegen könne gelockert werden.

Katja Christ, Basler Nationalrätin (GLP), denkt, dass der Bundesrat praktisch keine andere Wahl habe, als zur besonderen Lage zurückzukehren. «Bei den aktuellen Fallzahlen in der Schweiz wird es für den Bundesrat äusserst schwierig, die Ausserordentliche Lage weiter aufrechtzuerhalten. Der Notstand kann beendet werden.»

Zurückhaltender zeigt sich Sibel Arslan. «Corona wird uns wohl künftig immer begleiten», sagt sie. Die Basler Basta-Nationalrätin warnt vor zu raschen Lockerungsmassnahmen: Das Corona-Problem sei noch nicht ausgestanden. «In den letzten Tagen haben wir erlebt, dass einige Leute bereits überfordert haben.»

Regierungen warten ab

Die Regierungen beider Basel halten sich zurück – im Gegensatz zu St. Gallen oder Graubünden, wo die Aufhebung des Notstandes vehement gefordert wird. Das Gesundheitsdepartement Basel-Stadt (GD) und die Baselbieter Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion (VGD) warten vornehmlich ab: Laut GD-Sprecherin Anne Tschudin hat man die Pandemie im Stadtkanton «unter Kontrolle». Genauer äussern will sie sich aber nicht.

Und Rolf Wirz, Sprecher der Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion, sagt nur: «Wir warten die Sitzung unserer Regierung ab und werden danach weitersehen.» Vorsicht sei jedoch weiterhin geboten.

Basel Stadt Land Region

Das bedeuten die Lockerungen für die Region

Was nun erlaubt ist Ob in der Beiz, im Schwimmbad oder im Zolli: Das Leben kehrt allmählich zurück. Mancherorts, etwa an der Grenze, bleibt die Situation aber angespannt. Eine Übersicht.

Im Zolli patrouillieren bald die Abstandskontrolleure

Der Zolli öffnet am 6. Juni wieder seine Tore. Es werde eine Besucherbeschränkung geben, sagt Direktor Olivier Pagan. Wie hoch diese genau ausfalle, müsse noch berechnet werden. Ausserdem stellt der Zolli eine Art Abstandspatrouille auf die Beine, um sein Schutzkonzept durchzusetzen: «Wir haben Glück, dass sich bereits Freiwillige des Zolli-Freundevereins dafür gemeldet haben.» Grosse Menschentrauben vor beliebten Tiergehegen befürchtet Pagan aber nicht. «Ein Besuch im Zolli verläuft wie ein Spaziergang. Die Menschen



sind nicht auf gewisse Standorte konzentriert.» Was anfangs sicher nicht stattfinden könne, sei die Seelöwen-Fütterung, die Scharen anzieht. «Solche Ansammlungen möchten wir vermeiden.» (kha)

Einkaufen in Deutschland oder Frankreich erst ab dem 15. Juni

An der Grenze gibt es vorerst keine weiteren Lockerungen. Zwar öffnet Italien am 3. Juni bereits die Grenzen, die Schweiz aber hat sich mit Frankreich, Deutschland und Österreich auf den 15. Juni für eine komplette Grenzöffnung festgelegt. Bis dahin ist eine Einreise nach Deutschland und Österreich nur möglich, wenn triftige Gründe wie ein Arzt- oder Familienbesuch vorliegen. Deutschland verlangt deshalb eine Selbstdeklaration für den Grund eines Grenzübertritts. Frankreich ist nach wie vor stren-



ger und gewährt ausser für Grenzgänger kaum Übertritte; auch nicht für Paare, die nicht verheiratet sind und nicht zusammenleben. (hws)

Badibesucher dürfen sich auf den 6. Juni freuen

Die Schwimmbäder dürfen am 6. Juni wieder für alle Gäste öffnen. Am Schutzkonzept wird zurzeit noch gearbeitet. Laut Christian Stäubli, Geschäftsführer des «Gitterli» in Liestal, werden Badegäste auf den Wiesen die Abstandsregeln einhalten müssen. Das werde man auch kontrollieren. Den Rasen aber etwa mit Kreide zu markieren, um die Gäste voneinander zu trennen, sei nicht geplant. Im Wasser ist die Gefahr einer Ansteckung kleiner: «Das Chlor im Wasser tötet die Viren.» Noch offen bleibt, ob es in



den Badis eine Besucherbeschränkung geben wird und ob die Kontaktdaten der Badegäste erfasst werden müssen. (and)

Städtetrip nach Basel vorläufig nur für Touristen aus der Schweiz

Auch in der Stadt ist man froh über die Lockerungen. Daniel Egloff von Basel Tourismus wertet es als positiv, dass ab dem 6. Juni etwa Stadtführungen oder inländische Geschäftsreisen wieder möglich sind. Ausflügler würden allerdings nur 30 Prozent ausmachen. Für Grossanlässe oder Pharma-Events wird es schwierig, denn Besucher aus Übersee oder Asien dürfen auch bis auf Weiteres noch nicht anreisen. Für die Stadtführungen müssen sich die Veranstalter jetzt ein Schutzkonzept überlegen. (hws)



Ausflug auf die Wasserfallen mit der Bahn

Die Wasserfallenbahn darf ab dem 6. Juni wieder öffnen. Das sei eine positive Nachricht für den Tourismus im Baselbiet, sagt Michael Kumli, Geschäftsführer Baselland Tourismus. Für den Landkanton mit seinen vielen pittoresken Wanderwegen ist zudem eine gute Botschaft, dass jetzt Wandergruppen wieder unterwegs sein und gemeinsam in den Restaurants und Gastrobetrieben einkehren dürfen. Denn die neue Baselbieter Wanderkarte stosse auf grosses Interesse, sagt Kumli. (hws)



Ist das die Rettung der Basler Beizen?

Maurus Ebnetter, Präsident des Wirtverbandes Basel-Stadt, ist zuversichtlich: «Unsere Hoffnungen wurden nicht enttäuscht. Jetzt sind wieder Bankette mit bis zu 300 Personen möglich», sagt Ebnetter. Hinzu kommt, dass auch Unterhaltungsangebote wie DJ- und Live-Musik und Billard wieder erlaubt sein werden. Dass bei Gruppen ab fünf Personen jemand die Kontaktdaten hinterlegen muss, dafür habe er Verständnis, abgesehen davon sei den Wirten wegen der Reservationen ohnehin der Name eines Gasts bekannt. Die angekur-



belten touristischen Angebote würden zu einer für die Beizen so wichtige Belebung der Stadt beitragen. Doch Ebnetter stellt klar: «Von einer Normalisierung sind wir leider noch weit weg.» (jam)

Basler Polizei muss genau zählen

Bislang mussten Polizisten im öffentlichen Raum auf fünf zählen, in Restaurants sogar nur auf vier. Künftig liegt die Grenze bei 30 Personen. Doch wo hört an einem normalen Sommertag am Rheinufer die eine Gruppe auf, wo beginnt die nächste? Toprak Yerguz, Sprecher der Basler Polizei, weist darauf, dass man die Vorgaben des Bundesrats auch in Zukunft verhältnismässig angehen werde. «Mit Kontrollen der Behörden alleine kann es nicht gelingen, die Verordnung durchzusetzen», sagt Yerguz. Wir sind auf



die Unterstützung und Eigenverantwortung der Bevölkerung, aber auch der Betriebe angewiesen». Wo die Regeln nicht eingehalten werden, muss die Polizei büssen. (amu)

Die Rhystärn lässt die Taue los

Die Rhystärn tuckert bald wieder den Rhein entlang. Das Flaggschiff der Basler Personenschiffahrt AG darf ab dem 6. Juni ablegen – tut es allerdings erst am 11. Juni. «Wir sind zweifellos etwas überrascht, dass wir nun schon früher als erwartet loslegen dürfen», sagt Geschäftsführer Peter Stalder. «Wir freuen uns natürlich wahnsinnig, möchten aber behutsam vorgehen.» Wichtig ist ihm, dass alle das Schutzkonzept einhalten. Sei dies nun, wenn sie beim Einlass an der Schiffplänke Schlange stehen oder auf dem Panora-



madeck der Rhystärn sitzen. Die Höchstzahl von 300 Passagieren nicht zu überschreiten, wird für die Schifffahrtsbranche kein Problem sein: «Wir sind uns gewohnt, die Leute zu zählen. (kha)

Die Party beginnt nun um 21 Uhr

Auch Clubs und Konzertlokale dürfen am 6. Juni wieder öffnen und bis zu 300 Personen einlassen, sofern sie Präsenzlisten führen. Aber die Nächte in Basel bleiben ruhig, weil auch diese Betriebe um 24 Uhr schliessen müssen. Maurus Ebnetter, Präsident des Basler Wirtverbandes, hofft dennoch, dass das Nachtleben ab dem 6. Juni Fahrt aufnimmt: «Das Partyfeeling wird ein anderes sein, aber dann beginnt das Fest halt wie früher schon um 21 Uhr.» Die Clubs gewinnen laut Ebnetter eine Perspektive, wieder



etwas einzunehmen. Zwar ist es noch nicht möglich, durch die Nacht zu ziehen, doch wenn die Gäste vor der Party noch etwas essen würden, trage auch das zur Frequentierung bei. (jam)

Basel Stadt Land Region

Clubs in Basel bleiben geschlossen

Die Verlierer der Lockerungen Wenn die Uhr Mitternacht schlägt, müssen sie schliessen. Da lohnt sich eine Öffnung für viele Clubbetreiber in Basel nicht, denn die meisten legen erst um 23 Uhr los. Für sie geht das Warten auf Lockerungen weiter.

Andrea Schuhmacher

Die vom Bundesrat am Mittwoch bekannt gegebenen Lockerungen lassen die meisten Unternehmer aufatmen. Am 6. Juni dürfen die letzten noch geschlossenen Einrichtungen wieder öffnen. Doch ein genauerer Blick auf die damit verbundenen Auflagen zeigt: Für Clubs taugen die Schutzkonzepte nicht.

«Für uns macht es keinen Sinn, den Clubbetrieb unter diesen Regelungen aufrechtzuerhalten», sagt Matthias Seitz vom Balz Klub in den Steinen. Die limitierte Personenanzahl sei dabei nicht das Problem, sondern vielmehr die Polizeistunde von Mitternacht bis 6 Uhr morgens. Bei der Bar funktioniert das. Doch die meisten Partygäste ziehen bekanntlich erst um

23 Uhr los; den Club für knapp eine Stunde zu öffnen, mache da keinen Sinn.

Das Paddy Reilly's bei der Heuwaage wird den Clubteil des Betriebs ebenfalls nicht auf den 6. Juni öffnen. Man habe bereits jetzt Probleme damit, die Gäste um Mitternacht aus der Bar und dem Restaurant zu weisen, so eine Mitarbeiterin. Auf Anfrage der BaZ bestätigt auch die Käschemme im Lehenmattquartier, dass sie vorerst noch geschlossen bleibt.

«Aussen vor gelassen»

Dadurch, dass die Balz und das Paddy's neben ihren Clubs auch über Gastrobetriebe verfügen, sind sie nicht ausschliesslich auf den Besuch von Partygästen angewiesen. Anders sieht die Situation für das Moon beim Clara-

platz aus, das «nur» ein Club ist. «Der Bundesrat hätte eine bessere Lösung für uns finden sollen, die Clubs sind bei diesen Lockerungen aussen vor gelassen worden», so Geschäftsführer Elias Schneider. Auch er verzichtet aufgrund der Polizeistunde auf eine Wiederaufnahme des Betriebs. Schneider: «Es lohnt sich für uns nicht, den Club für eine knappe Stunde zu öffnen. Ich hätte mir vorstellen können, die Kontaktdaten zu notieren und die Temperatur zu messen, aber so können wir nicht arbeiten.»

Allerdings überlegt er sich, sogenannte Daypartys anzubieten, so auch der Viertel-Klub beim Dreispitz. Die Abklärungen dazu sind in beiden Fällen noch im Gange.

Maurus Ebnetter, Präsident des Wirtverbandes Basel-Stadt,

«Nur wenige Betriebe werden unter diesen Bedingungen ihre Arbeit wieder aufnehmen.»

Maurus Ebnetter
Präsident des Wirtverbandes Basel-Stadt

überrascht die Entscheidung der Clubs nicht: «Nur eine Minderheit an Betrieben wird wohl unter diesen Voraussetzungen ihre Arbeit wieder aufnehmen. Solange die Clubs plausibel machen können, dass ihnen die Öffnung mehr schadet als dient, können

sie auch weiterhin Kurzarbeitsentschädigung beziehen.» Interessanter werde es, wenn die Clubs wenigstens bis 2 oder 3 Uhr morgens geöffnet bleiben dürfen.

Er hofft auf weitere Lockerungen in drei bis vier Wochen. «Als Nächstes muss die Polizeistunde fallen», so Ebnetter. «Sonst fangen die Leute an, sich im öffentlichen Raum oder im Untergrund zu treffen, wo niemand kontrollieren kann, ob sie sich an die Distanzregeln halten, wo es keine Schutzkonzepte und keine Nachverfolgbarkeit gibt.»

Auch der in Basel ansässigen Eventorganisation Act Entertainment helfen die auf den 6. Juni geplanten Lockerungen nicht weiter. Sie musste bereits zahlreiche grosse Anlässe in der ganzen Schweiz verschieben oder absagen. Act-Entertainment-

Chef Thomas Dürr hoffte auf einen positiveren Bescheid des Bundesrats. «Ich weiss immer noch nicht, auf wann ich die nächste Veranstaltung planen kann», so Dürr.

«Selber entscheiden»

Er begrüsse zwar, dass Veranstaltungen mit bis zu 300 Personen erlaubt werden, doch erwartet habe er eigentlich, dass bestuhlte Events mit bis zu 1000 Gästen möglich werden. «Wenn man den Verlauf des Virus anschaut, könnte man mehr lockern. Jetzt sollte man die Leute wieder selber entscheiden lassen, was sie machen, so wie jeder selbst entscheidet, ob er Alkohol trinkt oder raucht», so Ebnetter. Er hofft nun darauf, im September wieder Veranstaltungen anbieten zu können.

«Unter Umständen werden alle weiteren 299 Besucher in Quarantäne gesteckt»

Regeln im Nachtleben Clubs und Konzertlokale dürfen ab 6. Juni wieder bis maximal 300 Besucher begrüssen. Doch welche Vorschriften gelten nun genau? Dazu äussert sich Michael Beer, der Verantwortliche des Bundes.

Selbst die Veranstaltungsbranche ist erstaunt: Ist es ab 6. Juni tatsächlich wieder möglich, Konzerte mit bis zu 300 Personen ohne Abstandsregeln durchzuführen? Die Abstandsempfehlungen gelten nach wie vor und müssen im Schutzkonzept des Betriebs berücksichtigt werden. Wo dies jedoch nicht immer möglich ist, etwa in Lokalen, wo getanzt wird, müssen die Besucher Namen und Adresse hinterlegen, um im Fall einer Infektion die Kontaktaufnahme mit Personen, die möglicherweise angesteckt wurden, zu gewährleisten.

Welches sind die Kriterien, ob dies möglich ist oder nicht? Kann ein Veranstalter auch ganz einfach sagen, dass es ihm aus kommerzieller Sicht nicht möglich ist, seinen Club mit eingeschränkter Besucherzahl zu öffnen?

Ja, das kann ein Grund sein. Die Abstandsempfehlungen gelten aber weiterhin und müssen im Schutzkonzept umgesetzt sein. Auch ist zu bedenken: Wenn aus wirtschaftlichen Gründen auf effektive Gesundheitsschutzmassnahmen verzichtet wird und sich hieraus zahlreiche Infektionsfälle ergeben, werden die zuständigen kantonalen Behörden das Lokal rasch unter die Lupe nehmen, auch reputationsmässig ist ein solches Vorgehen hoch riskant.

Dann ist die gestern aufgeschaltete Weisung, wonach bei Stehkonzerten für jeden Zuschauer vier Quadratmeter Raum geschaffen werden muss, hinfällig.

Ja, in der Verordnung steht etwas anderes. Aber: Die Abstandsregeln gelten und müssen im Schutzkonzept abgebildet sein.

Sie sagen, dass die Abstandsregeln eingehalten werden müssen. Und andererseits lassen Sie Veranstaltungen zu, an denen

das nicht möglich ist. Mit Verlaub. Das wird kein Clubbetreiber verstehen. Wie lauten denn die Abstandsregeln nun genau? Und wie kann man Abstandsregeln in einem Konzept abbilden, wenn klar ist, dass sie nicht einhaltbar sind? Die Idee dahinter ist, dass Kontaktlisten die Einhaltung der Distanz- und Hygieneregeln nicht ersetzen. Ein Club muss sich in seinem Schutzkonzept genau überlegen, wie er sicherstellt, dass die Distanzregeln so gut und so vollständig wie nur möglich umgesetzt werden. Beim Tanzen geht das nicht, aber in allen anderen Bereichen wohl schon. Der Bund gibt das Wie nicht mehr vor, sondern nur das Was – die Betriebe haben nun die Verantwortung, etwas daraus zu machen. Als Beispiel: Vorgaben wie vier Quadratmeter pro Person werden von den Clubs als «untauglich» bewertet. Einverstanden. Nun liegt es an den Betrieben, mit einer besseren Idee zu kommen und diese im Schutzkonzept abzubilden.



Michael Beer
ist Leiter Lebensmittel und Ernährung des Bundesamts für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen.

Dann ist das also kein Freipass für die Veranstalter, ihre Lokale mit bis zu 300 Personen wieder zu betreiben?

Die Verantwortung, dass die Gesundheit der Besucher durch die Erarbeitung eines effektiven Schutzkonzepts und dessen sauberer Umsetzung gewährleistet ist, liegt beim Veranstalter. Er ist somit auch verantwortlich, dass die Abstandsregeln von den Gästen nach Möglichkeit eingehalten werden können. Es wäre natürlich höchst unvernünftig, ein räumlich enges Lokal ohne weitere Schutzmassnahmen mit



Clubs und Diskotheken dürfen ohne Distanzregel bis zu 300 Gäste pro Abend einlassen – sofern sie deren Namen und Telefonnummern registrieren. Foto: Getty Images/iStockphoto

dem Maximum an Publikum vollzupferchen.

Was bedeutet diese Abschiebung der Verantwortung an die Veranstalter genau? Können sie rechtlich belangt werden, wenn sich jemand infiziert?

In erster Linie können die Kantone den Betrieb schliessen, wenn das Schutzkonzept ungenügend oder die Umsetzung eines guten Schutzkonzepts mangelhaft erfolgt. Auch droht dem Betreiber ein Strafverfahren bei Missachtung der Vorgaben der Covid-Verordnung; entsprechende Hinweise an die Strafverfolgungsbehörden können auch von den Gästen kommen. All diese Aspekte müssen dem Betreiber bewusst sein. Ob infizierte Gäste gegenüber dem Betreiber Schadenersatz fordern können, muss nach dem Haftpflichtrecht beurteilt werden;

denkbar ist es dann, wenn einschlägige Schutzmassnahmen nicht getroffen werden. Wie gesagt: Jeder Veranstalter muss selbst abschätzen, mit wie vielen Besuchern ein sicherer Betrieb möglich ist. Je besser ein Schutzkonzept ist, desto sicherer ist auch der Veranstalter, und die Kantone werden auch genau hinschauen. Und letztlich geht auch jeder einzelne Besucher ein gewisses Risiko ein, wenn er sich an eine solche Veranstaltung begibt.

Wie meinen Sie das?

Falls es an einer Party mit 300 Personen zu einem Corona-Fall kommt, dann werden unter Umständen alle weiteren 299 Besucher in Quarantäne gesteckt. Dessen muss man sich bewusst sein.

Sie bewilligen also Veranstaltungen, raten aber eher davon ab, sie zu besuchen?

Nein, keinesfalls. Wir bewilligen auch keine Veranstaltungen im Einzelfall, sondern setzen Rahmenvorgaben, die die Organisatoren und Betreiber sinnvoll an ihrem Anlass und in ihrem Betrieb anwenden können. Auch jeder einzelne Gast ist angehalten, die Situation im jeweiligen Lokal selbst einzuschätzen und sich entsprechend zu verhalten. Von nun an ist die Eigenverantwortung der Bevölkerung noch stärker gefragt.

Nochmals nachgefragt: Wird also doch das Schutzkonzept entscheiden, ob ein Club öffnen darf oder nicht?

Die Bewertungen des Schutzkonzepts durch die kantonalen Vollzugsstellen werden entscheiden, ob der Club geöffnet bleiben darf.

Das klingt kompliziert. Dennoch: Wenn die Schweiz

Veranstaltungen mit bis zu 300 Personen bewilligt, geht sie weiter als jedes andere Land. Dessen sind wir uns bewusst, ja.

Selbst Schweden lässt keine Veranstaltungen über 50 Personen zu. Und Österreich, das sich rühmt, die mutigste Öffnung aller europäischen Länder gewagt zu haben, beharrt auf Sitzpflicht für Konzerte und einen Abstand von einem Meter. Genau. So viel ich weiss, kommt dort dafür das Mittel des Contact-Tracing, also der Registrierung der Zuschauer, nicht zum Einsatz.

Der Schritt erstaunt, zumal kürzlich in Frankfurt an einem Gottesdienst 100 Personen angesteckt wurden und in Seoul ein einzelner Partygänger eine neue Ansteckungswelle ausgelöst hat. Riskieren Sie nicht ein neues Ischgl? Diese Möglichkeit können wir nicht ausschliessen. Aus diesem Grund bauen wir auf die Eigenverantwortung. Für einen Club wäre es keine gute Werbung, wenn er als Herd einer neuen Ansteckungswelle ausgemacht würde.

Was raten Sie denn nun einem Club, der zu klein ist, jedem Besucher vier Quadratmeter Raum zuzuteilen? Soll er öffnen oder nicht?

Ich würde ihm raten, wenn enge Verhältnisse herrschen, besser nicht mit Volllast den Betrieb aufzunehmen. Wo es die Platzverhältnisse erlauben, sehe ich kein Problem.

Könnte es sein, dass die neuen Regelungen des Bundes gewissen Kantonen zu draufgängerisch sind?

Die Kantone sind zuständig für den Vollzug und die Kontrolle der Verordnungen. Es ist nicht die Idee, dass jeder Kanton eigene Regeln etabliert.

Ane Hebeisen

Grosse Freude und viele Fragen

Die neuen Lockerungsmassnahmen sorgen in der Basler Kulturszene für Erleichterung – teils aber auch für Irritationen.

Von Hannes Nüsseler und Stefan Strittmatter

«Eine tolle Nachricht», strahlt Sabine Himmelsbach, Direktorin am **Haus der elektronischen Künste Basel** (HeK), nur wenige Stunden nach der Ankündigung des bisher grössten Lockerungsschrittes für die Kultur (siehe unten). Ihr Bild wackelt, ihre Stimme «glitcht»: Das HeK wagt ein Experiment – eine Online-Vernissage zur Eröffnung der Ausstellung «Schweizer Medienkunst».

Sogar im Kompetenzzentrum für Medienkunst stösst die Technologie an ihre Grenzen. «Wir hoffen natürlich, dass wir unsere Gäste zur nächsten Eröffnung wieder physisch begrüßen können», schreibt die Kommunikationsbeauftragte Elena Kuznik auf Anfrage. Schon ab Samstag finden wieder Veranstaltungen und Führungen mit grösseren Gruppen bis zu 30 Personen statt.

KUNST

«Dass unser Vermittlungsprogramm nicht nur digital, sondern im direkten Vis-à-Vis wieder stattfinden kann und wir unsere Angebote ab sofort planen und anbieten können, ist ein grosses Geschenk und eine grosse Freude», sagt auch die Direktorin des **Kunsthauses Baselland**, Ines Goldbach.

Das **Kunstmuseum Basel** arbeite ebenfalls daran, Veranstaltungen bald wieder ins Programm aufnehmen zu können, erklärt Karen Gerig, Leiterin Kommunikation. Dabei stellen die neuen Massnahmen eine Herausforderung dar: «Momentan gibt es eine Personenbeschränkung in den einzelnen Ausstellungsräumen aufgrund der Distanzregeln. Bei Führungen für grössere Gruppen wird es wohl kaum mehr möglich sein, diese einzuhalten.» Das Sicherheitskonzept muss angepasst werden.

Für die **Fondation Beyeler** ändere sich durch die neuen Bestimmungen dagegen wenig, schreibt die Kommunikationsbeauftragte Silke Kellner-Mergenthaler: «Die einzige Veränderung kommt mit der Grenzöffnung am 15. Juni, wenn wir wieder Besuchende aus Nachbarländern empfangen dürfen.»

Die auf September verschobene **Art Basel** sieht sich vom Bundesratsentscheid nicht betroffen, da Veranstaltungen mit über 1000 Personen nicht erwähnt wurden. «Wir analysieren, wie sich die aktuelle Situation auf die Durchführbarkeit auswirkt», so Kommunikationsleiterin Dorothee Dines.

POP/ROCK/JAZZ

Deutliche Worte zu den neuen Regelungen findet Tino Krattiger von «**Im Fluss**». Auf die Frage, ob unter den genannten Bedingungen Konzerte machbar seien, antwortet er knapp: «Nein!» Das Floss könne mit einer Beschränkung auf maximal 300 Besucher nicht verlustfrei oder gar gewinnbringend planen. Bereits im Mai hatte er seine Konzertreihe in den September verschoben.

Wenig glücklich zeigt sich auch Urs Blindenbacher vom **Jazzfestival Basel**. In seinem Newsletter schreibt er, die Planungssicherheit sei nicht verbessert worden. Offen sei vor allem die Frage, welche Distanz bei den Abstandsregelungen gelte. Auch beanstandet er, dass der Entscheid für Veranstaltungen ab 300 zu spät erfolge. Bei den zugkräftigeren Acts zieht er eine Halbierung der Zuschauer durch zweifache Durchführung des Konzertes in Betracht. Aus seinem Zorn macht er aber keinen Hehl: In einem offenen Brief hinterfragt er, wie so für Gottesdienste weniger stricke Be-



Besucherin mit Gesichtsmaske in der Fondation Beyeler vor einem Gemälde von Edward Hopper.

Bild: Keystone (11. Mai 2020)

stimmungen gälten als für Konzerte. Aber: «Improvisation ist Trumpf!» Das sei im Jazz schon immer so gewesen.

Das **Bird's Eye plane**, sein Programm am 10. Juni wieder aufzunehmen, sagt der künstlerische Leiter Stephan Kurmann. In Bezug auf die neuen Regelungen zeigt auch er sich kritisch: «Zur Richtigkeit und Notwendigkeit der Massnahmen gibt es unzählige Fragen.» Konzerte seien jeweils ein «Erlebnis von Publikum und Musikern in engem Kontakt», insofern fielen die Einschränkungen «extrem ins Gewicht».

Gemäss Lawrence Pawelzik vom Verein FOER, der **Atlantis** und **Parterre One** bespielt, sei nun abzuklären, inwiefern sich ein Konzert rechne, bei dem jeder zweite Stuhl leer bleibe: «Das macht wirtschaftlich vermutlich keinen Sinn.» Konzerte seien aber wegen der Sommerpause ohnehin nicht so viele betroffen. Der Verein habe ein neues Mandat in den Langen Erlen, wo man eine Freiluftbühne bespielen könne. Auch Day-Partys seien angedacht.

Die Sperrstunde macht auch der **Kaserne** zu schaffen, wie der musikalische Leiter Sandro Bernasconi sagt: «Es wird schwierig, Partys zu veranstalten, die sonst nach Einbruch der Dunkelheit beginnen.» Konzerte dagegen seien mit einer Limite von 300 Besuchern mach-

bar. Wie stark die neuen Massnahmen finanziell ins Gewicht fielen, sei vorerst noch nicht abschätzbar, so Sandro Lunin, künstlerischer Leiter der Kaserne: «Es entsteht sicher zusätzlicher Aufwand für das Personal.»

THEATER

In Bezug auf die Theatervorführungen in der **Kaserne** sieht Sandro Lunin weitere offene Fragen. So sei unklar, was auf der Bühne erlaubt sei und wie die Proben neuer Stücke gehandhabt werden müssten. Man wolle das Programm am 12. Juni wieder aufnehmen und hoffe, das Theaterfestival Basel vom 26. August bis 6. September wie geplant zu veranstalten, so Lunin.

Das **Theater Basel** wird ebenfalls wieder kleine Vorstellungen vor Publikum spielen. «Schon jetzt zeigen wir mittags um 12 Uhr kleine Programmjuwelen vor dem Foyer des Schauspielhauses», schreibt die Medienverantwortliche Claudia Brier auf Anfrage und kündigt weitere Termine an: Vom 8. bis 18. Juni wird auf der Bühne des Schauspielhauses jeweils ein halbstündiges Programm präsentiert. Und am 9. Juni findet auf der Batterie auf dem Bruderholz die Premiere von «Draussen vor der Tür» von Wolfgang Borchert statt.

Am 10. Juni wird die **Helmut Förmacher Theater Company** mit einem um eine Woche verlängerten Spielplan an den Start gehen. «Endlich wieder Theater», freut sich Helmut Förmacher, auch wenn das nur mit Auflagen geschehe: weniger Zuschauerinnen und Zuschauer, Abstand, Anwesenheitslisten, Hygieneregeln. «Das Positive an dieser theaterlosen Zeit: Wir haben wieder einmal spüren dürfen, wie wichtig Kultur für die Menschen ist.»

Ab September möchte auch das **Theater Fauteuil** seinen Betrieb wieder aufnehmen. «Wir freuen uns», erklärt Co-Leiter Claude Rasser. «Gleichzeitig sind noch viele Fragen offen, was die konkrete Umsetzung eines Schutzkonzeptes betrifft.» Dieses werde in den nächsten Wochen und Monaten erarbeitet. «Weil niemand weiss, wie sich die epidemiologische Lage entwickeln wird, müssen wir flexibel sein.»

KLASSIK

Christoph Gloor von der **Casino-Gesellschaft** hofft, dass die Eröffnung des Casino-Neubaus am 22. August in einem Rahmen durchgeführt werden könne, der «ein unvergessliches Erlebnis ermöglicht, ohne die Gesundheit zu

gefährden». Seine weitere Sorge gilt den Veranstaltern und Ensembles, die sich mit einer schweren Situation konfrontiert sähen. Ob sich Konzerte mit beschränkter Platzzahl rechnen, müssten die jeweiligen Veranstalter beantworten.

Im Falle des **Sinfonie Orchester Basel** seien Konzerte mit maximal 300 Besuchern «definitiv nicht» ohne finanzielle Verluste durchführbar, sagt der Kommunikationsbeauftragte Frank Engelhaupt. Entsprechend fänden die nächsten Konzerte (etwa am 17./18. Juni im Münster) mit reduzierter Orchesterbesetzung statt. Eine ungeklärte Frage sei, ob bei der Obergrenze die Mitwirkenden inbegriffen sind.

Marcel Falk vom **Kammerorchester** wünscht sich baldige Klärung für Veranstaltungen mit 300 bis 1000 Personen – «das ist unsere avisierte Gröszenordnung». Ansonsten unterscheidet er zwischen den Eigenveranstaltungen in Basel und den Fremdbuchings: «Werden uns Veranstalter unter diesen Bedingungen für Konzerte verpflichten?» Sicher sei: «Mit 300 Besuchern ist es unmöglich, finanziell auch nur halbwegs auf einen grünen Zweig zu kommen.»

Diese Einschätzung teilt Felix Heri, Geschäftsführer der **Sinfonietta**. Entsprechend sei es wichtig, für die kommenden Projekte genügend Flexibilität zu haben. Aus diesem Grund habe man das Abo Surprise erschaffen. Alles Weitere sei Teil der Analyse: «Wir lassen uns sämtliche Möglichkeiten offen.»

LITERATUR

Die Begegnung zwischen Autorinnen und Autoren und dem Publikum steht für das **Literaturhaus Basel** im Mittelpunkt. «Ich bin überzeugt, dass das Bedürfnis danach auf allen Seiten gross ist», erklärt Intendantin Karin Eckert. Bei einem Mindestabstand könnten bis zu 25 Personen im Literaturhaus untergebracht werden. «Ohne Abstand im Saal zu sitzen und nur die Adresse zu hinterlegen, halten wir im Moment allerdings nicht für angebracht.» Vor der Sommerpause gebe es deshalb keine Veranstaltungen im Saal, sondern draussen, «in lockerer Atmosphäre». Ab Ende August soll der Betrieb im Literaturhaus wieder aufgenommen werden.

KINO

Über eine «Rückkehr zur sozialen Nähe in sicherem Abstand» freut sich das **Stadtkino Basel**. Doch zuerst müssen Hygienevorschriften angepasst, Abläufe überdacht und ein Programm erstellt werden, erklärt Co-Leiterin Nicole Reinhard. «Es geht darum, kreativ auf die Herausforderungen zu reagieren. Und dass eine Kino-Belegung von immerhin 50 Prozent möglich ist, spornt uns zusätzlich an.» Los geht es am 6. Juni.

Zeitgleich startet auch das **Kult kino**. «Für uns und unser Publikum ist es nicht vorstellbar, freiwillig länger als nötig die Kinos geschlossen zu halten», sagt Co-Geschäftsleiter Tobias Faust. Bei den Schutzmassnahmen setzt das Kult kino auf Online-Ticketing, mit zwei Vorteilen: «Zum einen müssen Daten wie Vorstellung und Sitzplatz nur um wenige Personaldaten ergänzt werden. Zum anderen können wir so Warteschlangen im Foyer vermeiden.» Besucher wählen ihre Sitzplätze verbindlich, Nachbarplätze werden automatisch gesperrt.

Auch das **Gässli Film Festival** fühlt sich durch die Umstände motiviert, schreibt Christof Hofer von der Geschäftsleitung: Die Obergrenze von 300 Personen sei ausreichend, da ohnehin nicht mehr als 200 Personen im Gerbergässlein untergebracht würden.

Das sind die neuen Veranstaltungsregeln

Nach drei Monaten ohne kulturelle Veranstaltungen sind ab dem 6. Juni Konzerte, Ausstellungen, Kinovorführungen und Lesungen unter Auflagen wieder gestattet. Folgende Auflagen hat der Bundesrat am Mittwoch genannt:

— **Platz-Beschränkung:** Das Besucherlimit liegt bei 300 Personen. Events ab 300 Personen sind bis auf weiteres verboten, Grossveranstaltungen ab 1000 Personen bis mindestens Ende August.

— **Social Distancing:** Die Abstandsregeln müssen eingehalten werden. Dies dürfte in einem bestuhnten Saal leichter umzusetzen sein als an Veranstaltungen mit Stehplätzen und Laufpublikum. Unklar ist, ob hier auch die 2-Meter-Regelung gilt wie im Freien.

— Im Sinne des **Contact-Tracing** müssen Präsenz-Listen der Besucher geführt werden, um im Falle einer Infektion eine Rückverfolgung zu gewährleisten.

Nicht gänzlich klar wurde bei der Medienkonferenz, wie die Massnahmen zusammenspielen. Beispielsweise, ob Präsenz-Listen nur dann geführt werden müssen, wenn die Abstandswahrung nicht gewährleistet ist. Mehrfach appellierte der Bundesrat dagegen an die Eigenverantwortung der Betreiber, für ihren jeweiligen Fall ein Sicherheitsdispositiv zu erarbeiten und umzusetzen. Der Bundesrat will voraussichtlich am 24. Juni über weitere Schritte informieren. (sts)

Der Bundesrat hat die «neue Normalität» ausgerufen. Ein Blick zurück – und nach vorn.

10 Dinge, die wir beibehalten sollten



Ausflüge in der Schweiz sind angesagt. Zum Beispiel zum Seealpsee im Alpsteingebirge.

Bild: Gian Ehrenzeller / Keystone

Geschlossene Geschäfte, geschlossene Schulen, abgesagte Veranstaltungen. Diese Zeit wird noch lange in Erinnerung bleiben. In immer schnellerem Tempo lockert der Bundesrat nun die Coronamassnahmen. Gut so! Doch es gibt Dinge, die wir durchaus beibehalten sollten.

1. Lokales Gewerbe unterstützen

Als Zeichen der Solidarität kauften wir in den Corona-Wochen vermehrt beim Laden gleich um die Ecke. Wir unterstützten die Dorfbäckerei, das Schmuckatelier, das Blumengeschäft. Wir kauften Gemüse beim Bauern auf dem Hof und bestellten Bücher in der kleinen Buchhandlung. Alles hatte sich globalisiert in den letzten Jahrzehnten. Und so bestellen wir heute für wenig Geld elektronische Gadgets in China und Kleider bei Zalando. Doch jetzt haben wir den Wert und auch den Charme des lokalen Gewerbes wieder entdeckt. Gut so. So unterstützen wir nicht nur die Menschen in der Region, sichern lokale Arbeitsplätze, wir vermeiden gleichzeitig auch noch den extensiven Warentransport zu Luft, Wasser und auf der Strasse.

2. Homeoffice statt Pendlerverkehr

Statt den Arbeitstag im Grossraumbüro und in stickigen Sitzungszimmern zu verbringen, lernten Herr und Frau Schweizer in den letzten Wochen die Arbeit auf Distanz, in der Jogginghose vor dem Laptop. Zwar gingen die ständigen Telefonkonferenzen an die Nerven, schliesslich hatte Kollege Müller auch an Tag 27 noch nicht herausgefunden, wie man das Mikrofon ausstellt. Doch wir erkannten auch die Vorteile: Kein Arbeitsweg in vollen Bussen oder auf verstopften Strassen. Keine überhastete Sandwich-Verpflegung am Mittag. Warum also nicht weiterhin den einen oder anderen Tag von zu Hause aus arbeiten? Das ist freilich nicht allen Berufsgruppen möglich. Aber wenn auch nur ein Drittel aller Arbeitnehmenden einen zusätzlichen Tag im Homeoffice arbeitet, wird der Pendlerverkehr abnehmen und das Wohlbefinden zunehmen.

3. Digitalisierung der Schulen

Die Corona-Pandemie war ein Stresstest für die Schulen und ihre Lehrpersonen. Während einige über Nacht auf digitalen Unterricht umstellten, brauchten andere Wochen, um in die Gänge zu kommen. Jetzt zeigte sich, wer in der Vergangenheit die Hausaufgaben gemacht hatte und wer punkto Digitalisierung Nachholbedarf hat.

4. Mehr Zeit für die Familie

Die Corona-Wochen waren für Familien mit Kindern eine besondere Herausforderung. Während die Älteren beim «Homeschooling» Unterstützung brauchten, wollten die Jüngeren mit Bastelarbeiten und Spielen unterhalten werden. Ausflüge ins Hallenbad oder auf den Sportplatz fielen als Abwechslung weg. «Stay at home» löste so bei manchem Elternteil klaustrophobische Zustände aus. An Flucht war nicht zu

denken. Doch in diesen Stunden entdeckten wir auch viel Schönes. Jetzt war die ganze Familie dreimal täglich zum Essen am Tisch, zwischen zwei Telefonkonferenzen reichte es Mama sogar für eine Runde «Uno» und Papa kickte im Garten mit. Vielleicht hat der eine oder andere die Verbindung zu den Kindern neu entdeckt.

5. Regelmässiger Austausch mit Freunden

Hans (76) aus dem luzernischen Horw erzählt: «Ich hatte noch nie so viel Kontakt mit Freunden, wie in den letzten Wochen.» Täglich sei er am Telefon mit alten Schulkameraden, pensionierten Geschäftskollegen und seiner Schwester im Altersheim. «Viel öfter als früher.» Jüngere Generationen haben derweil den gemeinsamen Quiz-Abend via Videochat entdeckt oder man protestet sich virtuell auf Facetime zum Feierabend-Bier zu. Die fehlenden Umarmungen wurden während der Quarantäne mit einer Vielzahl an digitalen Treffen kompensiert. Krisen bringen uns näher zusammen. Kein Grund, die Verbindung nach Corona wieder abzubrechen. Der Quiz-Abend darf ja gerne auch wieder beieinander im Wohnzimmer stattfinden.

6. Erholung und Ausflüge in der Region

Der Flug auf die Seychellen: gestrichen. Das Wochenende im Europapark: abgesagt. Die Reise durch den Orient: verschoben. Unser Bewegungsradius wurde drastisch reduziert. Doch hatten wir die Enttäuschung, keine Reise ans Meer machen zu können, einmal überwunden, entdeckten wir die Schönheit des Frühlings vor der Haustür. Nie zuvor wurde so viel spaziert wie im März und April 2020. Schliesslich war dies die bewilligte Art und Weise, das Haus doch einmal für ein paar Momente zu verlassen. Und so haben wir Feuerstellen, Nachbarquartiere und Feldwege entdeckt – direkt vor unserer Haustür. Wie schrieb doch Goethe einst treffend: «Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah. Lerne nur das Glück ergreifen. Denn das Glück ist immer da.»

7. Weniger fliegen

Der Anblick nebeneinander parkierter Passagierflugzeuge tat nicht nur Aviatik-Fans weh. Der wirtschaftliche Schaden für die Fluggesellschaften ist existenzbedrohend. Wird das Passagier-Volumen wieder vollumfänglich zurückkehren und der Markt sich erholen? Prognosen sind schwierig. Doch die Frage sei erlaubt: Muss ein international erfolgreicher Manager für jedes Meeting durch die Luft fliegen oder lässt sich ein Teil davon auch mit Telefonkonferenzen erledigen? Muss die gut situierte Familie Emmenegger dreimal im Jahr ans Meer fliegen, oder macht eine Woche Wanderferien in der Schweiz nicht mindestens so glücklich? Jeder so, wie er mag. Kein Grund, die persönliche Individualität einzuschränken oder die Lust am Reisen moralisch zu verteufeln. Aber Corona hat vielleicht punkto Flugreisen eine reinigende Wirkung.

8. Wertschätzung für das Pflegepersonal

Pflegekräfte erheben seit Jahren ihre Stimme und fordern mehr Personal, bessere Arbeitsbedingungen, mehr Lohn und damit auch mehr Wertschätzung. Covid-19 führte uns allen vor Augen, wie systemrelevant ein ausgebautes Gesundheitssystem und gut ausgebildete Fachkräfte sind. Statt gut gemeintem Applaus ist die Zeit jetzt reif, die Lehren aus der Corona-Krise zu ziehen, den Um- und Abbau der Spitallandschaft einer Prüfung zu unterziehen und entsprechende Weichen zu stellen. Denn eines ist sicher: Die Schweiz ist – auch dank den wirksamen Massnahmen – mit einem blauen Auge davongekommen. Dieses Mal ist das Gesundheitssystem nicht kollabiert. Zum Glück.

9. Solidarität mit älteren Menschen und Nachbarn

«Bleiben Sie zu Hause, insbesondere, wenn Sie mehr als 65 Jahre alt oder krank sind.» So lautete die Empfehlung des Bundesamtes für Gesundheit. Das Virus Covid-19 stellte sich als besondere Gefahr für die ältere Generation heraus und so musste diese sich besonders schützen. Doch wer kauft für die Älteren ein und bringt das Essen zu ihnen nach Hause? Rasch schossen über das ganze Land verteilt Hilfsaktionen wie Pilze aus dem Boden. Die Schweiz hat bewiesen, dass im Ausnahmezustand nicht alle zu Hamsterkäufen neigen, sondern viele zuerst an Nachbarn, Freunde, Senioren denken. So ist uns allen zu wünschen, dass die neu gewonnenen Kontakte weiterleben und wir vor dem nächsten Einkauf bei der alten Dame im vierten Stock nachfragen: «Kann ich Ihnen etwas mitbringen?»

10. Ruhe und Gelassenheit

Die Welt schien in den vergangenen Wochen langsamer zu drehen. Nicht nur der Verkehr kam zum Erliegen, auch der persönliche Aktivismus wurde zurückgebunden. Wir lernten Entschleunigung – bundesrätlich verordnet. Zuhause bleiben und warten, bis sich die Lage stabilisiert, erschien uns im ersten Moment als mühsame Einschränkung unserer Freiheit. Tatsächlich wurde uns aber auch ein Stück Freiheit und Lebensqualität geschenkt. Vielleicht haben wir im Frühling 2020 nicht nur die Anfälligkeit unserer Gesundheit und die Verwundbarkeit der globalen Wirtschaft vor Augen geführt bekommen, sondern auch den Wert von Familie und Freunden, die Arbeit von zu Hause aus, Spaziergänge im Wald und ein Stück Gelassenheit, jeden Tag so zu nehmen, wie er kommt.



Martin Oswald
martin.oswald@chmedia.ch

Spitäler bunkern über eine Million Masken

Die Gesundheitsämter und Institutionen der beiden Basel haben ihre Lehren aus der Coronakrise gezogen.

Silvana Schreier

Die Aufregung war gross, als es zu Beginn der Coronakrise hiess, die Bestände des Kantons Basel-Stadt an Atemschutzmasken seien zu klein. Und die gelagerten Produkte hätten bereits ihr Ablaufdatum überschritten. Nun, Wochen danach, scheint die Welt wieder in Ordnung zu sein. Meldungen aus Spitälern, die zu wenig Schutzkleidung oder Masken hätten, gehören der Vergangenheit an.

Dennoch ging die Coronakrise nicht spurlos an den Gesundheitsdepartementen und Institutionen vorüber. Sie haben schon jetzt ihre Lehren aus den Versäumnissen gezogen. So hat das Universitätsspital Basel derzeit sein Lager mit einer Million chirurgischer Masken gefüllt. Nicolas Drechsler, Sprecher des Unispitals, sagt zur bz: «Pro Tag verbrauchen wir locker 10 000 Stück, besonders da jetzt alle Kliniken wieder geöffnet sind.» Die aktuellen Bestände könnten das Unispital über 40 bis 50 Wochen hinweg versorgen, bei verantwortungsvollem Umgang: Das ist doppelt so lang, wie das Spital nach Epidemiengesetz garantieren muss.

Unispital fällt auf falsche Masken rein

Ein Vorfall vor einigen Wochen gab den Verantwortlichen im Unispital besonders zu denken: In der Not kauften sie 10 000 FFP-2-Masken auf dem Online-portal Brack.ch, wie SRF berichtet. Beim Auspacken der Produkte habe man bemerkt, dass die Masken gar nicht den Standards entsprechen würden. Das mitgelieferte Zertifikat war ausserdem stellenweise ge-



Das Online-Portal Brack.ch verkaufte FFP-2-Masken, die mit geschwärzten Zertifikaten geliefert wurden.

Bild: Keystone (25. März 2020)

schwärzt worden. Eine Fälschung, stellt das Unispital fest. Brack.ch widerspricht gegenüber der bz: Die Zertifikate seien geprüft worden und korrekt gewesen. Das Spital sei lediglich mit der Passform der Masken nicht zufrieden gewesen.

Die Coronakrise – und vielleicht auch die schlechte Erfahrung beim Masken-Einkauf – hat das Unispital besonders eines gelehrt: «Bei gewissen Produkten, wie eben den Masken, darf

man sich nicht darauf verlassen, dass sie immer lieferbar sind. Auch wir als grosses Spital in diesem Land kommen da an unsere Grenzen», so Drechsler. Darum würden sie nun ein besonderes Augenmerk auf den Bestand der Masken, Schutzmäntel und gewisser Medikamente legen.

Das Basler Gesundheitsdepartement musste in den vergangenen Wochen ebenfalls eingreifen: «Auch wir haben An-

gebote von unzureichender Qualität erhalten, konnten aber rechtzeitig sicherstellen, dass die Mangelware nicht in den Umlauf kommt», sagt Sprecherin Anne Tschudin. Das Lager des Kantons sei derzeit gut gefüllt. «Wir können die Versorgung von rund vier Monaten abdecken. Dies erlaubt uns, auch bei ansteigendem Bedarf genug Spielraum zu haben und das Gesundheitswesen sicher unterstützen zu können.» Denn der

Kanton versorgt auch Alterszentren, Spitex, medizinische Therapeutinnen, Ärzte oder Personen in Quarantäne. Seit Februar 2020 hat das Gesundheitsdepartement rund eine Million Hygienemasken herausgegeben.

Baselbieter Spitäler sind gerüstet

Im Baselbiet wurde ebenfalls bereits auf die anfänglichen Versorgungsschwierigkeiten reagiert. Das Kantonsspital Basel-

Rund **10 000**
Masken pro Tag
verbraucht das Unispital
in Basel.

2500
Hygienemasken benötigt
das KSBL im Schnitt
täglich.

land (KSBL) hat zurzeit rund 150 000 Masken an Lager – pro Woche liegt der Verbrauch an den drei Standorten bei insgesamt etwa 18 000 Stück.

Unterstützt wurden sowohl die Institutionen des KSBL als auch Pflegeheime und Arztpraxen von der Baselbieter Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion und dem kantonalen Krisenstab. Der Kanton gab eine gewisse Zeit lang Schutzmaterial an Gesundheitsinstitutionen ab. Mittlerweile sind diese aber wieder selbst für die Beschaffung zuständig. Auch im Baselbiet ist das Schutzmateriallager ausreichend gefüllt. Da sich die Lagerbestände regelmässig verändern würden, kann der Kanton aber keine genauen Zahlen bekannt geben. Liegt der Verbrauch auf durchschnittlichem Niveau, reiche das Material für mehrere Monate.

Das KSBL hat sich derweil entschieden, «noch vorausschauender zu planen», wie Sprecherin Anita Kuoni sagt. «So haben wir etwa bereits heute die Bestellungen für die Herbstmonate ausgelöst, sodass wir für eine allfällige zweite Welle des Coronavirus gerüstet wären.»

Zweifler und Ungläubige

Die Corona-Rebellen sind eine spezielle Randerscheinung der Krise. Doch so klein, wie ihr öffentlicher Auftritt vermuten lässt, ist die Szene mit rechtsextremen Bezügen nicht. Der zweite Teil der Recherche der «Schweiz am Wochenende» befasst sich mit Anthroposophen und Freikirchen.

Silvana Schreier und Benjamin Rosch

Mit Rebellionen verhält es sich wie mit Viren: Sie brauchen einen Wirt, von dessen Struktur sie leben. Im Fall der Corona-Rebellen war dies ein Bundesrat, der den Leuten sagte, was sie zu tun hatten. Doch spätestens seit vergangenem Mittwochnachmittag fehlt, wogegen man aufbegehren könnte. Der Bundesrat gab am Mittwochnachmittag die nächsten Lockerungen nach dem Coronalockdown bekannt und damit implodierte diese Bewegung.

Wer nun meint, die Corona-Rebellen hätten daraufhin auf der Kommunikationsapp Telegram frohlockt, irrt. Eben noch teilten sie im Sekundentakt Links zu Youtube-Videos oder Artikeln aus der «Expresszeitung», schworen auf eine Beteiligung von Bill Gates an der Coronakrise, verweigerten Impfungen und misstrauten den Landesregierungen. Doch nun, da sie nur einen kleinen Teil ihrer Rechte wiederhaben, die sie nie nutzten, regt sich: nichts. Die Chats sind eingeschlafen und Videos, die vor zwei Wochen noch tausendfach angeklickt wurden, verzeichnen noch einige hundert Zuschauer. Nachdem schon die erste Demonstration kaum jemand bemerkt hatte, versammelte sich vergangenen Samstag ein sehr versprengtes Grüppchen vor dem Basler Rathaus, um gegen den «Coronawahn» zu protestieren.

Im Hintergrund aber versuchen einige Unbeirrt, ihren Profit aus den Protesten zu ziehen. Die «Expresszeitung», über welche die «Schweiz am Wochenende» vergangenen Samstag berichtete, erfreut sich in Deutschland noch immer grosser Beliebtheit in der Aluhut-Fraktion. Zuletzt nahm sich auch die «Frankfurter Rundschau» kurz des Produkts aus Basel an.

«Der Europäer» – Stelldichein der Verschwörer

Einer, der früh auf die «Expresszeitung» aufmerksam wurde und im Internet dafür warb, ist Thomas Meyer. Meyer ist Chef des anthroposophischen Perseus-Verlags mit Sitz in Arlesheim. Dessen Bücher tragen Titel wie «9/11 als Herausforderung für neues Denken» oder «Das Rätsel des Judentums» und handeln von spirituellen Reisen zu Selbstmördern und der Reinkarnation Anne Franks. Insgesamt bietet Meyer ein breites Sortiment von Büchern, allesamt mit dem Duktus, sich vom «Mainstream» abzuheben und die allgemeine Geschichtsschreibung zu hinterfragen.

Im Perseus-Verlag erscheint auch das Magazin «Der Europäer». Meyer zeichnet als Chefredaktor verantwortlich. Wie gross die Resonanz seiner Publikationen ist, bleibt unklar. Am Telefon beruft sich Thomas Meyer auf das

Geschäftsgeheimnis, als die «Schweiz am Wochenende» ihn zu den Auflagezahlen befragt. Dafür fallen die üblichen Schlagworte. Meyer erkennt in allem einen Zusammenhang, vom Kennedy-Attentat («inszeniert») zu 9/11 («orchestriert») zu einer Weltregierung um Bill Gates, die Covid-19 als Waffe gegen die Bevölkerung einsetzt, um Dinge wie bargeldloses Zahlen zu beschleunigen, ist es für Meyer nur ein kleiner Schritt. Auch er arbeitet an einer – überschaubaren – internationalen Vernetzung und verlegt deshalb ein englischsprachiges Pendant zum «Europäer». Darin schreibt unter anderem Terry Boardman, der in England Vorträge zur «neuen Weltordnung» hält und an Ufo-Kongressen auftritt.

In der Juni-Ausgabe des «Europäers» schaffte es Meyer, verschiedene internationale Verschwörungstheoretiker ins Blatt zu hieven. Das Vorwort etwa schrieb der bekennende Antisemit Elias Davidsson. Einen «Brief an die Zukunft» verfasste James Corbett, der auf Youtube zu einem Publikum von immerhin 450 000 Abonnenten über Verschwörungen schwadroniert. Im aktuellen «Europäer» steht sein Satz: «Aber denkt daran: Solange das Blut unserer Vorfahren noch durch eure Adern fliesst, ist das Licht der Freiheit für die Menschen noch nicht endgültig erloschen.» Wer solchen Ahnenpathos mit Freiheit assoziiert, für den ist der Übertritt zur Blut-und-Boden-Ideologie nicht mehr weit. Dazu passen seine Videos über jüdische Bankiers als Zerstörer der Wirtschaft und dass eigentlich Israel hinter den Attentaten vom 11. September stecke.

Wer nach Verbindungen zwischen den Autoren forscht, landet schnell einmal beim Berliner «Institut für soziale Dreigliederung». Die Organisation kümmert sich um Forschung und Vorantrieb einer Idee Rudolf Steiners, wonach die Gesellschaft umzugestalten sei. Weg von einem einheitlichen Staat hin zu den drei unabhängigen Bereichen Geistes-, Rechts- und Wirtschaftsleben.

Das Goetheanum sieht sich zur Reaktion gezwungen

Meyer selber ist dem Paracelsus-Zweig zugetan, der innerhalb der anthroposophischen Gemeinschaft um Einfluss ringt. Er war es auch, der vor rund zwei Jahren im Basler Scala ein Podium organisierte mit Lichtgestalten der Verschwörungscommunity: Ken Jebsen, der bereits erwähnte Elias Davidsson und Daniele Ganser. Dass diese drei ihre Wurzeln in der Steiner-Lehre haben, ist kein Zufall. Die Meinungs- und Gedankenfreiheit hat in der Anthroposophie einen fast uneingeschränkten Stellenwert. Rudolf Steiner selbst pflegte Wissenschaft mit Mystik zu vermi-

schen und finanzierte eine Schrift, welche die Schuld am Ausbruch des 1. Weltkriegs den Juden und Freimaurern zuschob. Meyer ist nicht allein. In Basel gibt es etwa einen Verband anthroposophischer Kunsttherapeuten mit über 150 Mitgliedern, der auf seiner Internetseite für «Covid-19-Gegendarstellungen» wirbt und all jenen eine Plattform bietet, die in der Coronakrise reine Panikmache sehen.

So breit zirkulieren derzeit Verschwörungstheorien innerhalb der anthroposophischen Community, dass sich sogar das Goetheanum als Sitz der Anthroposophischen Gesellschaft öffentlich dagegen wehrt. Die «Verschwörungstheorien über den Ursprung dieser Pandemie, wie sie nicht selten auch in anthroposophischen Zusammenhängen zirkulieren», seien «problematisch», heisst es in einer Stellungnahme.

Als die «Schweiz am Wochenende» das Gesundheitszentrum am Goetheanum erreicht, zeigt sich Claudia Holtermann am Apparat richtiggehend erleichtert. Das Sekretariat werde derzeit überflutet mit Anfragen und Leuten, die auf Youtube irgendwelchen Theorien anheimgefallen sind. «Vieles kommt in der Tat aus anthroposophischen Kreisen», sagt Holtermann und stellt gleichzeitig klar: «Diese obskuren Theorien um eine Weltverschwörung

«Solange das Blut unserer Vorfahren noch durch eure Adern fliesst, ist das Licht der Freiheit für die Menschen noch nicht endgültig erloschen.»

James Corbett
Verschwörer mit rechtem Einschlag

sind unseriös und entsprechen nicht unserer Meinung.» Nichtsdestotrotz ist die Meinung des anthroposophischen Gesundheitszentrums nicht deckungsgleich mit dem Bundesamt für Gesundheit. Die alternative Medizin wehrt sich gegen Desinfektionsmittel, Kontaktverbote von Schwerkranken sowie fiebersenkende Medikamente und vertrat von Anfang an die Haltung, Kinder spielten in der Verbreitung der Krankheit kaum eine Rolle.

Freikirche: Polizeieinsatz wegen Gottesdienst

Eine besondere Rolle nahmen in der Coronakrise einige Freikirchen ein. Während sich die Mehrheit völlig BAG-konform verhielt und sämtliche Gottesdienste abblies, finden sich auch Widerständige im christlichen Milieu. Besonders aufgefallen war eine Kirche in Mulhouse. Deren religiöses Treffen mit über 2000 Teilnehmenden gilt als wichtiger Herd zur Verbreitung der Krankheit in der Region. Auch Teilnehmende aus der Schweiz steckten sich an. Im Baselbiet starb ein 54-jähriger Mann, der nach Aussagen des kantonalen Krisenstabs am religiösen Treffen teilgenommen hatte. Zu jenem Zeitpunkt waren in Frankreich Veranstaltungen dieser Grössenordnung zwar nicht verboten. Doch muss sich die Église Porte Ouverte Chrétienne von Mulhouse vorwerfen lassen, später nochmals einen Gottesdienst durchgeführt zu haben. Die Verantwortlichen wollten die Predigt aufzeichnen.

Auch in der Schweiz gibt es eine kleine Glaubensgemeinschaft, die Gottesdienste entgegen den Vorschriften abhalten wollte. Dies ergeben Recherchen dieser Zeitung. Die Gemeinde «Jesus Christus erneuert» wollte sich am Sonntagmorgen wie gewohnt an der Eulerstrasse treffen, als plötzlich die Polizei auftauchte und die Veranstaltung auflöste. «Die Personen wurden über den Inhalt der bundesrätlichen Verordnung aufgeklärt und zeigten sich einsichtig; ein gutes Dutzend bereits vor Ort wartender Personen wurde nach Hause geschickt», bestätigt Polizeisprecher Martin Schütz. Bereits am darauffolgenden Sonntag wiederholte sich die Szene. Dann allerdings hatte sich nur eine Familie dort eingefunden. Auf Anfrage wollte die Kirche keine Stellung nehmen.

Viel lässt sich nicht in Erfahrung bringen über die kleine Gemeinde. Vor rund vier Jahren berichtete die «Tageswoche» über die ultrakonservative Splittergruppe. Sie hatte am Claraplatz Comichefte verteilt, die Homosexuelle als Besessene darstellten und den Islam oder auch die Evolutionstheorie als «Lüge Satans» verteufelten. Eine wichtige Figur für die Gemeinde ist Rebecca Brown, deren Bücher die Website der

Freikirche referenziert. Brown ist geprägt von einem starken Dämonenglauben, in ihren Büchern rät sie etwa Christen, wie sie sich von Flüchen befreien können.

Ähnlich, jedoch fast schon im Bereich der Skurrilität, bewegt sich zudem eine Kirche aus Lörrach. Die Kenneth Copeland Ministries vertreten die Ansicht, Wohlstand sei ein Zeichen der Gunst Gottes und folgen dem amerikanischen Fernsehprediger Kenneth Copeland. Dieser machte weltweit auf sich aufmerksam, als er Ende März behauptete, das Coronavirus durch sein Gebet weltweit besiegt zu haben. Kurz darauf schoss die Zahl der Infektionen nicht nur in den USA in die Höhe.

Die «Schweiz am Wochenende» erfuhr zudem von einer weiteren Freikirche, welche früh wieder Gottesdienste abhielt. Für eine Anfrage war die Gemeinde allerdings nicht erreichbar.

Dennoch: Es ist davon auszugehen, dass die genannten Beispiele Ausnahmen darstellen. Viele angefragte Gemeinden gaben an, die Regeln des Bundesamts für Gesundheit sehr strikt umgesetzt zu haben. Dabei spielte die Vorgeschichte aus Mulhouse durchaus auch eine Rolle: Für die Chrischona-Gemeinde in Liestal kam es nicht in Frage, die vom Bund vorgegebenen Regeln zu brechen. Pastor Beat Brugger sagt: «Wir hatten den Fall in Mulhouse verfolgt und waren uns einig, dass wir eine andere Publicity für unsere Gemeinde wollen.» Darum habe man schon eine Woche früher als angeordnet auf den wöchentlichen Gottesdienst verzichtet. Dafür hält die Freikirche seither Onlinegottesdienste und Treffen mit den Gläubigen ab.

Die Masse der spontan Entflammbaren

Was bleibt von den Corona-Rebellen? Auf den ersten Blick nicht viel. Manche dürften sich in weitere Verästelungen der Esoterik geflüchtet haben, einige werden sich wohl auch in die Gefolgschaft von Verschwörern wie Daniele Ganser und Konsorten oder sogar Rechtsextremen begeben haben. Ein grosser Teil aber wird wieder verschwinden, sich dem Alltag widmen, dem Beruf und der Familie, sobald die eigenen Entbehrungen vergessen gehen. Dieser Teil aber sollte vielleicht fast am meisten zu denken geben, denn das hat diese so wirkungs- wie zwecklose Rebellion eindrücklich unter Beweis gestellt: Es gibt in der Mitte der Gesellschaft eine mobilisierbare Masse, die bei verhältnismässig kleiner Widrigkeit das Vertrauen in den Staat verliert; die Zusammenhänge erkennen will, wo es keine gibt, und die sich aus unterschiedlichen Motiven dem widersetzen will, was für die öffentliche Gesundheit richtig ist.

Es kehrt wieder Leben ein

Freie Theaterhäuser Die Kulturszene atmet auf: Mit einem Schutzkonzept können auch die Kaserne Basel und das Theater Roxy in einer Woche wieder ihren Betrieb aufnehmen.

Nathalie Reichel

Lange sassen Kulturschaffende der Kino- und Theaterszene auf glühenden Kohlen. «Wir fieberten dem famosen Tag entgegen, an dem unser Schicksal bekannt gegeben wird», sagt Sandro Lunin, künstlerischer Leiter der Kaserne Basel. Die Theaterszene habe besonders unter den aktuellen Umständen gelitten, lebe sie doch gerade von der Spontaneität und Live-Interaktion der daran Beteiligten. Online-Formate seien deswegen eine gute Alternative gewesen, durch die aber auch viele Aspekte untergegangen seien, sagt Sven Heier, Leiter des Theaters Roxy.

Nach langem Warten kamen am 27. Mai vom Bundesrat die guten Nachrichten: Veranstaltungen mit bis zu 300 Personen sind wieder erlaubt. Das bedeutet für die Theater- und Produktionshäuser, dass auch sie ihre Türen öffnen können. Unter Vorlage eines Schutzkonzeptes natürlich, das jeder Betrieb selbst erarbeiten und vorlegen muss.

Konzept wird abgesprochen

«Das gibt uns eine schöne Perspektive», sagt Sandro Lunin, «weil wir unser Saisonprogramm wohl ohne Anpassungen beibehalten können.» Sowohl die Kaserne als auch das Roxy werden sich bei der Ausarbeitung des Hygienekonzeptes auf verschiedene Empfehlungen, etwa jene der Theaterschaffenden Schweiz oder des Schweizerischen Bühnenverbands, stützen. Im Anschluss daran werde das Konzept mit dem Kanton abgesprochen.

Obschon die konkreten Konzepte noch nicht vorliegen, lässt sich erahnen, dass die bekannten Vorschriften gelten werden. So müsse in erster Linie der gebührende Abstand eingehalten werden, erklären Sandro Lunin und Sven Heier übereinstimmend. Ist dies nicht möglich, so gebe es verschiedene Alternativen: zum Beispiel die Kontaktdaten der Zuschauerinnen und Zuschauer aufzunehmen, nur jeden zweiten Sitzplatz zu besetzen oder gar das Tragen einer Hygienemaske zu verlangen.

«Wir werden Masken vorrätig haben, die wir dann dem Publikum gegebenenfalls verteilen werden», sagt Sven Heier, wobei er im Zuschauerraum eines Theaters eigentlich einen entscheidenden Vorteil etwa im Vergleich zu einem Restaurant sieht:



Sandro Lunin, künstlerischer Leiter der Kaserne. Fotos: Florian Bärtschiger

«Im Theater sitzen die Zuschauer nicht einander gegenüber. Sie haben immer einen Rücken vor sich.» Beide Leiter sind überdies der Meinung, dass sich im Laufe der Zeit die ideale Lösung ergeben wird. Sie seien ausserdem zuversichtlich, dass sich die Besucher verantwortungsbewusst verhalten würden, weil sie für die zurzeit geltenden Verhaltensregeln bereits sensibilisiert seien.

Schwieriger dürfte es auf der Bühne werden. Da Bewegung und Interaktion im Theater und Tanz essenziell seien, werde es kaum möglich sein, sowohl während den Proben als auch bei den Vorstellungen die Distanz von zwei Metern einzuhalten. «Denken wäre, dass die Künstlerinnen und Künstler innerhalb der Gruppe entscheiden, in welcher Form sie arbeiten und auftreten wollen», so Lunin. Die vielen Fragen, die in diesem Bereich noch offenbleiben, würden aber noch für Gesprächsbedarf sorgen.

Trotz einiger noch bestehenden Unklarheiten und Ein-

schränkungen freue man sich natürlich über die Wiederöffnung. «Wir wissen, wie sehr unser Publikum die Live-Begegnungen vermisst hat. Und genauso haben wir sie auch vermisst», sagt Sandro Lunin. Er und Sven Heier können es kaum erwarten, Kulturfreunde wieder begrüssen zu dürfen.

Angst vor Rezession

Zwar wurde die Kaserne Basel bereits in den vergangenen Tagen allmählich wieder mit Leben erfüllt. Mit dem Format Open Pavillon bietet das Produktionshaus neu die Gelegenheit, sich mit der Kulturvermittlerin und Regisseurin Corinne Maier vor Ort gemütlich auszutauschen und Fragen rund um das Haus zu stellen. Doch bald wird das reguläre Programm wieder aufgenommen: Den Startschuss gibt «Kaserne Lokal» am 12. Juni. Im Theater Roxy geht bereits drei Tage vorher, am 9. Juni, die erste Vorstellung «Book is a book is a Book» wieder über die Bühne.



Sven Heier, Leiter des Theaters Roxy in Birsfelden.

Tickets seien schon einige gelöst worden.

Ob die beiden Theaterhäuser gestärkt aus dieser Krise kommen werden, ist unklar. «Wir wollen es doch hoffen», sagt Sandro Lunin, spricht aber gleichzeitig die Angst vor der drohenden Rezession an. So sei zum Beispiel noch offen, ob man künftig der Kultur jenen Stellenwert einräumen werde, den sie auch verdient habe, oder ob kulturelle Veranstaltungen auf der Prioritätenliste nach unten rutschen. «Letzteres hätte natürlich massive Auswirkungen auf kantonale oder nationale Budgetierungen in punkto Kultur», so Sandro Lunin.

Dass Kultur für die Gesellschaft unentbehrlich ist, steht für Heier ausser Frage: «Die Kultur hat uns durch diese unangenehme Zeit der Selbstisolation begleitet», sagt er und nennt Bücher, Musik und Filme als Beispiel. «Kultur verbindet die Menschen nicht nur, sie lässt sie auch zusammenwachsen», sagt Lunin.

Ein Zeichen der Solidarität

Dass die Kulturszene und vor allem die Künstlerinnen und Künstler selbst von der durch die Pandemie ausgelöste Krise stark betroffen sind, ist mittlerweile unbestritten. Ja, sie ist sogar mehr als nur betroffen: «Corona bedroht auch uns», heisst es auf der Website des Vereins Förderkreis Kultur- und Sozialprojekte (Foer), der Anfang April zwei Crowdfundings startete – für das Atlantis Basel und das Parterre One. Finanzieren sollte sich damit vor allem die kommende Saison, darüber hinaus aber auch die Entlohnung des Personals. Knapp zwei Monate später beendete der Foer letzte Woche das Crowdfunding mit einer Summe von über 80'000 Franken und kann von einem grossen Erfolg sprechen. Das Geld werde nun vor allem für Veranstaltungen eingesetzt, die junge Künstlerinnen und Künstler fördern, heisst es in einer Medienmitteilung. Dazu gehörten beispielsweise der Songwriter Slam oder das Open Mic. Die Aktion ist «ein Beispiel für die Solidarität, welche Covid-19 hervorgerufen hat», sagt Lawrence Pawelzik, Geschäftsführer des Foer. Und nicht zuletzt beweist sie, wie sehr die Kultur den Baslerinnen und Baslern am Herzen liegt. (nre)

Sie wollen ja nur spielen

Dass ab 6. Juni wieder Gruppen von bis zu 300 Menschen zulässig sind, bedeutet im Prinzip auch für die kleineren Theater in Basels Szene – loslegen! Wenn da bloss nicht die Sache mit dem Mindestabstand wäre. Und wenn jetzt bloss nicht ohnehin die Saison am Ausklingen wäre und eine Wiederaufnahme hopp auf hopp keinen Sinn mehr macht.

Beim Fauteuil, bei «Häbse» und auch beim Theater Teufelhof will man nicht vorpreschen. Alle drei sagen, sie gingen davon aus, dass im September wieder gespielt werden könne. «Aber noch ist einiges unklar», so Claude Rasser. «Werden die Distanzregeln auch dann noch so gelten wie jetzt, wird es schwierig. Die

der Abstand immer eingehalten werden muss und die Hygieneregeln noch sehr strikt sind?

Roland Suter vom Theater Teufelhof ist «halbwegs optimistisch», dass der Theaterbetrieb ab September wie gewohnt weitergehen wird. «Dies ist aber nur möglich, wenn man wieder ohne Mindestabstand bestuhlen darf!» Seit März ist im Teufelhof alles ausgefallen. Die Saison ab September soll dies laut Suter wieder ausgleichen. Die Unterstützung durch den Swisslos-Fonds werde für die aktuelle (ausgefallene Saison) nicht zurückgezogen, sofern ab September der normale Betrieb einkehre. Roland Suter sagt, er erhoffe sich mehr Solidarität für die Kleinkunstszene – und mehr Solidarität auch untereinander. Momentan, so sieht er es auf jeden Fall, sei sich «leider jeder selbst der Nächste».

Von den Befragten am optimistischsten ist der Senior, Helmut Förbacher (84). Er will ab dem 10. Juni wieder spielen. «Wir sind daran, einen Spielplan aufzustellen», sagt er bei unserem Anruf. Bei seinem Theater am Badischen Bahnhof sei genug Platz, um den Abstand im Publikum und auch auf der Bühne zu gewährleisten. Förbacher rechnet nicht mit einem riesigen Andrang, eher mit verhaltener Neugier. Das Wichtigste aber aus seiner Sicht und aus Sicht aller seiner Schauspieler: «Endlich wieder spielen!» Doch überlassen wir das Schlusswort Claude Rasser: «Unser Publikum soll sich sicher und wohl bei uns fühlen.»

Markus Wüest

Souvenirs und Leckerbissen

Theater Basel Die Ära Beck geht zu Ende, und das Theater nutzt die Lockerungen, um gebührend Abschied zu feiern.

Alle erwachen aus dem Dornröschenschlaf. Bundesrat Berset hat sie wachgeküsst, die Theaterschaffenden, egal ob in einem grossen Haus oder in den kleinen. Auch das Theater Basel, eh in den Endzügen der fünfjährigen Ära Beck, will nun noch die letzten Wochen dieser fabelhaften Zeit nutzen, um sich in Ehren zu verabschieden.

Das fängt schon am Pfingstmontag an. Ab dann schaltet das Theater täglich ein «Souvenir» online auf. Das sind kurze Remi-

nissenzen von Theaterschaffenden aller Art und im weitesten Sinn. Also nicht bloss Schauspieler, Sänger oder Regisseure. Sondern auch die Souffleuse Agnes Mathis zum Beispiel, die von einer ganz speziellen Theaterprobe erzählt. Fast schon träumerisch. Oder ganz träumerisch?

Zwanzig solcher «Souvenirs» werden ab Montag täglich aufgeschaltet. Sie sind nicht lang, zwei, drei Minuten bloss, aber sie bilden in ihrer Gesamtheit das Theater Basel als ganzen Betrieb

ab. Und sie blicken noch einmal auf die fünf Jahre unter Andreas Beck zurück, der ja nun in München schaltet und waltet.

Von übernächstem Montag, dem 8. Juni, an, wird das Theater Basel zudem seine Bühne im Schauspielhaus wieder für das Publikum öffnen. Unter dem Titel «Theater Basel – live!» bieten Künstlerinnen und Künstler aus Oper, Schauspiel und Ballett täglich um 18 Uhr ein abwechslungsreiches, rund halbstündiges Programm an. Die Platzzahl

ist begrenzt, «s het, solangs het», und der Eintritt ist kostenlos.

Zur Verfügung stehen laut Claudia Brier, Leiterin Kommunikation am Theater Basel, nur rund 50 Plätze. Und was genau gezeigt wird, will sie nicht verraten. Es seien keine Szenen aus alten Produktionen, sondern eher etwas, das sich von der Form her an den beim Publikum beliebten Adventskalender anlehnt. «Ein buntes, abwechslungsreiches Programm», um Brier wörtlich zu zitieren. (mw)



Helmut Förbacher in «Terror – Ihr Urteil», Falk Döhler im Hintergrund. Foto: Dauren Bakimbayev

Rückverfolgbarkeit andererseits ist bei uns kein Problem.» Dieselben Bedenken gelten auch fürs «Häbse»-Theater. Verbunden mit ganz praktischen Überlegungen: Wie können in der Pause die Besucherinnen und Besucher auf die Toilette, wenn

Und die Jugend blieb still

Brav durch die Krise Für die Jungen endet mit den Lockerungen eine harte Zeit. Keine Party, keine Schule, kein Abhängen. Die digitalisierte Generation hat sich diszipliniert verhalten – beinahe verstörend gut.

Yann Cherix
und **Christian Zürcher**

Ja, sie haben die Party vermisst. Ja, dieses Corona ist ein Scheiss. Und nein, die Regeln haben sie nicht gebrochen. Wobei. Ein bisschen vielleicht.

Leo (Name geändert) und seine Kollegen sitzen im Park beim Zürcher Landesmuseum, ein Treffpunkt der Jugendlichen aus dem ganzen Kanton. Bald ist Mitternacht und Polizeistunde. Wodka und Jägermeister schiessen sie auf dem Platzspitz in den Samstagabendorbit. Fast wie immer. Doch es ist das erste Mal seit dem Beginn des Lockdown, dass die Clique aus der Agglomerationsgemeinde Brüttisellen für den Ausgang in die grosse Stadt kommt. Seit Samstag dürfen sich wieder bis zu 30 Personen versammeln – die ganz grosse Party ist es aber noch nicht.

Leo erzählt, wie sie die Gebote «vom Koch» eingehalten hätten. Nie waren sie aus dem Leben der Vorsicht ausgebrochen. Meist respektierten sie die Abstandsregeln. Selten haben sie etwas Unvernünftiges gemacht – wenn man absieht vom Joint, der von Hand zu Hand ging. «Hey, auch wir sind Menschen», sagt der 19-jährige Elektroinstallateur, ein paar Wochen vom Lehrabschluss entfernt. «Doch wir haben uns Mühe gegeben und an die Regeln gehalten wie alle auch.»

Weshalb eigentlich? Warum sind sie so brav geblieben? Leo schaut erstaunt, es ist ein «Warum eigentlich nicht?»-Blick. «Auch wir haben am Anfang Panik gehabt», sagt er. «Auch wir haben Grossmütter zu Hause.» Darum hätten sie auch keine Partys gefeiert, vielleicht zusammen abgehängt, mehr aber nicht. «Wir wollen doch keine Probleme mit den Bullen.»

Es ist Pfingsten. Gewöhnlich ein Wochenende der Ausschweifungen. Nicht dieses Jahr. Auch die jüngsten Lockerungen des Bunds haben nichts daran geändert. Illegale Partys? Grosse Menschenansammlungen? In Zürich keine Spur. Die Menschen treffen sich, natürlich. Doch so richtig tanzen und feiern? Nicht hier.

Die Disziplin hält an. Auch bei Anna. Die 20-jährige Studentin verlässt kurz vor der Polizeistunde den Park. Es war ein grosser Tag für sie. Das erste Mal seit Wochen hat sie ihren Freund wieder in Echt gesehen. Dessen Mutter habe Treffen verboten. Anna hat sich daran gehalten und stattdessen zu Hause viel gesucht. Minecraft. Ein Computerspiel. Ein paar Kollegen hätten «Fuck that» gesagt und in ihren WGs Partys organisiert. Nicht sie. «Ich hätte mich nicht wohlgefühlt.»

Der Jugendarbeiter staunt

Die juvenile Zurückhaltung erstaunt nicht die Jungen, sondern die Alten. «Sehr überraschend, wirklich sehr überraschend ist das alles», sagt Reto Blaser. Seit 25 Jahren ist der Berner in der Jugendarbeit tätig, so schnell lässt er sich nicht mehr überraschen. Doch dass die Jungen sich so ruhig, so diszipliniert verhalten würden, hätte er nicht gedacht. Eher hätte Blaser mit einer Eruption gerechnet. Vielleicht auch



Jung und gesittet: Am vergangenen Samstag füllten sich die Pärke wieder mit Jugendlichen, wie hier in der Zürcher Bäckeranlage. Foto: Dominique Meienberg

mit einer Implosion zu Hause, Streit mit den Eltern. Aber da kam kaum etwas. Die Jugend blieb cool zu Hause. Sie blieb über Instagram, Whatsapp und Snapchat in Kontakt mit der Clique und sie widmete sich dem Gamen. Das hielt sie ruhig.

Blaser, der als Geschäftsführer des Jugendwerks 36 Berner Gemeinden betreut, fragte bei Polizisten nach, bei den Werkhöfen, die oft als Erste Sachbeschädigung oder Littering bemerken.

In Zahlen

2

Laut der Stadtpolizei Zürich mussten in den vergangenen zwei Monaten nur zwei illegale Partys aufgelöst werden. Eine davon war eine Feier der Kandidaten der TV-Sendung Bachelor.

1000

Die geschätzte Anzahl Zuschauer an einem illegalen Fussballspiel bei Lausanne. Die Organisatoren hatten dreimal den Ort gewechselt, um die Polizei zu übertölpeln.

43

So viele neue Ansteckungen mit dem Coronavirus meldete das Bundesamt für Gesundheit insgesamt über das lange Pfingstwochenende.

Aber stets blieb die Antwort die gleiche: fast nichts. Nur wenige Jugendliche draussen. Keine Party. Nur wenig Stress auf dem Land, in der Agglo oder Stadt.

Corona hat die Jugend offenbar diszipliniert. Die digitalisierte Generation hat sich an die Richtlinien gehalten, die aus Bundesbern durchs Land hallten.

1000 Junge vergessen sich

Blaser hat dazu eine Theorie. In seiner täglichen Arbeit erlebt er seine Klientel schon länger als eher kooperativ mit Autoritäten. «Jugendliche haben Staat oder Eltern weitgehend konstruktiv erlebt, als unterstützend beim Ausleben ihres Individualismus.» Das bedeutet, dass Jugendliche von heute die Befehle von oben in diesen Krisenzeiten gut annehmen konnten. So denkt Blaser, dass viele Jugendliche gereift aus dieser Krise kommen werden. «Der Hyperindividualismus ist aus meiner Sicht zurückgegangen.» Vielleicht sei das ja Wunsdenken, sagt der 53-jährige. «Aber sicher ist, dass die letzten drei Monate definitiv etwas mit der Jugend gemacht haben.»

In der Schweiz gibt es rund 930'000 Jugendliche zwischen 16 und 25. Ihr Verhalten war in den vergangenen Wochen mustergültig, die «SonntagsZeitung» schrieb gar von der «Generation brav». Und doch gab es sie, die Ausnahmen, in denen es den Jungen den Deckel lupfte.

Es gab Raserrennen auf Autobahnen und Landstrassen. In St. Gallen kam es zu Scharmützeln mit der Polizei, als sich 200 junge Menschen auf dem Klosterplatz trafen. Das Treffen war nicht abgesprochen, die Jungen kamen unabhängig voneinander zusammen. Ganz anders in Lausanne. Zehn Leute der Organisation «Corona Ligue» organisierten ein Fussballspiel. 1000 Zuschauer kamen zusammen. Zu viele für eine polizeiliche Räumung.

Videos zeigen, wie sie Mensch an Mensch an der Spielfeldlinie standen, Pyros abfackelten, Tore feierten und sich vergassen. Da sah man den Leichtsinn, den man gerne der Jugend zuschreibt. Die Welt und ihr Horizont war einen Moment lang genau ein Fussballfeld gross. Der 17-jährige Luan war dort. «Dieser Match hatte eine Atmosphäre des Wahnsinns. Es war wie ein Feuer», sagte er der Zeitung «24 Heures».

Tanzverbot wird respektiert

Doch es sprang kein Funke, der ziviles Ungehorsam anregte. Die Polizei verstärkte ihre Kontrollen und montierte auf den Fussballplätzen die Tore ab. Ausreisser gab es keine mehr. Heute lässt die Lausanner Polizei verlauten: Illegale Partys hätte es während der Corona-Zeit nicht gegeben. Ähnlich in St. Gallen und Basel. Dort sind im Jugendbereich zuletzt weniger Anzeigen eingegangen. Sachbeschädigung, ein

typisches Jugenddelikt: zurückgegangen. Selbst in Zürich beobachtete die Polizei weniger jugendliche Täter. Sie berichtet von einer «erheblichen Beruhigung in den Nachtstunden».

Zürich zieht Feierwillige aus der ganzen Deutschschweiz an. Nirgends gibt es ein reichhaltigeres Partyprogramm. Und doch

«Kein Kater am Sonntag ist schon auch geil.»

Andri Beltran
25 Jahre alt

löste das Tanzverbot kaum Widerstand aus. Recherchen in der Zürcher Clubszene zeigen, dass sich kaum jemand dem Tanzverbot widersetzte. Illegale Partys soll es in der Stadt keine gegeben haben. Höchstens ausserorts.

Auch die Jungs des Häresis-Kollektivs haben von den Gerüchten gehört, dass einige Partys in mondänen Airbnb-Wohnungen am Zürcher Seeufer stiegen, WGs zu Mini-Clubs wurden. Die 23- bis 25-jährigen organisieren regelmässig Techno-partys für Gleichgesinnte. Persönlich kennen sie niemanden,

der an einer solchen Party feierte. Es wäre aus ihrer Sicht ohnehin nicht korrekt gewesen. «Unsolidarisch.»

Das Kollektiv habe sich in letzter Zeit verändert, behaupten sie. Ihre Haltung zu allem, ihr Denken. «Da ist etwas gegangen», sagt Andri Büttikofer, einer von ihnen. Feiern ist für die Zürcher wichtig. Bleibt es auch. Aber die Krisenzeiten haben ihn und seine Freunde zum Rückzug gezwungen. Manchmal haben sie an einem Livestream Musik aufgelegt, welchen man im Internet verfolgen konnte. Die Party am Samstag mit viel Alkohol und vielen Leuten aber fiel aus. Gefehlt hat ihnen das alles schon, doch es zeigte ihnen auch: Fehlt der samstäglische Exzess, gewinnt der nächste Tag. «Kein Kater am Sonntag ist schon auch geil.»

Es ist eine Weitsicht, die sich seit längerem abzeichnet. Jährlich veröffentlicht die Credit Suisse ein jugendliches Sorgenbarometer. Grösste Sorge der 16- bis 25-jährigen war 2018 die AHV, der finanzielle Zustupf am anderen Ende des Lebens.

Es ist eine Weitsicht, die auch die Jungs aus Brüttisellen kennen. Sie haben im Sommer Grosses vor. Sie wollen nach Ibiza. Ans Meer. An den Strand. Endlich feiern. Leo hat die Reise vor Corona-Ausbruch gebucht. Ob sie gehen, ist noch unklar. Aber egal. Er hat eine Reiseannulationsversicherung abgeschlossen.

«Impfstoff kommt erst ab Herbst 2021»

Giuseppe Pantaleo, Leiter des Schweizerischen Impfstoffinstituts, dämpft die Euphorie für einen raschen Schutz vor dem Coronavirus.

Interview: Andreas Möckli

Zurzeit gibt es über 100 Impfstoffkandidaten, die für den Schutz vor dem Coronavirus getestet werden. Dabei könnten die ersten Impfstoffe schon Ende Jahr bereitstehen. Diese Hoffnung wird zumindest von einzelnen Herstellern und Forschern befeuert. Der Mediziner und Experte Giuseppe Pantaleo dagegen warnt vor dieser Euphorie.

Unzählige Forscherteams liefern sich im Moment weltweit einen Wettlauf, um einen Impfstoff gegen das Coronavirus herzustellen. Einige wollen bereits bis Ende Jahr soweit sein. Normalerweise dauert das viel länger. Wieso geht es dieses Mal so schnell?

Giuseppe Pantaleo: Es gibt viele Forscherteams und Firmen, die sagen, dass sie mit ihrem Impfstoff bis Ende Jahr bereit sind. Wir müssen aber unterscheiden: Es ist etwas anderes, ob ein Impfstoff fertig entwickelt ist oder er dann tatsächlich von den Gesundheitsbehörden zugelassen wird, damit er in grossem Massstab eingesetzt wird. Am weitesten fortgeschritten ist der Impfstoff des Jenner-Instituts der Universität Oxford, der zusammen mit dem Pharmakonzern AstraZeneca entwickelt wird.

Wie viele der Impfstoffkandidaten werden ans Ziel kommen?
Wir müssen realistisch bleiben. Es werden längst nicht alle Kandidaten so weit vorankommen, um klinisch getestet zu werden. Für das hätten sie auch gar nicht die Ressourcen. Ich bin mir aber sicher, dass die Impfstoffe der ganz grossen Hersteller wie Sanofi, GSK, Merck oder Johnson&Johnson am Menschen getestet werden.

Wann rechnen Sie mit einer Zulassung der ersten Impfstoffe?
Selbst wenn wir sehr optimistisch sind, glaube ich nicht an eine Zulassung vor der zweiten Hälfte des nächsten Jahres. Realistisch ist wohl eher Ende 2021. Man kann keine grosse Impfkampagne starten, ohne sicher zu sein, dass der Impfstoff wirksam ist und einen Schutz vor dem Coronavirus bietet. Zudem muss der Hersteller die Sicherheit des Impfstoffs mit klinischen Studien beweisen. Vieles im Entwicklungsprozess lässt sich beschleunigen, wie es zurzeit passiert. Um eine Zulassung eines Impfstoffes zu gewähren, benötigen die Behörden jedoch all die erwähnten Daten aus klinischen Studien zur Wirksamkeit und Sicherheit.

Wo sehen Sie die grössten Herausforderungen bis zur Zulassung?
Ein grosses Problem werden die klinischen Studien der dritten und somit letzten Phase werden, wofür sie mehrere tausend Testpersonen benötigen. Gleichzeitig hat die Pandemie zurzeit in Europa stark nachgelassen. Schauen Sie sich die Schweiz an, wo wir pro Tag nur noch ganz wenige Neuinfektionen haben. Damit kann man hier keine Studie mehr durchführen. Das gilt mittlerweile selbst für Italien, Frankreich oder Deutschland.

Dann muss man etwa auf die USA oder Brasilien ausweichen?
In den USA sind die Chancen höher, da es dort noch immer Hotspots gibt, wie etwa jüngst in Kalifornien. Für eine Studie braucht man bis zu 10 000 Personen, um wirklich gute Daten zur Wirksamkeit und Sicherheit eines Impfstoffs zu erhalten. Das braucht viel Zeit, bis



Im Rennen um einen Coronaimpfstoff wird weltweit an über 100 verschiedenen Kandidaten geforscht.

Bild: PD

man diese Personen rekrutiert hat und später sämtliche Daten ausgewertet hat. Gleichzeitig muss vor allem auch die Wirksamkeit der Impfstoffe für ältere Menschen belegt werden.

Wie meinen Sie das konkret?
Das Virus wirkt sich bekanntlich für ältere Menschen am verheerendsten aus. Der Hersteller muss also belegen können, dass der Impfstoff vor allem auch ältere Menschen schützt. Es macht keinen Sinn, klinische Studien mit jüngeren Menschen zu machen, da deren Immunsystem mit dem Virus viel besser umgehen kann. Wir wissen von den Grippeimpfstoffen, dass sie bei älteren Menschen weit weniger gut wirken. Deshalb muss man bereits bei der Entwicklung eines Impfstoffs die Wirkung für ältere Menschen im Auge behalten. Das gilt auch für das Sicherheitsprofil des Impfstoffs.

«Wir brauchen einen Impfstoff, um weltweit Leben zu retten.»



Giuseppe Pantaleo
Mediziner und Impfexperte

Das wird also derzeit zu wenig gemacht?
In den klinischen Tests der Phase I werden vor allem Menschen zwischen 18 und 55 Jahren getestet. Das ist eben gerade nicht die Gruppe, die am stärksten vom Coronavirus betroffen ist. Doch in einer gross angelegten Impfkampagne müssten ja gerade die älteren Menschen geimpft werden.

Zu den Unternehmen, die weit fortgeschritten sind, gehört die US-Biotechfirma Moderna. Lonza wird ja den Wirkstoff dazu liefern. Gleichzeitig wurde das Verfahren von Moderna nie validiert.
Bei dieser sogenannten mRNA-Technologie handelt es sich um einen neuen Ansatz, der in den vergangenen Jahren grosse Fortschritte gemacht hat. Anders als bei herkömmlichen Impfstoffen werden keine Bestandteile des Er-

regers gespritzt, sondern kodierte Teile seines Gencodes, die mRNA. Die grosse Herausforderung dabei ist, dass der Impfstoff in die Zellen des Körpers vordringt. Es gibt aber bis jetzt keine Zulassung für einen Impfstoff, der auf dieser Technologie basiert.

Die USA setzen auf Firmen wie Moderna und unterstützen diese mit massiven Summen. Das Land investiert viel Geld, um zuerst an einen Impfstoff zu gelangen.
China und die USA liefern sich einen Wettlauf, wer zuerst einen Impfstoff entwickelt. Die Politik sollte sich zurückhalten, wenn es darum geht, einen Impfstoff vor allem nur für das eigene Land zu sichern. Vermutlich geht es US-Präsident Donald Trump darum, im Wahlkampf gut dazustehen, wenn er mit einem Impfstoff aufwarten kann. Letztlich brauchen wir aber einen Impfstoff, um Leben weltweit zu retten.

Die grossen Impfstoffhersteller sagen, es brauche vermutlich zwischen 5 und 10 Milliarden Impfstoffdosen oder noch mehr. Sind dafür überhaupt die Kapazitäten vorhanden?
Das wird eine ganz grosse Herausforderung. Einige Impfstoffe, etwa proteinbasierte, lassen sich einfacher in grossen Mengen herstellen als andere. Zudem müssen sie den Produktionsprozess für grosse Impfstoffmengen erst validieren, was einige Monate dauern kann. Schliesslich wissen wir noch nicht, ob eine einzelne Impfstoffdosis ausreicht, oder mehrere Dosen verabreicht werden müssen.

In diesem Fall könnten viel weniger Menschen behandelt werden.
Der Pharmakonzern Sanofi hat angekündigt, im Erfolgsfall 1 Milliarde Dosen zu produzieren. Braucht es nun aber

drei Dosen für einen effektiven Schutz vor dem Coronavirus, dann können damit nur 330 Millionen Menschen geimpft werden.

Wieso braucht es allenfalls mehrere Dosen?
Derzeit ist noch nicht klar, wie lange der Schutz durch die Impfung anhält. Dazu brauchen wir Daten. Wenn die Immunantwort etwa nach sechs Monaten abklingt, braucht es eine weitere Dosis. Man muss die Patienten in den klinischen Studien also nach sechs Monaten untersuchen, um zu sehen, ob die Immunantwort anhält.

So oder so braucht es einen massiven Ausbau der Produktionskapazitäten.
Um eine Produktionsanlage zu bauen, benötigt man ein Jahr. Und dann muss die Anlage von den Behörden genehmigt werden. Die Kapazität kann also nicht innerhalb von zwölf Monaten hochgefahren werden. Realistischerweise braucht es mindestens zwei Jahre, bis eine neue Produktionsanlage Impfstoffe herstellen kann. Wenn also Forscher oder Firmen behaupten, bis Ende Jahr liege ein Impfstoff vor, der grossflächig verabreicht werden kann, dann sagen sie nicht die Wahrheit. Ich finde das verantwortungslos.

Also müssen Ärzte und Pfleger sowie ältere Personen bei der Impfung zuerst berücksichtigt werden?
Man muss immer jene zuerst schützen, die am verletzlichsten sind. Da die Bevölkerung längst nicht in allen Ländern überaltert ist wie etwa in Europa und den USA, werden zu Beginn einer weiten Impfkampagne auch nicht fünf oder zehn Milliarden Dosen benötigt. Anfänglich kommen wir mit weit weniger aus.

Ein Sommer der Ad-hoc-Kultur

Nach dem Notstand Zum Ende der durch die Corona-Krise verkürzten Saison 19/20 gibts doch noch einige Events.

Julia Konstantinidis
und **Nick Joyce**

Das Basler Kulturleben erwacht allmählich wieder zum Leben. Ab dem 6. Juni sind Veranstaltungen unter Einhaltung der Hygiene- und Abstandsregeln mit bis zu 300 Personen wieder erlaubt. Viele Kulturinstitutionen und -organisatoren stampften deshalb kurzfristig Programme und Schutzkonzepte aus dem Boden, um uns in dieser arg verkürzten Saison doch noch etwas Live-Kultur zu bieten.

Wir haben eine Auswahl zusammengestellt, wo Sie in den kommenden Wochen in der Region in die Welt der Kunst, Musik und des Theaters eintauchen können.

Tickets nur online

Die ersten, die wieder loslegen durften, waren die Museen, die am 12. Mai ihre Türen öffneten. Viele Häuser verlängerten ihre laufenden Ausstellungen, so etwa das Kunstmuseum Basel die Sonderausstellung «Picasso, Chagall, Jawlensky» bis 21. Juni, oder die Fondation Beyeler, wo die Bilder von Edward Hopper noch bis 26. Juli gezeigt werden. Allerdings hat sich dort das Ticketsystem geändert: Alle Eintritte sind an ein bestimmtes Datum sowie eine feste Uhrzeit gebunden und nur online zu kaufen. Es lohnt sich, vorab entsprechende Webseiten nach speziellen Bestimmungen zu überprüfen. So verkauft auch das Stadtkino Tickets nur online.

Im Mai musste die geplante Eröffnung der Ausstellung «Grenzfälle – Basel 1933–1945» im Historischen Museum Basel abgesagt werden. Das Timing war schlecht, denn in diesem Monat jährte sich das Ende des



Es gibt wieder Live-Musik in Basel: Not Not Hot sind für das Festival «Kaserne Lokal» angesagt. Foto: Martin Boschung

Zweiten Weltkriegs zum 75. Mal – es wäre ein passender Auftakt für die Ausstellung über das Leben in der Grenzregion während der Kriegszeit gewesen. Umso erfreulicher, dass die Ausstellung nun am 21. August eröffnet wird und bis 28. März 2021 läuft.

Bereits am 18. Juli hat im selben Museum die Fotoausstellung «Mittelalter & Moderne – Fotografien aus der Sammlung Ruth & Peter Herzog» Vernissage. Die Ausstellung zeigt architektonische Fotografien aus der Zeit von 1840 bis 1910. Weitere Schätze aus der Sammlung Ruth und Peter Herzog werden ab demselben Termin im Kunstmuseum in der

Sonderausstellung «The Incredible World of Photography» und im September unter dem Titel «Oriental Grand Tour» im Antikenmuseum zu sehen sein.

Aktuelle Fotokunst zeigt die Kunsthalle ab 9. Juni in der Ausstellung «Centropy» der US-Künstlerin Deana Lawson. Sie befasst sich mit der afrikanischen Diaspora in den USA, in Brasilien und andernorts. Seit dem 4. Juni sind im Naturhistorischen Museum zudem die von Amateur-Fotografen eingereichten Bilder zum Fotowettbewerb «Schnappschuss» zu sehen.

Nebst neuen Ausstellungen bietet der Sommer auch mehr

Musik als befürchtet. Auf die Schnelle kann ein Kulturveranstalter zwar kein umfassendes Programm auf die Beine stellen. Doch nun überrascht die Kaserne mit einem eigenen zweitägigen Festival: Am 12. und 13. Juni finden in Rosstall und Reithalle kleinformatierte Konzerte, Performances und Lesungen statt, an denen allerdings höchstens 60 Zuschauer teilnehmen können. Der Name «Kaserne Lokal» ist Programm, stammen alle beteiligten Künstlerinnen und Künstler doch aus der Region.

Das Theater Basel wird sein Publikum ebenfalls nicht bis nach der Sommerpause auf dem

Trockenen sitzen lassen. Unter dem Titel «Theater Basel – live!» öffnet das Schauspielhaus vom 8. bis am 18. Juni seine Bühne wieder. Künstlerinnen und Künstler aus allen drei Sparten zeigen täglich um 18 Uhr ein halbstündiges Programm. Der Eintritt ist kostenlos und die Platzzahl begrenzt – s hett, so-langs hett. Mit der Open-Air-Produktion «Draussen vor der Tür» kann zudem immerhin noch ein Stück der abgebrochenen Saison 19/20 Premiere feiern.

Auch das Sinfonieorchester Basel hat die verkürzte Saison nicht abgeschieden und spielt am 17. und 18. Juni im Münster

zwei Konzerte mit Werken von Bruckner, Bach und Gabrieli. Das Bedürfnis nach Live-Konzerten scheint immens, jedenfalls sind beide auf 100 Personen begrenzte Veranstaltungen ausverkauft. Mehr Glück hat eventuell, wer ein Ad-hoc-Konzert im Gare du Nord besucht. Dort gibts vom 10. bis 12. Juni musikalische Leckerbissen von kleinen Formationen.

Noch vor den Sommerferien führt die Basler Konzertagentur Offbeat zwei Events am selben Tag durch: Am 21. Juni findet im Innenhof der Kunsthalle Basel ein Jazz-Open-Air statt. Mit von der Partie sind unter anderem das Walter Jauslin Trio und Alexia Thomas' Power of Basement. In der Dorfkirche Riehen spielen ebenfalls an diesem Tag das Piano-Duo Kappeler/Zumthor und die Lisette Spinnler Group.

Offene Fragen in Liestal

Mit Konzerten von Aly Keita und Lucas Niggli, Hildegard lernt Fliegen und Barbara Dennerlein beginnt Mitte August die Offbeat-Saison. Um den Vorschriften des Bundesrats zu genügen, wurden die Kapazitäten und Anfangszeiten auch für Veranstaltungen nach den Ferien teilweise angepasst. Man ist gut beraten, diese im Vorfeld zu prüfen.

Bestätigt ist das Imfluss-Festival, das vom 1. bis 18. September am Kleinbasler Rheinbord stattfindet. Das Programm wird Anfang August bekannt gegeben.

In den Startlöchern steht auch Eric Rütsche, der das Guggenheim-Openair in Liestal organisiert. Er wartet auf die Bewilligung der Stadt für den Event, der statt im Juni nun Mitte August stattfindet. Spruchreif sind laut Rütsche die Auftritte von Dada ante Portas am 14. August und Adrian Stern am 15. August.

Endlich wieder ins Kino!

Auf Dauer war es kein Vergnügen, von den Lockdown-Regeln auf Heimkinoformat zurechtgestutzt zu werden. Mit dem 6. Juni atmen Filmfreunde auf – am liebsten in einem verdunkelten Raum und vor grosser Leinwand. In bequemen Sesseln. Dort, wo einen rein gar nichts aus dem Sog der Bilder reisst. Gute alte Kinowelt!

Das Stadtkino Basel zum Beispiel legt in den beiden Wochen vor der Sommerpause einen cineastischen «Tanz in den Sommer» hin. Eine Reihe, bestückt mit Klassikern aus der eigenen Kinemathek. Ein ziemlich dichtes Programm, durchaus bunt gemixt, keinesfalls leicht, aber doch ein Stimmungsaufheller nach dem Trübsinn der Corona-Isolation.

George Clooney, herrlich verquasselt

Zur Wiederöffnung am Samstagabend klirren die Ketten. Drei Gestalten in Sträflingsstreifen hasten über ein Tabakfeld in den Südstaaten, stehlen ein Huhn, nehmen vor Hundehatz, vor Sheriff-Willkür, vor Sumpfsirenen Reissaus, und landen nebenbei einen Riesenradiohit.

Das herrlich verquasselte Trio besteht aus George Clooney, John



Dancing Queen aus dem Abba-Film «Mamma mia!»: US-Superstar Meryl Streep.

Turturro und Tim Blake Nelson. Vor 20 Jahren brachen die drei Komiker-Sträflinge zur Odyssee durch Mississippi-Country auf und errangen dank schräger Story, hypnotischem Bluegrass-Soundtrack und der behexenden

Bildregie der Coen-Brothers schnell Kultstatus.

«O Brother, Where Art Thou?» ist natürlich kein Popcorn-Kino, dafür ist die Geschichte doch zu minimalistisch erzählt. Aber für zwei Oscarnominierungen für

Kamera und Drehbuch reichte es schon. Und für den Golden Globe an Hauptdarsteller George Clooney – obwohl dieser seine Stimme für den Hit «Man Of Constant Sorrow» sicherheitshalber doubeln liess.

Die schwarze Südstaatenkomödie der Coen-Brüder spielt zur Zeit der Grossen Depression. Bleibt zu hoffen, dass das kein Omen für die Post-Corona-Zeit ist. Uns wäre ein Panoramablick über die Dächer von Nizza jedenfalls ungleich lieber. Möglich ist das im Stadtkino – mithilfe von Alfred Hitchcock, Cary Grant und

Nach dem Notstand ist vor den Ferien: Das Stadtkino nutzt den engen Slot im Juni voll aus.

Grace Kelly. «To Catch a Thief» ist als Filmdokument aus den 50er-Jahren unsterblich – nicht nur wegen der Szene auf der Panoramastrasse zwischen Monaco und Nizza, die so fatal an Grace Kellys Unfalltod 1982 auf einer ähnlichen Klippenstrecke an der Côte d'Azur erinnert. Sondern vor allem wegen der Romanze, die sich wie ein hübscher Schleier über die Thrillerhandlung legt: Das potenzielle Opfer fängt den Gentleman-Ganoven ein. Ein raffiniert, erotisch aufgeladener

Twist. Wobei Hitchcock dafür sorgt, dass sich der Zuschauer seines Happy Ends lange nicht sicher sein kann.

Meryl Streep, leicht kitschverdächtig

Nach dem Notstand ist vor den Ferien: Das Stadtkino nutzt den engen Slot im Juni voll aus. Acht Filme zeigt das Kino in der «Tanz in den Sommer»-Reihe. Darunter bestes europäisches Autorenkino wie Andreas Dresens Berlin-Komödie «Sommer vorm Balkon» (2005) oder Nanni Morettis wunderbarer Episodenfilm «Caro Diario» (1994). Und dann natürlich: «Mamma mia!», die Musicalverfilmung von 2008 mit Meryl Streep, Pierce Brosnan, Colin Firth, Amanda Seyfried, leicht kitschverdächtig Choreografie und fast allen Jukeboxknallern von Abba. Ein einziger Griechenland-Werbeclip, aber immerhin mit Benny Andersson himself am Hafenklavier.

Man sollte solche Szenen vorbehaltlos geniessen. Ob und wo es in diesem Corona-Sommer mehr grosse Kinogefühle gibt, ist unklar. Drive-in-Cinemas sind ja nur eine Notlösung.

Stephan Reuter

Wo ist das Coronavirus hin?

Tiefe Fallzahlen Die Zahl der Neuinfektionen ist seit Wochen tief. Sind die Massnahmen so erfolgreich? Oder spielt das Wetter doch eine wichtigere Rolle als bisher angenommen? Die Erklärungsansätze im Überblick.

Alexandra Bröhm

In den letzten Wochen hat sich die Zahl der Neuansteckungen in der Schweiz konstant auf tiefem Niveau gehalten. Und dies, obwohl die Massnahmen weiter gelockert wurden. Zwar ist es noch zu früh, um eine mögliche Auswirkung des Pfingstwochenendes zu sehen, an dem viele Menschen unterwegs waren. Es dauert rund zehn Tage, bis sich eine aktuelle Entwicklung in den Statistiken niederschlägt. Trotzdem sind die Fallzahlen im Vergleich zu den Vormonaten so tief, dass sich manch einer im Moment fragt, wohin ist eigentlich das Virus verschwunden? Es gibt dafür verschiedene Erklärungsansätze.

Spielt das Sommerwetter eine wichtigere Rolle als bisher angenommen?

Zu Beginn der Pandemie glaubte man nicht an einen saisonalen Effekt, denn das Coronavirus hat sich auch in Ländern mit tropischem oder subtropischem Klima stark verbreitet. Die wissenschaftliche Task Force des Bundes hat sich nun vertiefter mit dieser Frage beschäftigt und 92 Studien zum Thema ausgewertet. Einige der Studien fanden tatsächlich einen Effekt des warmen Wetters. Doch: «Der Effekt ist bescheiden und nicht ausreichend, um die Epidemie zu kontrollieren», schreiben die Forscher.

Trotzdem gibt es einige Punkte, warum die Jahreszeiten in unseren Breiten graden nicht unwichtig sind. Bekannt ist die Saisonalität auch von den anderen Coronaviren, die vor allem in den kälteren Monaten bei uns kursieren. Ein entscheidender Faktor ist der Zustand unserer Schleimhäute. In den Wintermonaten halten wir uns vor allem in geheizten Innenräumen auf, wo die trockene Luft unseren Schleimhäuten Feuchtigkeit entzieht. Trockene Schleimhäute sind anfälliger auf Infektionen mit Viren.

Bei warmem Wetter spielt sich zudem ein grösserer Teil des Lebens im Freien ab, wo die Ansteckungsgefahr insgesamt kleiner ist. «Wir schätzen, dass das warme Wetter die Fallzahlen um 10 bis 20 Prozent drücken kann», sagt Epidemiologe Matthias Egger, Leiter der Task Force und Professor an der Universität Bern. Vermutungen gibt es auch, dass der Mangel an Vitamin D in nördlicheren Regionen im Winter die Immunabwehr leicht schwächen könnte, wie der US-Epidemiologe Marc Lipsitch in einem Blogbeitrag schrieb.

Welche Rolle spielen Superspreader?

«Superspreading-Ereignisse spielen eine grössere Rolle als bisher angenommen»,



Draussen ist die Ansteckungsgefahr kleiner: Leute geniessen die Lockerungen Mitte Mai am Genfersee in Lausanne. Foto: Laurent Gillieron (Keystone)

sagt Richard Neher, Biophysiker an der Universität Basel. Das sind Situationen, bei denen viele Menschen auf engem Raum, meist schlecht belüftet, zusammenkommen und ein Einzeler eine grosse Anzahl anderer ansteckt. Erst kürzlich passierte das in Deutschland bei einem Gottesdienst, wo es zu mehr als 200 Ansteckungen kam. Oder in Südkorea gab ein einziger Infizierter auf einer abendlichen Clubtour das Virus an 170 Menschen weiter. Eine neue Studie schätzt, dass derartige Superspreader-Ereignisse bis zu 80 Prozent der Ansteckungen ausmachen könnten. «Im Herbst und Winter wird die Kontrolle solcher Ereignisse schwieriger», sagt Neher.

Wie halten wir die Zahlen tief?

«Die Fallzahlen sind tief, weil sich die meisten Leute gut an die Hygiene- und Abstandsregeln halten. Ausserdem greifen die Schutzkonzepte, und die Kantone machen Contact-Tracing», sagt Marcel Salathé, Epidemiologe an der ETH Lausanne und ebenfalls Mitglied der Task Force. Vor wenigen Tagen haben kanadische Forscher im Fachmagazin «Lancet» eine grosse Auswertung von 172 Studien veröffentlicht, welche Massnahmen für den Einzelnen erfolgreich sind: Beson-

ders gut schnitten der physische Abstand und das Maskentragen ab. Eine Vorabversion seiner Heinsberg-Studie zu den Schmierinfektionen hat auch der deutsche Virologe Hendrik Streeck in den letzten Tagen veröffentlicht. Die indirekte Übertragung über Oberflächen spiele eher eine kleinere Rolle bei den Ansteckungen, so das vorläufige Fazit.

Wie erfolgreich die strengen Massnahmen der meisten europäischen Länder in den vergangenen Monaten waren, zeigt das Beispiel zweier skandinavischer Länder deutlich. In Schweden sind bisher 4562 Menschen an Covid-19 gestorben, im Nachbarland Norwegen, das rund halb so viel Einwohner hat und einen ähnlichen Lockdown wie die Schweiz durchzog, sind es 238 Tote.

Haben Pandemien immer einen wellenförmigen Verlauf?

Pandemien verlaufen häufig in Wellen. Nach einer ersten Welle gibt es einige Monate Pause, bis dann die Fallzahlen wieder steigen. Das geschah beispielsweise bei der Spanischen Grippe 1918 so. Das Grippevirus verbreitete sich in einer ersten Welle im Juni/Juli 1918, die zweite, verheerendere Welle folgte im November.

Hatten schon mehr Menschen als angenommen mit dem Virus Kontakt?

Antikörpertests in der Bevölkerung wie beispielsweise in Genf im April zeigten, dass erst ein kleiner Teil der Menschen tatsächlich mit dem Virus Kontakt hatte. In Genf lag der Wert bei rund fünf Prozent. Inzwischen vermuten die Forscher aber eine gewisse Dunkelziffer. Wie hoch sie liegt, ist noch nicht klar. Eine Studie von Immunologen der Universität Zürich, die als Vorabversion letzte Woche erschien, wies nach, dass die gängigen Antikörpertests längst nicht alle Fälle nachweisen. Vielmehr zeigte sich, dass vor allem Menschen mit einem schweren Krankheitsverlauf Antikörper bilden, die man im Blut finden kann. Es erkrankt jedoch höchstens ein Fünftel aller Infizierten schwer.

Die Anzahl der Menschen, die bereits Kontakt mit dem Virus hatten, könnte deshalb bis zu fünfmal höher liegen, schätzen die Immunologen. Auch die zelluläre Immunantwort spielt vermutlich eine grössere Rolle, als man bisher glaubte. Sie lässt sich mit den gängigen Tests nicht nachweisen. Vermutungen gibt es ausserdem, dass möglicherwei-

se Infektionen mit den anderen Coronaviren gerade bei jüngeren Menschen einen gewissen Schutz vor einem schweren Verlauf bieten könnten.

Droht eine zweite Welle?

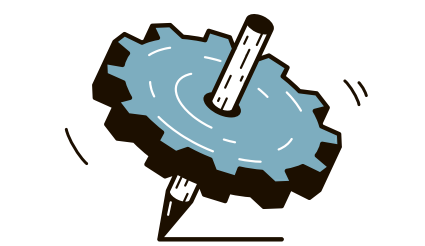
«Um die Epidemie zu kontrollieren, wird es entscheidend sein, Superspreader-Ereignisse schnell zu registrieren und entsprechende Massnahmen einzuleiten», sagt Matthias Egger. Der R-Wert, der anzeigt, wie viele andere Menschen ein Infizierter ansteckt, ist in den letzten Wochen wieder kontinuierlich leicht angestiegen, von 0,74 Mitte Mai auf inzwischen 1. Beunruhigend sei das noch nicht, solange die Fallzahlen insgesamt sehr tief seien und der R-Wert nicht weiter ansteige. Aber ein Blick nach Schweden zeige, dass das Virus noch längst nicht verschwunden sei. «Die Rechnung für die Zukunft ist einfach: Je mehr man lockert, desto besser müssen die Schutzkonzepte greifen», sagt Marcel Salathé. «Wie Wasser in einer undichten Wand wird das Virus die Löcher in den Schutzkonzepten gnadenlos finden.» Deshalb müssten wir in der Zukunft mit kleinen Ausbrüchen rechnen. «Und so wie bei der Entdeckung eines Wasserlecks wird die sofortige Reaktion und allfällige Anpassung der Massnahmen essentiell sein.»

Drehmoment

Teleheimarbeit: Eine alte Idee scheint nun im Trend

Gross- und Kleinschreibung hat eben doch ihren Wert. «Home Office» heisst seit 1782 das britische Innenministerium. Den Trend zum «Homeoffice» dagegen gibt es erst seit kurzem. In dem 2002 erschienenen Fachbuch «Mobile Arbeit in der Schweiz» ist von «Teleheimarbeit» die Rede. Arbeiten fern vom Büro war neu.

Das Forschungsprojekt Manto der ETH untersuchte von 1983 bis 1986 die Möglichkeiten, den Pendlerverkehr zu reduzieren, indem Satellitenbüros eingerichtet wurden. Im Zürcher Vorort Benglen wurde dieses Modell erprobt. Die PTT boten Telezentren, Videokonferenzen und Videotex in verschiedenen peripheren Regionen an. Es nützte alles nichts, die Revolution der



Arbeitswelt blieb auf Nischen begrenzt. Heute klappt das Homeoffice dank billigeren Geräten, besserer Telekommunikation und sehr viel besseren Informatikkenntnissen der Beschäftigten.

Die aussergewöhnlichen Arbeits- und Lebensbedingungen haben alte Neuheiten zum Leben erweckt. So wird

berichtet, dass das Publikum vom öffentlichen Verkehr aufs Velo umsteige. Wie viel von diesem Elan bleibt, wenn es nach dem sonnigen Frühling dann stürmt und später schneit, wird sich weisen müssen.

Das Batterievelo bietet ein neues Zweiradlebensgefühl, wie einst das Vélosolux. Auch die Saxonette, «das Velo mit Rückenwind», erleichterte das Radeln. Hersteller Fichtel & Sachs war aber eher berühmt für die Töfflomotoren, Traum jedes Teenagers, Juniorchef Gunter Sachs war berühmt als Playboy. Die Firma endete im Technikkonzern ZF, wo heute Elektroantriebe auch für Velos entwickelt werden. Bis das Velo wieder die Strassen beherrscht, braucht es aber noch

einiges. Benjamin Spielmann beschreibt in seinem bemerkenswerten Buch «Im Übrigen ging man zu Fuss» die frühere Alltagsmobilität der Schweiz. Ein Beispiel für die Geschichte des Pendlerverkehrs: Dem Personal der BBC in Baden standen in den Dreissigerjahren sechs Autoparkplätze, 24 Plätze für Motorräder und 1292 Plätze für Velos zur Verfügung.

Speziell sei die heutige Situation für den Versandhandel, heisst es. Neu ist diese Branche aber nicht. 1856 publizierte Aristide Boucicaut, der Gründer des Pariser Warenhauses Le Bon Marché, seinen ersten Versandkatalog. 1871 begann Johann Ackermann in Entlebuch mit dem Versandhandel von Textilien, auch Franz Jelmoli

lieferte schon Waren ins Haus. Viele einst bekannte Versandhäuser sind verschwunden. Neue sind aufgetaucht, seit 1993 das World Wide Web für kommerzielle Zwecke geöffnet wurde und den schwerfälligen Videotex (in Deutschland Bildschirmtext) abgelöst hat.

Ist Corona für die Versandhändler eine Goldgrube? Nicht unbedingt: Laut dem Branchenverband BEVH verzeichnete der deutsche Onlinehandel im März einen Umsatzrückgang um 20 Prozent. Bei der Bekleidung betrug der Rückgang 35 Prozent, bei Computern und Zubehör 23 Prozent, Homeoffice hin oder her.

Walter Jäggi

Europa kehrt zurück zur Reisefreiheit

Entscheid der Schengen-Staaten Am 15. Juni fallen fast alle Grenzkontrollen, die während der Corona-Krise eingeführt wurden. Die Schweiz macht mit und öffnet früher als ursprünglich geplant auch Richtung Italien.

Stephan Israel, Brüssel

Grenzen schliessen ist einfacher, als sie wieder zu öffnen. Aber das Chaos, als zu Beginn der Corona-Krise EU- beziehungsweise Schengen-Staaten ohne Absprachen Kontrollen an den Binnengrenzen über Nacht wieder einführen, will man jetzt beim Ausstieg vermeiden. Fast alle Schengen-Staaten, darunter auch die Schweiz, wollen am 15. Juni koordiniert die Einreisebeschränkungen aufheben.

Die Gefahr eines Flickenteppichs im Schengener Raum scheint also gebannt. Anlässlich einer Videokonferenz der Innenminister der Schengen-Staaten hätten zahlreiche Innenminister den Wunsch geäussert, zur Normalität zurückzukehren, wie der Bundesrat am Freitag mitteilte. Die Linie des Bundesrats entspreche derjenigen vieler europäischer Länder. Für die Schweiz nahm Staatssekretär Mario Gattiker an der Konferenz teil.

Raschere Normalisierung

Neu ist, dass die Schweiz am 15. Juni jetzt auch Richtung Italien und zu allen anderen EU-Staaten sowie mit Grossbritannien die Reisefreiheit wiederherstellt. In einem ersten Schritt hatten sich die Schweiz, Deutschland, Frankreich und Österreich bereits darauf geeinigt, die Grenzen untereinander zu öffnen. Die Schweiz begründet die Rückkehr zur Normalität innerhalb Schengens mit der positiven Entwicklung der epidemiologischen Lage.

Im Schengen-Raum, dem neben 22 EU-Staaten auch Norwegen, die Schweiz, Island und Liechtenstein angehören, sind stationäre Kontrollen an den Binnengrenzen im Prinzip untersagt. Nach Ausbruch der Corona-Pandemie haben fast alle Mitgliedsstaaten meist unabgesprochen Kontrollen eingeführt und nicht zwingend notwendige Einreisen untersagt. Sommerferien am Mittelmeer oder an der Ostsee schienen bis vor kurzem unrealistisch. Nun erfolgt die Rückkehr zu einer gewissen Normalität schneller als



Bald heisst es wieder freie Fahrt: Grenzübergang in Weil am Rhein. Foto: Keystone

erwartet rechtzeitig vor Beginn der Reisesaison.

Vorbehalte äusserten bei der Videokonferenz die Innenminister von Polen, Tschechien, Ungarn, Rumänien und Bulgarien. Die osteuropäischen EU-Staaten zögern noch mit dem Entscheid, auch wegen der Sorge, neue Corona-Fälle aus Nachbarländern zu importieren. Rumänien und Bulgarien sind allerdings ohnehin noch nicht Mitglieder des Schengener Raums. Ein Sonderfall sind Spanien und Portugal. So hatte die Regierung in Madrid eine Grenzöffnung einseitig verkündet, ohne Lissabon zu informieren, und musste darauf einen Rück-

zieher machen. Einige Länder seien noch nicht bereit und wollten die weitere Entwicklung der Pandemie abwarten, sagte EU-Kommissarin Ylva Johansson.

Drittstaaten-Einreise ab Juli?

Die Schwedin zeigte sich jedoch zuversichtlich, dass rechtzeitig zur Feriensaison zumindest innerhalb Europas wieder freie Fahrt gilt: «Ich glaube, dass spätestens Ende Juni die Reisefreiheit innerhalb des Schengen-Raums voll wiederhergestellt sein wird.» Sowohl die gesundheitliche als auch die politische Situation erlaube dies. Letztlich liege der Entscheid aber in der Kompetenz jedes einzelnen Mit-

gliedsstaats. Noch etwas länger wird es dauern, bis auch Reisen aus Drittstaaten in den Schengen-Raum wieder möglich sein werden. Viele Länder seien für eine Verlängerung der Einreisesperre bis Ende Juni, sagte Ylva Johansson. Die EU-Kommissarin will nächste Woche einen entsprechenden Vorschlag machen.

Anfang Juli könnten die Einschränkungen schrittweise aufgehoben werden. Allerdings gibt es unter den EU-Staaten noch Uneinigkeit, welche Kriterien für die Lockerungen vereinbart werden sollen. Die EU-Kommission will dazu Empfehlungen vorlegen. Spaniens Regierungschef Pedro Sánchez und sein italieni-

scher Amtskollege Giuseppe Conte drängten in einem Brief an EU-Kommissions-Chefin Ursula von der Leyen auf Vorsicht. Eine Öffnung der Aussen Grenzen dürfe nur koordiniert erfolgen. Die EU-Staaten müssten sich vorher auf einen gemeinsamen Grenzwert der Infektionsrate festlegen, ab dem Reisen aus Drittstaaten möglich sein könnten. Der deutsche Innenminister Horst Seehofer sprach von einer «differenzierten Lösung», je nach Coronavirus-Lage im Herkunftsland der Reisenden. Er nannte Länder wie die USA, Brasilien oder Russland, in denen die Lage noch deutlich angespannter ist als in Europa.

Wie Corona die Region prägen

Die Pandemie als Zäsur: Die Massnahmen gegen die Ausbreitung von Covid-19 waren einschneidend und betrafen unseren Lebensraum auf unterschiedlichste Weise. Nun kehrt die Trieregio zurück in eine Normalität. Doch manches davon hat bleibende Spuren hinterlassen, in der Wirtschaft, der Politik, in unserem Alltag. Die bz-Redaktion hat sich Gedanken gemacht, wo diese auftreten, und dazu fünf Thesen formuliert.

1

Corona zementiert die Grenzen

Patrick Marcolli

Ein deutscher Freund hat sich kürzlich gewundert, wie föderal sein eigenes Land eigentlich strukturiert ist. In der Coronakrise konnten die Länderfürsten ihre ganze Macht ausspielen. Selbst der nationale Gesundheitsminister hatte nicht die Kompetenz, darüber zu entscheiden, ob Fussballspiele weiter stattfinden dürfen oder nicht. Die Schweiz dagegen hat ganz anders agiert, ungewohnt zentralistisch. Schaut man aber genauer hin, so war es mit der einheitlichen Haltung nicht sehr weit her. Die beiden Basel gaben besten Anschauungsunterricht dafür.

Es grenzt an ein Wunder, dass die Kantonsgrenzen rund um die Stadt herum nicht auch von der Militärpolizei gesperrt und kontrolliert wurden. Selbstverständlich, so würden nun die Magistraten links und rechts des Dorenbachs und der Birs postwendend entgegenen, habe man in den Krisentagen jederzeit und sehr eng kooperiert und sich ausgetauscht. Den öffentlichen Beweis dafür sind sie aber schuldig geblieben. Wir haben in dieser Zeitung mehrfach auf die zeit- und inhaltsverschobene Kommunikation der Regierungsräte in Liestal und Basel hingewiesen. Hier wurde die Fasnacht abgesagt und das erste wirtschaftliche Unterstützungspaket präsentiert, dort der erste Coronatote mit einer Pressekonferenz an einem Sonntagnachmittag beklagt. Beizenschliessung, kantonaler Not-

stand, unterschiedliche weitere Unterstützungspakete – der Beispiele für Kantonlgeisthandeln wären noch viele. Man munkelt sogar, die Baselbieter Regierung habe in der Krisenzeit keinen Grund für die reguläre gemeinsame Regierungssitzung gesehen, respektive ihr sei kein Traktandum dafür eingefallen.

Sogar die Gegner einer Spital-Fusion können sich bestätigt sehen

Nun gut, wir sind natürlich froh darüber, dass die Coronakrise bis jetzt sowohl im Baselbiet wie in Basel-Stadt so gut gemeistert wurde. Dafür darf man die Politiker in Stadt und Land auch einmal loben. Im Nachhinein können sich sogar die Gegner der Spitalfusion in ihrer Haltung bestätigt sehen. Aber genau in diesem Erfolg liegt auch eine Gefahr. Die Kantonsgrenzen scheinen nach der Coronakrise dichter denn je. Wieso zusammenarbeiten, wenn es in der Not auch separat geht? Die Prognose ist nicht allzu gewagt: Eine substanzielle Annäherung der beiden Halbkantone wird es in nächster Zeit nicht mehr geben.

Am Montag übrigens wird die Basler Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann die Landesgrenzen symbolisch öffnen. Den Akt vollziehen werden mit ihr eine deutsche und französische Vertreterin. Auch die Baselbieter Regierungsrätin Kathrin Schweizer wird dabei sein. Dass man an sie gedacht hat, grenzt an ein Wunder.

2

Gesundheitsregion kommt gestählt hervor

Leif Simonsen

Die nächste Pandemie kommt. Ob in fünf oder in zwanzig Jahren, wissen wir nicht. Was wir wissen: Die Spitäler werden gerüstet sein. Das geringe Ausmass von Covid-19 war ein guter Stresstest, der die Stärken und Schwächen unserer Gesundheitsregion zu Tage gefördert hat. Als ausserordentlich stark hat sich die Zusammenarbeit zwischen den kantonseigenen Spitälern in Basel-Stadt und Baselland erwiesen. Bei der Bereitstellung der Kapazitäten habe es angesichts der Ernsthaftigkeit der Lage kein Konkurrenzdenken gegeben, heisst es aus Spitalkreisen. Im Fokus sei immer die Gesundheit der Bevölkerung gestanden – erst jetzt, da abgerechnet wird, beginnen die Spitaldirektoren an ihr Portemonnaie zu denken. Das stimmt zuversichtlich: Wenn es darauf ankommt, steht für die einst staatlichen Krankenhäuser, die seit der Entlassung in die Marktwirtschaft vor sechs Jahren im Verdacht stehen, dem Geld nachzurrennen, das Allgemeinwohl im Vordergrund.

Keine gegenseitigen Anschuldigungen – das hat Vertrauen geschafft

Aber: Kein Mucks darüber, dass die Testzentren in Münchenstein, in Lausen oder in der Predigerkirche defizitär waren. Keine gegenseitigen Vorwürfe, wonach man sich vor Verantwortung drücken würde – obwohl die staatlichen Spitäler in der Co-

ronakrise weit mehr Verantwortung übernahmen als die Privatspitäler. Das hat Vertrauen in die Spitäler geschaffen – und wird im Hinblick auf die Zukunft bestimmt in der einen oder anderen sinnvollen Zusammenarbeit der Baselbieter und Basler Krankenhäuser münden.

Spitäler werden weniger abhängig von Lieferketten sein

Besser gewappnet werden die Spitäler im Hinblick auf die nächste Pandemie vor allem in logistischer Hinsicht sein. Corona hat den Verantwortlichen vor allem in einer Hinsicht die Augen geöffnet: Nicht alles, was zum täglichen Spitalbetrieb gehört, ist innerhalb von wenigen Stunden verfügbar. Sind die komplizierten Lieferketten durchbrochen, können schnell existenzielle Nöte entstehen.

Einen Maskenmangel und einen Mangel an Schutzkleidung werden wir in den Spitälern nicht nochmals erleben. Hierfür werden die Baselbieter und Basler Spitäler Einkaufsgemeinschaften bilden, um Abhängigkeiten in Krisensituationen zu minimieren. Ebenfalls werden sie ihre Lagerbestände an Sauerstoff und Narkosemitteln wie Ketamin und Rohypnol auffüllen.

Die Spitalfusion des Universitätsspitals Basel und des Kantonsspitals Baselland ist seit dem Volksnein vom Tisch – doch die Zusammenarbeit wird in den nächsten Jahren intensiver sein als je zuvor.



Corona war allgegenwärtig. Was bleibt von der Krise?

n wird



Bild: Kenneth Nars (Basel, 12. Juni 2020)

3

Verkehr nach Corona: Baselland ist der Stadt voraus

Hans-Martin Jermann

In unserer Region sind mittlerweile fast wieder gleich viele Autos unterwegs wie vor dem Lockdown. Velos und E-Bikes boomen. Demgegenüber hat Corona öffentliche Massenverkehrsmittel in die Krise gestürzt. Bis ein Impfstoff gegen das Virus gefunden ist, werden viele den ÖV meiden. Auch mittel- bis langfristig werden die Frequenzen im ÖV kaum Vor-Corona-Niveau erreichen. Homeoffice und Flexibilisierung der Arbeitszeiten und -formen werden sowohl in Bahn, Tram und Bus als auch auf der Strasse Spitzenbelastungen brechen. Aus der aktuellen Baisse bereits abzuleiten, dass Milliarden-Projekte wie das Herzstück oder der Rheintunnel unnötig sind, wäre verfrüht. Ebenso falsch wäre es, jetzt das regionale ÖV-Angebot abzubauen. Das würde nach jahrzehntelanger Förderung eine gefährliche Abwärts-spirale in Gang setzen. Die tieferen Passagierzahlen werden aber auf den Kostendeckungsgrad drücken, der

ÖV wird teurer; tragen müssen diese Mehrkosten entweder der Staat oder die Pendler – oder beide.
Die Coronakrise beschleunigt bereits zuvor feststellbare Trends: Die Baselland Transport AG (BLT) kämpft seit Jahren mit stagnierenden Zahlen auf ihren Tramlinien. Andere Verkehrsträger wie Velo, E-Bike oder E-Trottinett laufen dem Tram den Rang ab. Die Mobilitätsbedürfnisse sind vielschichtiger und unberechenbarer geworden. Das zwingt die Transportunternehmen zu neuen Geschäftsmodellen und Abonnements-Ideen. In diesem Bereich sind die Baselbieter den Städtern für einmal einige Schritte voraus: Die BLT hat bereits 2018 mit Privaten das Verleihprojekt «Pick-E-Bike» lanciert und damit einen ersten Schritt hin zu einer umfassenden Mobilitätsanbieterin gemacht. Die Basler Verkehrsbetriebe (BVB) wollen nachlegen, wie sie im Februar kurz vor Ausbruch der Coronakrise bekanntgaben. Damit den BVB der Schritt in die Moderne gelingt, ist unternehmerische

Flexibilität nötig. Die angekündigte Volksinitiative zur Wiedereingliederung der BVB in die kantonale Verwaltung sind solchen Bestrebungen allerdings eher hinderlich.
Das Problem: Heilige Kühe wie etwa die bedingungslose Förderung des Trams blockieren die städtische Verkehrspolitik; Basel taugt daher nicht als Innovations-Labor für eine zukunftsgerichtete Mobilität. Dazu passt, dass ausgerechnet in der Velo-Stadt Basel im Frühling 2017 die Stimmberechtigten den Bau eines Velorings um die Innenstadt ablehnten. Ein Entscheid, der angesichts des aktuellen Velo-Booms erst recht unverständlich wirkt. Im Baselbiet kündigte Baudirektor Isaac Reber im Herbst 2019 den Bau von Veloschnellrouten an. Sie sollen massgeblich zur Bewältigung des Pendlerverkehrs in der Agglo beitragen. Es scheint, als hätten die Entscheidungsträger auf dem Land die passenderen Antworten auf die verkehrspolitischen Herausforderungen in Coronazeiten als ihre Kollegen in der Stadt.

4

Primarschulen werden künftig einheitlich geführt

Michael Nittnaus

Bildung ist der wertvollste Rohstoff der Schweiz. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Daher ist es fast schon paradox, dass wohl mit keinem Lebensbereich während des Corona-Lockdowns unterschiedlicher umgegangen wurde als mit dem Schulunterricht. Corona lehrte uns daher vor allem eines: Bildung ist nicht gleich Bildung. Die beiden Basel, die im Bildungsbereich so eng verzahnt sind, dass Allschwiler ohne Probleme im Nachbarkanton ans Gymnasium gehen können, drifteten auseinander. Die Bildungsdirektoren Conradin Cramer (BS) und Monica Gschwind (BL) beteuerten zwar immerzu, wie oft sie sich während der Coronakrise absprachen, dennoch fielen die Entscheide zu Fern- und Präsenzunterricht oft unterschiedlich aus. Stichwort: Mittelschulen-Neustart seit dem 8. Juni.
Noch unverständlicher als die interkantonalen Differenzen sind aber jene innerhalb des Basellands.

Der «Gemeindeligeist» griff um sich. Das Amt für Volksschulen (AVS) gab zwar für die Phase des Lockdowns ab dem 16. März wie auch für die Wiederaufnahme des Präsenzunterrichts ab dem 11. Mai jeweils Schutz- und Umsetzungskonzepte vor, doch in der Praxis waren und sind die Unterschiede gerade zwischen den Primarschulen gewaltig. Hier mussten die Kinder ihren Schulstoff für den Fernunterricht einer ganzen Woche in Tragetaschen beim Schulhaus abholen, dort wurde bereits ab der dritten Primar auf Lernen am Laptop gesetzt.
Gemeinden und Kanton sollten gemeinsam Primar-Träger sein
Am Konzept für den Präsenzunterricht verzweifelte dann so mancher Schulleiter endgültig, so schwammig waren die Vorgaben von Bund und Kanton – und sind es bis heute. Leidtragende sind die Kinder, die je nach Wohnort nicht dieselben Voraussetzungen hatten, während der Coronakrise am Ball zu bleiben. Träger der

Kindergärten und Primarschulen in Baselland sind die Gemeinden. Sie haben zwar schon heute nur noch wenig Gestaltungsspielraum, vieles ist vom AVS vorgegeben. Doch dank der jüngsten Erkenntnisse wird im Schulwesen nochmals ein Umdenken stattfinden. Seit vergangenem Herbst sind sowieso drei Postulate bei der Regierung hängig: Sie muss prüfen, ob es Alternativen zum heutigen System gibt und auch, ob wie bei den Sekundar- auch bei den Primarschulen der Kanton die Trägerschaft übernehmen sollte. So weit wird es nicht kommen. Die Gemeinden wollen ihre vielseitig genutzten Schulhäuser sicher nicht aus der Hand geben. Doch die Chancen stehen gut, dass der Kanton über alle schulischen Inhalte noch stärker verfügt als heute mit Lehrplan und Stundentafel. Die Lösung – und auch hierzu hat der Landrat einen Vorstoss überwiesen – könnte eine geteilte Trägerschaft (und Finanzierung) der Primarstufe sein. Und das nicht nur während einer Pandemie.

5

Corona lässt die Grenzen verschwinden

Benjamin Rosch

Auch wenn Corona für weite Teile der Basler Bevölkerung unsichtbar blieb, diese Massnahme war es nicht: Plötzlich standen in der Langen Erlen bewaffnete Grenzwächter und mahnten unvorsichtige Jogger und Spaziergänger zur Umkehr. So eng ist die Region mit den Nachbarn aus Deutschland und Frankreich verwachsen, dass viele Baslerinnen und Basler wohl gar nicht den genauen Grenzverlauf kennen. Oder besser kannten.
Gegenseitige Hilfe wirkt nachhaltig
Im postcoronalen Zeitalter werden die Landes- im Unterschied zu den Kantonsgrenzen noch unwichtiger werden. «Aus virologischer Sicht macht das Schliessen der Grenzen keinen Sinn», sagte der Basler Kantonsarzt Thomas Steffen früh, und hielt stattdessen die internationale Zusammenarbeit hoch. Was die Schweiz etwa in Bezug auf Italien

stark vermissen liess, geschah in der Region: ein guter Informationsaustausch und spontane Hilfe. Zum Beispiel als es darum ging, Patienten aus dem Elsass aufzunehmen.
Nicht ohne Grund. Unser Gesundheitssystem lässt sich ohne Arbeitskräfte aus dem Elsass nicht in dieser Form aufrechterhalten. Hätte Emmanuel Macron tatsächlich das französische Gesundheitspersonal in Frankreich behalten, wäre die ohnehin schon nationalistische Antwort Europas noch verheerender ausgefallen – mit katastrophalen Auswirkungen für die Region Basel. Das Gegenteil traf ein. Nach und nach normalisierte sich der Verkehr für die Grenzgänger. Was aber blieb, ist der Eindruck einer grossen gegenseitigen Abhängigkeit. Angesichts dieser wirken Debatten über eine 3er-Verlängerung nach Saint-Louis aus Sorge um den Basler Detailhandel dann schon recht kleingeistig. Zumal auch dieser Teil der Grundversorgung kaum aufrechtzuerhalten wäre ohne die tausenden Arbeitnehmenden,

welche täglich die Grenzen passieren. Und auch in Deutschland dürften Diskussionen um Schweizer-freie Shoppingtage jetzt verstummen. Wenn hier schon der Detailhandel mit den Folgen der Pandemie zu kämpfen hatte, wie leer müssen dann die auf das Franken-Publikum ausgerichteten Supermärkte in Lörrach und Grenzach gewirkt haben?
Eine wichtige Rolle werden auch die Naherholungsgebiete spielen. Inzwischen werden sich wohl die meisten an den spärlichen Naherholungszentren sattgesehen haben, welche die unmittelbare Umgebung zu offerieren hat. Der Sommer bietet die ideale Gelegenheit, die Petite Camargue oder den Schwarzwald zu erkunden, während die Weiler endlich auch wieder in die Langen Erlen pilgern dürfen.
In der Krise rückte die Schweiz zusammen, wird gerne kolportiert. Zumindest für die Region Basel gilt dies auch in Bezug auf die Nachbarn ennet der Grenze. Den geschlossenen Übergängen zum Trotz.

Warten auf die Einkaufstouristen

Reportage aus Weil am Rhein Die Umsatzeinbrüche für Basels deutschen Nachbarn sind enorm. Wie sich die Kleinstadt auf die Grenzöffnung nächste Woche vorbereitet.

Maren Meyer (Text)
und **Pino Covino** (Fotos)

Dieses Jahr stimmt etwas nicht. Das spürt Jörg Stücklin an seinen Tomaten. In seinem Blumenladen ist das Strauchgewächs der Renner und zu dieser Jahreszeit normalerweise lange ausverkauft. Aber jetzt blieb er auf dem Gemüse sitzen. Während des Lockdown war seine Blumenoase in Weil am Rhein über Wochen geschlossen – das erste Mal seit 20 Jahren. Kurzarbeit und Notkredite blieben ihm verwehrt, weil seine zweite Firma nicht vom Lockdown betroffen war. Und selbst als die Geschäfte wieder öffneten, blieb ein Grossteil seiner Kundschaft fern. Weil sie nicht kommen durfte.

Am Montag gehen in der Schweiz die Grenzen zu Deutschland offiziell wieder auf. Die lang herbeigesehnten Einkaufstouristen dürfen kommen. Stücklin ist vorbereitet. Die grosse Hortensienlieferung aus Holland ist soeben eingetroffen. Eigenhändig schleppt und schiebt er die Blumenkübel aus dem Lastwagen. Die Schweizer Kunden fehlten im sehr. «Ich bin dankbar, wenn sie wiederkommen», sagt er.

«Bitte, liebe Schweizer, tragt eine Maske»

Ein paar Strassen weiter im Einkaufszentrum Rhein Center sind die Gänge und Filialen an diesem Vormittag fast menschenleer. Die eigenen Schritte hallen in den Center-Passagen nach. Desinfektionsspender an jedem Eingang, Klebestreifen am Boden, und immer wieder mahnt ein Hinweisschild zum Maskentragen.

Wie stark das Center und alle anderen Detailhändler der Grenzgemeinden zur Schweiz und Frankreich von den ausländischen Kunden abhängig sind, zeigte sich erst richtig, während die Grenzen geschlossen waren. Im Bundesland Baden-Württemberg brachen laut Industrie- und Handelskammer Hochrhein-Bodensee die Umsätze allein im Lebensmitteldetailhandel um bis zu 60 Prozent ein. Letztes Jahr haben Schweizer Kunden in den Landkreisen Lörrach, Waldshut und Konstanz für rund 1,5 Milliarden Euro eingekauft.

Den Händlern im Rhein Center brach von einem auf den anderen Tag über die Hälfte der Kundschaft weg. Normalerweise finden im Jahr 6,5 Millionen Kunden den Weg ins Center.

Maskiert und schnellen Schrittes läuft Alev Kahraman durch das Center. Seit Mai letzten Jahres ist sie die Managerin, jetzt hat sie besonders viel zu tun. Seit einigen Wochen erhält ihr Büro bis zu 15 Anrufe am Tag von Kunden aus



Arztbesuch über der Grenze: Hans-Ueli Moll und Partnerin Astrid Nebel nutzen den Anlass für einen Einkauf.

der Schweiz und Frankreich, die wissen wollen, wann sie wieder zum Einkaufen kommen können. Sie und die über 50 Ladeninhaber des Centers freuten sich auf die Grenzöffnung, sagt sie, ja, die Umsätze hätten, wie überall, stark gelitten. Zur Feier des Tages hatte sie Livemusik geplant. Doch der Wunsch wurde ihr verwehrt, man wolle keinen Volksfestcharakter.

Sosehr man sich auch freut, ist da noch diese eine Sache, die Kah-

raman Sorgenfalten auf die Stirn treibt: die Maskenpflicht im Einkaufszentrum – die es in der Schweiz nicht gibt. Und so kämen bereits jetzt einzelne Besucher ohne Maske, die sich teilweise recht uneinsichtig zeigten. «Bitte, liebe Schweizer», sagt Kahraman in flehendem Ton, «bitte, tragt eine Maske.» Wer keine habe, könne vor Ort eine kaufen. Wer sich weigere, dem bleibe der Zutritt zum Center verwehrt.

In Deutschlands umsatzstärkster Marktkauf-Filiale sind von den 27 Kassen an diesem Tag nur 3 besetzt. Auf einer Bank ruhen sich Hans-Ueli Moll und seine Partnerin Astrid Nebel aus. Das Paar ist aus Bottmingen BL für einen Zahnarztbesuch ins deutsche Städtchen gekommen. Und hat die Zeit für einen kleinen Lebensmitteleinkauf genutzt. Angst, an der Grenze deswegen gebüsst zu werden, haben sie offenbar

nicht. «Bevor die Grenzen schlossen, sind wir einmal in der Woche hierher zum Einkaufen gekommen», sagt Moll.

Die Ungeduld steigt auf beiden Seiten der Grenze. Die Sperrzäune auf der französischen Seite seien regelmässig eingetreten, erzählt Center-Managerin Kahraman. Wie gross der Ansturm am Montag sein werde, sei für den deutschen Zoll nicht kalkulierbar, sagt Florian Richter, Sprecher der Generalzolldirektion. Das Personal werde entsprechend Vor-Corona-Zeiten an den vorhandenen Serviceschaltern eingesetzt.

Fleisch steht zuoberst auf der Einkaufsliste

Offiziell öffnet Deutschland seine Grenzen zur Schweiz erst in der Nacht von Montag auf Dienstag. Doch bereits jetzt sind viele Grenzübergänge offen. Wer seine Mehrwertsteuer zurückverlange, könne dies ohne Probleme tun, bestätigt der Zoll. Diese wird ab Juli nur noch 16 statt 19 Prozent betragen. Die Bagatellgrenze von 50 Euro, ab der die Mehrwertsteuer zurückgefordert werden darf, bleibt bestehen.

Der Marktkauf im Rhein Center füllt am Wochenende seine Lager auf. Ganz oben auf der Einkaufsliste der Schweizer Kunden:

«Von Gewinnen brauchen wir dieses Jahr gar nicht mehr zu reden.»

Jörg Stücklin
Inhaber Blumenoase

Fleisch, Fleisch und Fleisch. Das weiss auch Ahmet Dogan, Inhaber des Kebab- und Pizza-Grills Dünja. Eine halbe Tonne Dönerfleisch lagert bereits im Kühlschrank seines Ladens und wartet auf hungrige Kunden. «Das sollte die erste Woche reichen», meint er. Rund 100 Kilo Fleisch verkauft er in der Regel täglich an seine Gäste – die meisten kommen aus der Schweiz. «Ich hätte aber keinen Monat länger durchhalten können», sagt er.

In der Blumenoase von Jörg Stücklin drängen sich die Orchideen in allen Farben aneinander. Wie ein Mahnmal erinnern sie ihn an Ostern. Für Stücklin ein verlustreicher Tag. Bereits vor dem Lockdown hatte er die Pflanzen für Tausende Euro gekauft. Kunden kamen keine. Auch wenn sich dies bald ändert: «Von Gewinnen», sagt er, «brauchen wir dieses Jahr gar nicht mehr zu reden, es geht nur noch um Umsatz.»



Sie freuen sich auf Kunden: Blumenhändler Jörg Stücklin, Managerin Alev Kahraman vom Rhein Center und Dönerverkäufer Ahmet Dogan mit Kollege (von links).

Schweizer Lockdown hat 52'000 Tote verhindert

So wirkten die Corona-Verordnungen Was wäre passiert, wenn Regierungen in aller Welt im März nicht Massnahmen gegen die Ausbreitung des Virus ergriffen hätten? Epidemiologen haben das erforscht. Eine ETH-Expertin sagt, was die Resultate wert sind.

Alexandra Bröhm

Ob der Lockdown wichtig und richtig war, darüber haben wir in den letzten Wochen viel gestritten. Forscher des Imperial College London haben nun untersucht, wie wirkungsvoll die Massnahmen der letzten Monate in elf europäischen Ländern tatsächlich waren. Ihre Auswertung ist im Fachmagazin «Nature» erschienen. Sie ist also, anders als viele Studien, die in den letzten Wochen für Aufregung sorgten, bereits von Kollegen begutachtet und überprüft worden. «Weil die Massnahmen mit grossen wirtschaftlichen und sozialen Kosten verbunden sind, ist es entscheidend, ihre Wirksamkeit zu verstehen», schreibt das Forscherteam, das aus Statistikern und Epidemiologen besteht.

Lockdown am effektivsten

Für die Schweiz präsentieren die Wissenschaftler eindrückliche Zahlen: Die Massnahmen zur Eindämmung der Pandemie hätten hierzulande bis Anfang Mai rund 52'000 Todesopfer verhindert. Hätten Bund und Kantone überhaupt nichts gegen die Ausbreitung des Virus unternommen, also beispielsweise auch keine Verhaltensregeln kommuniziert, wären in der Schweiz bis zu diesem Zeitpunkt ungefähr 54'000 Menschen gestorben. Ähnlich sieht die Analyse für andere europäische Länder aus wie Deutschland (570'000 Tote), Österreich (66'000), Italien (670'000) oder Frankreich (720'000).

Massnahmen wie Social Distancing, Grenzschliessungen, Schulschliessungen, Quarantäne und der Lockdown des öffentlichen Lebens hätten die Infektionszahlen im Durchschnitt der elf Länder insgesamt um 81 Prozent senken können, haben die Forscher berechnet.

Die Massnahme mit der grössten Wirkung war dabei der Lockdown, also die drastische Einschränkung der Mobilität der Menschen. Bei den übrigen Massnahmen war es schwieriger, einen Unterschied festzustellen, weil sie zeitlich teilweise in kurzem Abstand hintereinander folgten. Auch die Reproduktionszahl sei so von einem exponentiellen Wachstum von 3,8 auf einen Wert unter 1 gesunken.

Der englische Epidemiologe Neil M. Ferguson, der an der aktuellen Studie beteiligt war, hat die britische Regierung im März zu einem Lockdown überzeugt und liefert sich im Moment einen Schlagabtausch mit Premier Boris Johnson. Ferguson hat errechnet, dass in England 25'000 Menschen weniger gestorben wären, wenn der Lockdown schon eine Woche früher angeordnet worden wäre.



Der Sechseläutenplatz in Zürich Ende März: Die Bevölkerung wurde aufgerufen, zuhause zu bleiben – und das tat sie auch. Foto: Urs Jaudas

So viele hätten sterben können

Ohne Gegenmassnahmen wären bis zum 4. Mai so viele Menschen gestorben, in 1000

Frankreich	720
Italien	670
Deutschland	570
Grossbritannien	500
Spanien	470
Belgien	120
Österreich	66
Schweiz	54
Dänemark	34
Schweden	28
Norwegen	12

Grafik: db / Quelle: Imperial College London/«Nature»

Vor einigen Wochen stand Ferguson allerdings selbst unter Beschuss, weil ihn seine Geliebte während des Lockdown in England zu Hause besucht hatte, als dies eigentlich verboten war. Ferguson hatte sich damals aber bereits von seiner eigenen Covid-19-Erkrankung erholt und war deshalb überzeugt, dass der Besuch problemlos sei.

Als Basis für die Berechnungen dienten die Todeszahlen aus den einzelnen Ländern. Denn sie seien im Vergleich zu den Infektionszahlen, die stark von den Teststrategien abhängen, als Wert verlässlicher. Gleichzeitig machen die Epidemiologen jedoch die Einschränkung, dass auch die Todeszahlen kein perfektes Abbild der Realität geben, weil nicht alle Länder sie gleich konsequent erfassen. Insgesamt kommen sie zum Schluss: «Unsere Resultate zeigen, dass gross an-

gelegte, nichtpharmazeutische Massnahmen und vor allem der Lockdown einen grossen Einfluss darauf haben, dass die Ansteckungsraten zurückgehen.»

Vergessene Faktoren

Was sagen Schweizer Experten zu diesen hohen Zahlen? «Das ist eine spannende und wichtige Studie», sagt Mathematikerin Tanja Stadler von der ETH Zürich, die mit ihrem Team ebenfalls Berechnungen zur Pandemielage in der Schweiz durchgeführt hat. «Dass der Lockdown in der Schweiz mehrere Zehntausende Tote verhindert hat, leuchtet ein», sagt Stadler. Die Autoren der aktuellen Studie versuchten ausserdem, erstmals in einer begutachteten Studie rückblickend die Wirksamkeit der Massnahmen im europäischen Vergleich zu untersuchen.

Zwei Faktoren gingen bei der Berechnung laut Stadler aber vergessen. Einer der Faktoren hätte die Zahlen noch weiter in die Höhe getrieben, der andere wirke jedoch eher senkend. «Was die englischen Forscher nicht miteinbezogen haben, ist das Verhalten der Menschen.» Selbst ohne Vorgaben der Behörden hätten sich die Menschen, wenn die Todeszahlen rapide gestiegen wären, vorsichtiger verhalten, was eindämmend gewirkt hätte. Gleichzeitig habe die Studie aber nicht berücksichtigt, dass bei so hohen Fallzahlen das Gesundheitssystem kollabiert wäre. Und das hätte sich wiederum in noch grösseren Todesraten ausgewirkt. Aber in jedem Fall, und das zeigen auch die Analysen der ETH, hätten die vom Bund getroffenen Massnahmen die Epidemie stark abgebremst.

Hintergrund

Die nächste Bewährungsprobe

Gastbeitrag zur Corona-Bewältigung Die Schweiz hat in der Krise Gemeinsinn bewiesen. Auch künftig ist Solidarität gefragt: Systemrelevante Arbeitskräfte – mehrheitlich Frauen – müssen finanziell bessergestellt werden. Der Innenminister zieht Bilanz.

Alain Berset

Unser Alltag fühlt sich gleichzeitig vertraut und doch fremd an. Gelockert, aber noch nicht locker. Trottoirs und Strassen sind fast so belebt wie vor der Krise, Schulen sind endlich wieder offen, die Wirtschaft nimmt wieder Fahrt auf. Aber die Gefahr eines Rückfalls bleibt präsent, die Vorbereitungen für eine mögliche zweite Welle laufen.

Das Virus ist noch da, und die Abstands- und Hygieneregeln sind noch immer unverzichtbar. Sorglosigkeit könnte sich rächen. Das ist ein täglicher Balanceakt zwischen Lebensfreude und Selbstdisziplin, zwischen Aufatmen und Sorge. Ist es auch ein Balanceakt zwischen Eigenverantwortung und Gemeinsinn? Nein, der vermeintliche Gegensatz hat sich in der Corona-Krise als Begriffspaar erwiesen, das unsere Gesellschaft verklammert.

Wir konnten es in den letzten Wochen und Monaten erleben: Verantwortung ist nicht teilbar in Verantwortung für sich selbst und Verantwortung für die anderen. Wer sich vorsichtig verhält, schützt die anderen. Und indem die anderen sich vorsichtig verhalten, schützen sie uns. Eigenverantwortung führt so zu solidarischem Handeln und befördert den Gemeinsinn.

Wir haben gezeigt, dass wir füreinander da sind, wenn es darauf ankommt. Unabhängig davon, ob wir selbst zu stärker Gefährdeten gehören oder nicht. Trotz der grossen kulturellen und sprachlichen Vielfalt in unserem Land und trotz der weltanschaulichen Differenzen. Allen – fast allen – war und ist bewusst, dass Nachlässigkeit oder gar Rücksichtslosigkeit all das gefährdet, was wir in den letzten Monaten zusammen erreicht haben.

Die Schweiz verdankt ihre Stabilität der ständigen Suche nach einem für alle akzeptablen Weg. Dieses Vorgehen hat sich auch in der Corona-Krise bewährt. Der Bundesrat hat stets versucht, eine Balance zu finden zwischen dem Gesundheitsschutz und den Anliegen der Wirtschaft, zwischen Freiheit und Kontrolle. Zwischen Massnahmen, die epidemiologisch geboten waren, und der gesellschaftlichen Akzeptanz dieser Massnahmen.

Wären Massnahmen zu früh gelockert worden, hätte dies wahrscheinlich wieder zu einem starken Anstieg der Infektionsrate geführt, was wiederum noch drastischere Einschnitte notwendig gemacht und die Wirtschaft noch viel stärker gelähmt hätte.

Der Bundesrat hat – wie es unserer demokratischen Kultur entspricht – stark auf Eigenverantwortung und Einsicht gesetzt. Auf Argumente und nicht auf Verbote und Kontrollen. Planbarkeit, Nachvollziehbarkeit und Transparenz sollten die Umsetzung der Schliessungs- und Öffnungsschritte begleiten.

So konnten wir einen echten «Lockdown» verhindern, auch wenn dieser schmissige Begriff in aller Munde war. In der Schweiz wurde niemand zu Hause eingeschlossen. Die Wirtschaft hat hierzulande stets zu 70 bis 80 Prozent weitergearbeitet, während es in anderen Ländern wie Italien oder Spanien zu einer viel weiter gehenden Stilllegung kam.



Das Personal in Spitälern und Heimen braucht mehr als Lippenbekenntnisse: Bundesrat Alain Berset in einem Zürcher Altersheim. Foto: Ennio Leanza (Keystone)

Es sind überwiegend Frauen, die diese unverzichtbare Arbeitsleistung im Pflegesektor erbringen.

War der Mittelweg, den wir als Land beschritten haben, der Weg des geringsten Widerstandes? Nein, es war der Weg der Vernunft und der Verhältnismässigkeit. Natürlich hat es manchmal auch gerumpelt, aber im Nachhinein ist man immer klüger.

Wir haben in den letzten Monaten bewiesen, dass unsere Demokratie eine Krise der öffentlichen Gesundheit keineswegs schlechter bewältigt als autoritäre oder zentralistisch organisierte Staaten, denen der Ruf voraus-eilt, sie reagierten ungleich schneller und effizienter auf solche Herausforderungen.

Die behäbige Schweiz? Wir gehörten zu den ersten Ländern, die gehandelt und grosse Veranstaltungen verboten haben. Danach haben wir den Massnahmenkatalog rasch erweitert und zum Beispiel Homeoffice dringend empfohlen, gewisse Betriebe und die Schulen geschlossen sowie die Grenzen kontrolliert.

Die Ausrufung der «ausserordentlichen Lage» war, obwohl im Epidemien-gesetz vorgesehen und demokratisch legitimiert, ein Schock für die freiheitsliebende Schweiz. Aber sie hat die Demokratie nicht geschwächt. Sie bleibt eine kurze Episode und wird in den nächsten Tagen wieder aufge-

hoben. Unser Parlament ist wieder an der Arbeit, und die Debatten werden mit gewohnter Intensität ausgetragen.

Auch innerhalb des Bundesrats sind wir uns treu geblieben. Wir haben stets offen diskutiert, häufig auch kontrovers. Das hat die Entscheidungsfindung verbessert. Und ein weiterer Vorteil des Kollegialsystems trat deutlich zutage: Auch bei schnellen und drastischen Eingriffen ruht die Last der Verantwortung auf mehreren Schultern.

Der Bundesrat war in den letzten Wochen mit allen im ständigen Gespräch, mit den Kantonen, den Parteien, den Sozialpartnern, Verbänden, der Wissenschaft sowie den Nachbarländern, der Europäischen Union und der Weltgesundheitsorganisation. Es war ihm wichtig, dass auch in der ausserordentlichen Lage Entscheide föderalistisch breit abgestützt waren.

Lange Zeit war unser Alltag kaum wiederzuerkennen – und in genau dieser Zeit trat am deutlichsten zutage, was die Schweiz ausmacht: Pragmatismus, Gemeinsinn, Flexibilität, Bescheidenheit.

Egal, vor welche Herausforderung unser Land künftig gestellt werden wird, wir können uns auf diese Ressourcen verlassen. Und ebenso auf unsere Institutionen und auf die unzähligen Menschen, die den Laden auch in Krisenzeiten am Laufen halten.

Die Schweiz hat in den letzten Wochen jederzeit funktioniert, vom Gesundheitssystem über die Müllabfuhr bis zur Versorgung mit Lebensmitteln,

Wasser und Energie. Dass wir das alles für so selbstverständlich halten, beweist gerade, dass die Schweiz ein aussergewöhnlich robustes Land ist.

Bei zahlreichen Besuchen vor Ort erlebte ich in den letzten Wochen das eindruckliche Engagement der Menschen in dieser Krise: bei der Spitex Köniz ebenso wie im Alterszentrum Trotte in Zürich und im Drive-in-Testzentrum in Luzern. In den Spitälern von Sitten, Genf und Bern ebenso wie beim Treffen mit der Tessiner Regierung und beim Besuch der Hotline für psychologische Erste Hilfe in Chur.

In den letzten Jahrzehnten wurde der Aufstieg von Individualismus und Egoismus rituell als unaufhaltsam beklagt. Unser Umgang mit der schwersten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg hat indes eindrucklich gezeigt: Der Gemeinsinn lebt. Unsere vermeintlich auseinanderdriftende Gesellschaft hat sich als solidarisch erwiesen: Die Zeit der physischen Distanzierung war und ist auch eine Zeit der sozialen Nähe, nicht zuletzt auch zwischen den Generationen.

Diese Solidarität ist auch künftig gefragt: In der Corona-Krise haben wir die physisch Schwächeren geschützt – nach der Corona-Krise wird es darum gehen, die wirtschaftlich Schwächeren zu schützen und zu unterstützen. All jene, die ihre Arbeit verloren haben oder die ihr Unternehmen nur knapp über die Runden gebracht haben. Das ist nicht nur eine Frage der gesellschaftlichen Fairness, sondern auch eine Frage der wirtschaftlichen Chancengleichheit.

Eine Ressource werden wir nach der Krise ganz besonders brauchen –

unseren Sinn für gesellschaftliche Fairness. Es ist uns allen bewusst geworden: Gerade in sogenannten systemrelevanten Berufen werden zum Teil tiefe Löhne bezahlt, sind die Arbeitsbedingungen oft schlecht – von der Alterspflege über die Kinderbetreuung bis zur Lebensmittelversorgung. Die einschlägige Begründung lautet, die Wertschöpfung sei bei diesen Tätigkeiten halt gering. Ökonomisch mag das stimmen, aber dafür ist die soziale Wertschöpfung umso höher. Ein faires Land sucht aktiv nach seinen Gerechtigkeitslücken und wartet nicht selbstgefällig ab, bis diese unübersehbar klaffen.

«Systemrelevante Berufe»? Bezeichnen wir diese Tätigkeiten doch künftig als das, was sie sind: «lebenswichtige Berufe». Es sind überwiegend Frauen, die diese unverzichtbare Arbeitsleistung im Sorgen- und Versorgungsektor erbringen, häufig in Teilzeit-pensen, was zudem noch negative Folgen für die Altersvorsorge hat. Wer es mit der Wertschätzung der lebenswichtigen Berufe ernst meint, drückt diesen Wert auch in Franken aus.

Das setzt allerdings voraus, die vermeintlich «weichen» Jobprofile, also die sogenannten Frauenberufe, endlich als das anzuerkennen, was sie tatsächlich sind: besonders hart und auslaugend. Werden wir nach dieser Krise den politischen Willen aufbringen, die festgestellten Missstände auch zu beheben? Oder mutiert unsere Wertschätzung für die «systemrelevanten» Berufe dann wieder diskret zum rein rhetorischen, also billigen Bekenntnis?

Das ist unsere nächste, wichtige Bewährungsprobe.

Video- und Audiobeiträge



«Historischer Entscheid: Fasnacht wegen Corona-Virus abgesagt», Wochengast:
Dr. Lukas Engelberger, Vorsteher des Gesundheitsdepartements Basel-Stadt
(Radio SRF, Regionaljournal BS/BL, 28. Februar 2020, 26:54 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=dc3bb0de-c6aa-48b7-b9a3-febd66f8134c>



«Predigerkirche wird Aussenstation des Basler Unispitals»
(Radio SRF, Regionaljournal BS/BL, 4. März 2020, 5:01 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=8291007b-d042-41d2-b997-a87a166d64f9>



Gespräch mit Maurus Ebnetter, Präsident des Wirtverbandes Basel-Stadt
(Telebasel Talk, 12. März 2020, 10:13 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=14761cfa-18db-4cd4-9bee-641b3aa47047>



Gespräch mit Professor Manuel Battegay, Chefarzt Infektiologie und Spitalhygiene
am Universitätsspital Basel, und dem Epidemiologen Professor em. Marcel Tanner
(Telebasel Talk, 29. April 2020, 10:14 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=3d8ba9ea-9b57-42e5-81e2-3c1077a77184>



«Voll-Öffnung der Schulen umstritten»
(Radio SRF, Regionaljournal BS/BL, 30. April 2020, 6:38 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=6069c48f-47ca-49e1-bde2-09debb6caadf>



«Wir wissen wenig darüber, was das Virus im Körper anrichtet»,
Gespräch mit Professor Alexandar Tzankov, Fachbereichsleiter Histopathologie und
Autopsie am Universitätsspital Basel
(Radio SRF, Regionaljournal BS/BL, 15. Mai 2020, 13:24 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=7ee1f2d6-a528-407b-9ba2-b29faed48248>



Eine Auswahl von Dani von Wattenwyls «Anti-Corona-Gedichten»
(Telebasel, 6:07 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=4d302472-8cfa-47a7-8130-65873b406fd9>



«Die Corona-Krise und die Begriffe des Alltags: Lockdown»
(Kurzfilm von Christian Aeberhard, 1:19 min)
<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/dossier/c2d2d0b3-a4d4-4b59-8690-7bfac3bcadf5/media=5b69d9fe-324b-40a6-ad5e-bcaff037740e>

Impressum

Basler Stadtbuch, Dossier 2020:
Basel in der Corona-Krise (I)

Redaktion: Christoph Merian Stiftung, Abteilung Kultur
Redaktionsschluss: Juni 2020
Lektorat und Korrektorat: Dr. Rosmarie Anzenberger
© 2020 Leitartikel (S. 2–6): Nathalie Baumann
© 2020 Bildstrecke (S. 7–13): siehe Bildlegenden
www.baslerstadtbuch.ch

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung, www.cms-basel.ch
www.baslerstadtbuch.ch